

GESICHTER DER ADMINISTRATIVEN VERSORGUNG

PORTRÄTS VON BETROFFENEN

VISAGES DE L'INTERNEMENT
ADMINISTRATIF
PORTRAITS DE PERSONNES
CONCERNÉES

VOLTI DELL'INTERNAMEATO
AMMINISTRATIVO
RITRATTI DI PERSONE
INTERNATE

VOL. 1

Ruth Ammann, Thomas Huonker, Jos Schmid (Fotografien)

Ruth Ammann, Thomas Huonker
Jos Schmid (Fotografien)

GESICHTER DER ADMINISTRATIVEN VERSORGUNG

PORTRÄTS VON BETROFFENEN

**VISAGES DE L'INTERNEMENT
ADMINISTRATIF**
PORTRAITS DE PERSONNES
CONCERNÉES

**VOLTI DELL'INTERNAMEATO
AMMINISTRATIVO**
RITRATTI DI PERSONE
INTERNATE

Herausgegeben von der Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen
Édité par la Commission indépendante d'experts (CIE)
Internements administratifs
A cura della Commissione peritale indipendente (CPI)
Internamenti amministrativi

Mit Beiträgen von / Avec des contributions de / Contributi di
Beat Gnädinger, Ruth Ammann, Danielle Berthet,
Claudio Conidi, Mirjam Häsler Kristmann,
Kevin Heiniger, Thomas Huonker, Laurence Kohli,
Daniel Lis, Marco Nardone, Lorraine Odier,
Laura Schneider, Alfred Schwendener

BILDER MACHEN

von Beat Gnädinger und Ruth Ammann

Bilder sind immer gemacht. Von Menschen, die von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierung betroffen waren, machen sich viele Leute seit je Bilder und halten diese fest, in schriftlicher Form oder in Form von Fotos, mitunter auch von Filmaufnahmen, in seltenen Fällen mit malerischen Mitteln. Diese Bilder wurden und werden verbreitet und sind wirkmächtig.

Einzelfotografien von Betroffenen sind in der Schweiz nicht allzu dicht überliefert; nicht jede Person, die einer fürsorgerischen Zwangsmassnahme oder einer Fremdplatzierung unterzogen wurde, wurde automatisch fotografiert. War das der Fall, lassen sich die entsprechenden Aufnahmen einreihen in eine Polizeitradition, das heisst, dass es sich in der Regel um Porträtabbildungen handelt, die beim Eintritt in eine Vollzugsanstalt gemacht wurden. Das primäre Motiv lag darin, die abgebildete Person zu einem späteren Zeitpunkt wieder identifizieren zu können. Die Herstellung solcher Aufnahmen sollte dem beziehungsweise der Abgebildeten aber immer auch bewusst machen, dass sich

sein beziehungsweise ihr Konterfei nun im Besitz der Behörden befindet und es damit künftig schwerer sein würde, sich deren Zugriff zu entziehen.

Über die behördlichen Porträtaufnahmen hinaus ist in schweizerischen Archiven eine Anzahl von Einzel- und Gruppenaufnahmen überliefert, die Eindrücke von der Lebenswirklichkeit von Betroffenen vermitteln wollen. Ein Teil dieser Aufnahmen wurde gemacht mit der Absicht, zu zeigen, wie prekär diese Lebensverhältnisse waren, so etwa die Bilder von Paul Senn oder Jakob Tuggener. Andere wurden zum Beispiel von der Leitung einer Vollzugsanstalt anlässlich eines Jubiläums inszeniert und zeigen Gruppen in Sonntagskleidern oder gestellte Arbeitssituationen auf dem Feld.

Filmaufnahmen sind seltener als Fotografien. Es gibt eine Handvoll ältere Spielfilme, die die Realität des Vollzugs von Zwangsmassnahmen oder Fremdplatzierungen zum Thema machen. Dazu zählen die Romanverfilmungen *Das Menschlein Matthias*, *Matto regiert* oder *Der Chinese*. Ebenso gibt es einzelne dokumentarische Filme oder Filmsequenzen, die einen Einblick geben in den Alltag in schweizerischen Vollzugsinstitutionen. Vertreterinnen und Vertreter dieses Genres sind etwa Alain Tanner, June Kovach, Bruno Moll, Matteo Bellinelli oder Marco Borghi. Die Filme weisen darauf hin, dass die Kritik an den administrativen Versorgungen schon früh im 20. Jahrhundert einsetzte. In jüngerer Zeit sind zunehmend Talksendungen und Reportagen sowie Dokumentar- und Spielfilme entstanden, in denen Betroffene im Mittelpunkt stehen, insbesondere in den Sendereihen «Dok», «Temps présent» oder «Falò» des Schweizer Fernsehens, aber auch Spielfilme wie *Schwabenkinder*, *Die schwarzen Brüder*, *Der Verdingbub* oder *Lina*. Sie bilden die allmähliche Intensivierung der öffentlichen Debatte in der Schweiz Ende des 20. Jahrhunderts und insbesondere in den letzten Jahren ab, vor deren Hintergrund auch die Einsetzung der UEK Administrative Versorgungen zu sehen ist.

Die Vielfalt und Menge von Texten über Betroffene ist wesentlich grösser und komplexer als diejenige der Bildaufnahmen. Die wirkmächtigste Art solcher Texte sind behördliche Akten, sei es in Form von eigens abgefassten Schreiben oder Formulareinträgen, erfasst von Behörden, Ärzten, Pflege- oder Anstaltspersonal. Zusammengerechnet füllen diese Unterlagen mehrere Laufkilometer Tablare in unzähligen öffentlichen und privaten Archiven der Schweiz. Kaum eine Gemeinde, kein Kanton, die nicht über Unterlagen verfügen würden, die im Zusammenhang mit fürsorgerischen Zwangsmassnahmen oder Fremdplatzierungen entstanden. Diese Akten sprechen eine Sprache, in der die Bilder, die sich die Verfasserinnen und Verfasser von den Betroffenen machten, direkt zum Ausdruck kommen. Mitunter vielleicht philanthropisch motiviert oder entstanden auf dem Hintergrund tatsächlicher familiärer Notsituationen, strotzen sie oft von Werturteilen, von abschätzigen Kategorisierungen, nicht selten zeugen sie von einem Hang zur Eugenik. Und obwohl oft schwach begründet, bildeten sie die Basis für tiefe und tiefste Einschnitte in die Biografien von Menschen, waren der offizielle Auslöser für eine Versorgung auf unbestimmte Zeit, eine Sterilisierung, eine Platzierung in einem fremden Haushalt.

Mitunter wird behauptet, dass die Textbausteine, die gesetzt wurden zur Beschreibung der Betroffenen beziehungsweise zur Legitimierung einer Versorgung, seinerzeit anders – «normaler», «üblicher» – geklungen und damit anders gewirkt hätten als heute. «Damals» sei halt vieles noch anders gewesen. Wer solches behauptet, müsste erklären können, warum diese «normale» Sprache, diese Begriffe, derart schwerwiegende Eingriffe bewirkten und worin genau die gemeinte Normalität bestand: Mit wenigen und nur sehr bedingt kontrollierten administrativen Schritten, mithin unter Beizug von wenig Text, war es in der Schweiz während Jahrzehnten möglich, fürsorgerische Zwangsmassnahmen oder Fremdplatzierungen zu verfügen. Durch den gezielten Einsatz bestimmter Textbausteine konnten Menschen, die als ausserhalb eines Normbandes lebend wahr- ▶

genommen wurden, zurück ins Band oder in die Knie gezwungen werden. Sehr oft hatten die Verantwortlichen damit Erfolg. Eine solche Praxis lässt sich über lange Zeit nur dann aufrechterhalten, wenn sie auf einer breiten gesellschaftlichen Akzeptanz basiert. Der «normale» Einsatz von bestimmten Textbausteinen zur Stigmatisierung von Betroffenen ist ein Wesensmerkmal der Geschichte der Zwangsmassnahmen in der Schweiz.

Viel seltener als behördliche Texte sind schriftliche Zeugnisse von Betroffenen, sei es selbst geschrieben oder von einer dritten Person. Aber es gibt sie, nicht nur die berühmten literarischen Zeugnisse von Carl Albert Loosli, Friedrich Glauser, Arthur Honegger oder Mariella Mehr und die inzwischen zahlreichen weiteren autobiografischen Publikationen, sondern auch die (abgefangenen) Briefe aus Bellechasse, die Anträge an die Anstaltsleitung Albisbrunn, die Entlassungsgesuche aus der Aarburg oder die Beschwerdeschreiben aus Realta. Insgesamt viel weniger umfangreich und viel weniger wirkmächtig als die behördlichen Unterlagen, bilden sie einen Widerpart, ein Korpus, das in all seiner Heterogenität durchwegs eine starke Aussage macht: Die behördlichen Unterlagen vermitteln ein sehr einseitiges Bild der Realität von Betroffenen, ein Bild, das unvollständig ist und deshalb nicht stimmt, ein Bild, das ergänzt und mit komplementären Elementen versehen, differenzierter gezeichnet werden kann – wenn der gesellschaftliche Wille dazu besteht.

Für die Geschichtsschreibung ergibt sich daraus eine grosse Chance: Voneinander unabhängige Schilderungen, die sich auf die gleiche Realität beziehen, erlauben es, sich ein wesentlich präziseres Bild von dieser Realität zu machen, als wenn nur eine Schilderung vorhanden wäre. Es ist ein Gewinn, neben den Jubiläumsschriften über Bellechasse auch die Briefe von Insassininnen und Insassen an die Anstaltsleitung zu kennen und darüber hinaus die von Emmi Moor herausgegebene Autobiografie von Gotthard Haslimeier, neben den Rechenschaftsberichten aus dem Amtsbezirk Thun die Gerichtsakten zur Tötung des Verdingbuben Peter und das

darauf basierende Buch von Verena Blum sowie die umfangreiche Berichterstattung über den Prozess gegen die Pflegeeltern.

Nicht unterschätzt werden dürfen – nicht nur, aber auch im Zusammenhang mit der Verhängung von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen – neben den schriftlichen die mündlich vermittelten Informationen. Sie spielten und spielen eine wichtige Rolle. Im Verkehr unter den Behörden sowie zwischen Verantwortlichen und Betroffenen trugen mündlich tradierte Informationen dazu bei, schriftliche Informationen zu verstehen, zu interpretieren, zu gewichten. Viele richtungsweisende Entscheide in Biografien von Betroffenen versteht nur, wer sich bewusst macht, dass im Rahmen der Entscheidungsfindung neben dem schriftlichen oft auch ein mündlicher beziehungsweise bewusst nicht verschriftlichter Austausch stattfand. Damit, dass mündlich «Alternativen» erläutert wurden, erklärt sich, warum die meisten Sterilisierungen mit dem schriftlichen Einverständnis der betroffenen Frau vorgenommen wurden, dass leibliche Eltern einer Fremdplatzierung oder Adoption ihrer Kinder zustimmten, dass schriftliche Anträge von Betroffenen an die Anstaltsleitung oft strotzen vor Höflichkeitsfloskeln.

Aber auch für mündliche Informationen gilt, was oben in Bezug auf schriftliche Texte festgestellt wurde: Auch die Betroffenen konnten reden, und die heute lebenden können es noch. Mit ihren Erzählungen waren sie zentrale Ansprechpersonen für die Fachleute der UEK; sie lieferten, teilweise unter Überwindung grosser innerer Widerstände, Quellen von grossem Wert, detaillierte Beschreibungen ihres Lebens, Beschreibungen, die das, was an Behördenschriftgut überliefert ist, in einem anderen Licht erscheinen lassen.

Sich anhand von authentischem Material ein eigenes und möglichst vollständiges Bild der Vergangenheit zu machen – das ist die Aufgabe, die eine demokratisch verfasste, verantwortungsbewusste Gesellschaft wahrzunehmen hat. «Authentisches Material» meint historische Originalunterlagen, deren Entstehungszusam-

menhang nachvollziehbar ist. Dazu zählen alle oben genannten Kategorien. Wer sich für sein Bild nur auf einen Teil der zur Verfügung stehenden Informationen stützt und wesentliche Elemente weglässt, obwohl sie ihm oder ihr bekannt sind, leistet keine gute Arbeit. Vielmehr gehört es dazu, die Quellen insgesamt zur Kenntnis zu nehmen und zu akzeptieren, dass daraus nicht nur mehr Einzelerkenntnisse resultieren, sondern auch ein komplexeres Gesamtbild.

Wenn in den letzten Jahren die Summe und die Verbreitung von Bildern und Texten Betroffener beziehungsweise über Betroffene zugenommen hat, zeigt das, inwiefern sich in den letzten Jahren die Wahrnehmung der Realität der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen verändert hat: Das recht simple und bequeme Gesamtbild, das sich die Gesellschaft bis vor wenigen Jahren davon gemacht hat, wird sukzessive ergänzt durch neue Blickwinkel. Es wird differenzierter und widersprüchlicher. Und obwohl die-

ser Prozess noch keineswegs abgeschlossen ist, lässt sich heute schon vermuten, dass das Gesamtbild, das sich die nächste Generation machen wird von der Realität, die die UEK untersucht, ein anderes sein wird als das von gestern.

Zu den Pflichten einer verantwortungsbewussten Gesellschaft gehört auch, die eigenen Bilder der Vergangenheit in Beziehung zu setzen zur Gegenwart. Vor allem dann, wenn die historische Realität ihrerseits unmittelbar in Beziehung steht zur Gegenwart – wie hier: Viele von Zwangsmassnahmen Betroffene leben noch. Sie haben nicht nur ein Recht darauf, dass die Öffentlichkeit ihre Vergangenheit zur Kenntnis nimmt und sich damit auseinandersetzt, sondern sie haben auch das Recht, an diesem Prozess in verantwortlicher Position teilzunehmen – oder allgemeiner: als gleichberechtigte Mitglieder der Gesellschaft anerkannt und behandelt zu werden, wenn nicht gestern, dann zumindest heute und morgen.

Im vorliegenden Buch finden sich zwei Kategorien von Bildern, einerseits Fotoporträts von Jos Schmid, andererseits Textporträts von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der UEK. Trotz sehr unterschiedlichen Zugangsweisen gibt es wichtige Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Kategorien: Alle «Bilder» wurden gemacht von Dritten, nicht von Betroffenen. Es handelt sich nicht um historische Bilder, sondern sie sind heute entstanden.

Jos Schmid bekam von der UEK den Auftrag, eine fotografische Porträtarbeit zu realisieren. Er entschied sich, die Betroffenen vor einem neutralen, weissen Hintergrund abzubilden, um so den Blick auf die Person zu lenken. Das Fotosetting war damit immer gleich: Auf der einen Seite die Person, dahinter ein weisses Stück Papier an die Wand geklebt, vis-à-vis die Kamera auf dem Stativ und daneben der Fotograf mit dem Auslöser in der Hand. Schmid wollte, dass die Porträtierten direkt mit der Kamera beziehungsweise dem Betrachter konfrontiert würden, stehend und ohne Möglichkeit, sich mit etwas abzulenken. Während der Session erzählten sie ihm über die Zeit ihrer administrativen Versorgung. ▶

Die Schwarz-Weiss-Bilder entstanden in den meisten Fällen am Wohnort der Porträtierten, im Freien, wenn immer möglich in natürlichem Licht: im hochsommerlichen Bern, im Schneetreiben am Genfersee, auf einem LKW-Parkplatz in der Nähe von Frauenfeld, im Regen von Lugano unter einem Vordach, auf einer Veranda in Lausanne oder vor einem Supermarkt in Chur.

Jos Schmid traf sich mit 50 Personen. Gut die Hälfte von ihnen wurde direkt vom Generalsekretariat der UEK angefragt. Es waren Personen, die bereits ihre Akten und ihre persönliche Geschichte für die wissenschaftliche Arbeit der UEK zur Verfügung gestellt hatten. Die weiteren wurden entweder von bereits fotografierten Betroffenen oder von UEK-Mitarbeitenden angefragt. Die Porträts entstanden zwischen Mai 2017 und Januar 2018.

Ihre Geschichten waren eindrücklich und ganz verschieden, sodass Schmid sie nicht mehr vergessen kann. Drei Gemeinsamkeiten sind ihm aufgefallen: Jede Person schien eine eigene Kraft in sich gefunden zu haben, um die Zwangsmassnahmen und ihre Folgen zu überstehen. Einige machten diese Kraft zu einem wesentlichen Bestandteil ihres Selbstbewusstseins. Alle Porträtierten haben eine grosse Freiheitsliebe, nehmen sich die Freiheit, radikal zu denken, und geben jedem Menschen Platz, sich selbst zu sein. Und alle waren sehr gastfreundlich. Es waren keine Opfer und auch keine Heldinnen oder Helden, die sich vor die Kamera stellten, sondern eher Überlebende, Menschen, die sich nach einer geraubten Jugend ihr eigenes Leben zurückerkämpft hatten, mutige Menschen, die bereit waren, als Zeitzeuginnen und Zeitzeugen dafür zu kämpfen, dass sich die Geschichte nicht wiederholt.

Richard Avedon sagt: «Alle Fotos sind exakt. Keines ist die Wahrheit.» – Die Fotografie ist ein oberflächliches Medium, sie erlaubt es nicht, in einen Menschen hineinschauen. Doch ist es die Aufgabe des Fotografen, etwas zu erkennen und festzuhalten, das kurzzeitig an die Oberfläche tritt. Ob es sich dabei um die Wahrheit handelt und wie sie zu verstehen ist, wird allerdings ein Rätsel blei-

ben. Das einzig Wirkliche ist, dass Schmid mit allen porträtierten Betroffenen je für eine bestimmte Zeit am gleichen Ort war, dass sie über administrative Versorgung gesprochen haben und dass dabei Bilder entstanden sind.

Entsprechend setzt sich die Bildlegende aus Name, Ort und Datum der Aufnahme zusammen. Hingegen sind Augenblick, Perspektive, Ausschnitt und Bildwahl die Fiktion des Fotografen, der versucht, mit seinen Porträts an etwas Geschehenes zu erinnern, das sich nie mehr wiederholen darf. Der gewählte Rahmen ist formal ebenso streng wie derjenige, der bei den eingangs erwähnten Porträtbildern der Polizei gesetzt war, der die Menschen ganz ins Zentrum stellte, sie aber auch ausstellt. Innerhalb des Rahmens geschah bei der Arbeit von Schmid und den Porträtierten aber etwas anderes als seinerzeit beim Eintritt in eine Anstalt: Die porträtierten Menschen erzählten und bewegten sich vor der Kamera, und Schmid drückte dann den Auslöser, wenn er meinte, es sei der richtige Moment dafür.

Neben den Bildporträts findet sich im vorliegenden Band eine Reihe von Textporträts, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der UEK auf der Basis von schriftlichen Quellen und Interviewmaterial geschrieben haben. Viele Autorinnen und Autoren gehörten zur Interviewcrew der UEK, die 2016 rund 60 meist mehrstündige Gespräche geführt hatte. Analog zu den Bildern tragen auch die Texte einheitliche Titel: den Namen der porträtierten Menschen. Schmid's Bilder geben ihnen ein Gesicht; die Texte geben ihnen eine Stimme – oder genauer: je eine verschiedene Stimme. Während die Bildporträts von einem Augenpaar aufgenommen wurden, wurden die Textporträts mit den Augen und Vorstellungen von zwölf Autorinnen und Autoren verfasst. Ihre unterschiedlichen Quellen und ihr unterschiedlicher Blickwinkel werden im Nebeneinander der Texte deutlich. Die Unterschiede reichen bis in die Zitierweise von Interviewpassagen, die einige Autorinnen möglichst «mündlich» wiedergeben, andere Autoren hingegen an die Schriftsprache anpassen.

Die Porträts verleihen den abgebildeten Menschen Sichtbarkeit, zeigen sie in ihren Gemeinsamkeiten, vor allem aber in ihrer Unterschiedlichkeit. Werden in Schmid's Bildern durch den immer gleich gesetzten Rahmen die Unterschiede zwischen den Menschen visuell deutlich, wurden auch die Textporträts so ausgewählt, dass möglichst unterschiedliche Lebensverläufe Eingang ins Buch fanden. Die Vielfalt der Beschreibungen macht zudem klar, dass ein Bild immer auch eine (persönliche) Wahl ist und andere Bilder hätten entstehen können. Wie Schmid stellten auch die UEK-Mitarbeitenden bei den Begegnungen mit den Interviewpartnerinnen und Interviewpartnern schnell fest, dass sich ihr Gegenüber nicht reduzieren lässt auf eine «betroffene Person» oder auf ein «Opfer». Vielmehr trafen sie Menschen mit einem reichen Erfahrungsschatz und höchst unterschiedlichen Zugängen zu ihrer Vergangenheit.

Das ist der erste Anspruch des vorliegenden Bandes: Menschen, die in der Vergangenheit fürsorglichen Zwangsmassnahmen ausgesetzt waren, heute zu

zeigen und zu beschreiben und ihnen durch Bild und Text – im besten Fall – dieses Menschsein zurückzugeben, das ihnen frühere Bilder und Texte genommen hatten, indem sie sie zu «Problemen» oder zu «Fällen» machten. In die Porträts fliessen auch Informationen aus der historischen Forschung der UEK ein, zum Beispiel Selbstzeugnisse von Betroffenen in älteren Behördenakten. Der Einbezug solcher Selbstzeugnisse gewährt zusätzliche, noch einmal anders überlieferte Einblicke in die Widerstandsstrategien der Betroffenen und in die Anwendung administrativer Versorgungen.

Damit ist das zweite Ziel des Buches beschrieben: Es will aus individuellen Geschichten, die ihr je eigenes Gesicht und ihre je eigene Stimme haben, ein Bild von administrativen Versorgungen und, damit verbunden, weiteren fürsorglichen Zwangsmassnahmen zeichnen. Ein Bild, das sich mit jeder Geschichte verkompliziert, mehrschichtiger wird, sich aber auch akzentuiert, an Tiefenschärfe gewinnt. So zeichnen sich in den ►

Textporträts wesentliche Dynamiken fürsorgerischer Zwangsmassnahmen ab, etwa die stigmatisierenden Zuschreibungen, denen besonders Angehörige der unteren gesellschaftlichen Schichten ausgesetzt waren und die behördliches Handeln in Gang setzten. Dagegen versuchten sich die Betroffenen zu wehren. Oft wurde dann genau diese Gegenwehr zum Grund für eine administrative Versorgung umgeformt. Es zeichnet sich ab, was an einer Anstaltsinternierung als besonders hart und schwierig empfunden wurde und welche Folgen für die Betroffenen und ihre Familien damit verbunden waren. Aber die Porträts zeigen auch, wie sich Betroffene unter Umständen erfolgreich vor einer Internierung schützten. Oder sie geben einen Eindruck davon, was fürsorgerische Zwangsmassnahmen für die nachfolgenden Generationen bedeuteten und bedeuten.

Alle Porträts, ob Text oder Bild, wurden von Dritten gemacht, nicht von den Betroffenen selbst. Damit stimmen sie in einer zentralen Eigenschaft überein mit den oben beschriebenen Bildern von Menschen in fürsorgerischen Zwangsmassnahmen, die den Betroffenen in der Regel als Zuschreibungen, als «Ruf», der ihnen vorauselte, schadeten. – Worin will sich dieses Buch von früheren Bildern, Reportagen, Akten und Berichten über Betroffene unterscheiden? Sich bewusst in die zuschreibende Bild- und Texttradition zu stellen, war notwendig, um mit ihr brechen zu können, ohne sie unbewusst zu reproduzieren. Brechen wollen wir diese Tradition in zweierlei Hinsicht: Zum einen soll in diesen Bildern die Sicht der Betroffenen «bebildert» werden – und nicht die Perspektive der sie versorgenden Behörden. Damit stellen wir uns in die kritische Erzähl- und Bildtradition über fürsorgerische Zwangsmassnahmen in der Schweiz. Als Autorinnen und Herausgeber verstehen wir uns als Teil einer Gesellschaft, die Verantwortung für die Bilder übernimmt, die sich diese von den einzelnen Menschen, die ihr angehören, macht. Die Bilder sind damit Zeugnisse des Zuhörens und des Hinschauens, wie es heute dank dem langjährigen Kampf von Betroffenen vermehrt stattfindet. Alle

porträtierten Personen, die heute noch leben, haben das eigene Porträt gegengelesen beziehungsweise gesichtet und für die Publikation freigegeben.

Zum anderen bricht der vorliegende Band mit einer vermeintlich klaren Beziehung zwischen Text und Bild, wie sie zum Beispiel für Bildreportagen über jenische Familien oder Heimkinder wirkmächtig war: Die Bilder von Schmid illustrieren keinen Text, der seinerseits die soziale Wirklichkeit hinter den Bildern beschreiben würde. Auch wenn ein Bildporträt mitunter die porträtierte Person in einem Text darstellen mag (solche Überschneidungen gibt es), erzählen Text und Bild je eigene Geschichten, die sich nicht einfach decken – nicht decken müssen –, sondern sich als Facetten aneinanderfügen, eben: das Gesamtbild verkomplizieren, ihm aber auch die notwendige Tiefenschärfe verleihen.

Im Moment sieht es so aus, als wolle sich die Gesellschaft ein genaueres Bild von Menschen, die fürsorgerischen Zwangsmassnahmen ausgesetzt waren, machen, ihnen ins Antlitz sehen, ihnen zuhören. Das ist in diesem Ausmass neu und wird nicht einfach so bleiben. Aber vielleicht findet die gegenwärtige Debatte um fürsorgerische Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen in der Schweiz eine Fortsetzung und wird nicht mit der unsäglichen Formel «Nun ist dieses Kapitel ja aufgearbeitet» so bald wie möglich wieder abgehakt. Und vielleicht wird aus der laufenden Debatte über die Betroffenen immer mehr eine Debatte mit ihnen. Die Porträts in diesem Buch sind Dokumente des Hinschauens und Zuhörens, die hoffentlich zu einer solchen Fortsetzung beitragen.

Die Herausgeberschaft, der Fotograf sowie die Autorinnen und Autoren danken allen Porträtierten für die überaus lehrreiche und gute Zusammenarbeit.

Zürich und Bern, März 2018

Spielfilme

Das Menschlein Matthias von Edmund Heuberger, nach dem gleichnamigen Roman von Paul Ilg, Schweiz 1941.

Matto regiert von Leopold Lindtberg, nach dem gleichnamigen Roman von Friedrich Glauser, Schweiz 1947.

Der Chinese von Kurt Gloor, nach dem gleichnamigen Roman von Friedrich Glauser, Schweiz 1979.

Schwabenkinder von Jo Baier, Österreich, Deutschland 2003.

Der Verdingbub von Markus Imboden, Schweiz 2011.

Die schwarzen Brüder von Xavier Koller, nach dem gleichnamigen Roman von Lisa Tetzner und Kurt Held, Schweiz, Deutschland 2013.

Lina von Michael Schaerer, Schweiz 2016.

Dokumentar- und Fernsehfilme

Wer einmal lügt oder Victor und die Erziehung von June Kovach, Schweiz 1974.

Das ganze Leben / Glaube, Liebe, Hoffnung von Bruno Moll, Schweiz 1985.

Il villaggio dei matti di Matteo Bellinelli e Marco Borghi, Svizzera 1976.

RTS Temps présent, *Raison administrative* par Alain Tanner et Guy Ackermann, émission du 9 janvier 1970.

RTS Temps présent, *Enfants placés, les dossiers de la honte*, émission du 23 avril 2015.

RTS Temps présent, *Les barreaux de la honte*, émission du 10 mars 2011.

RSI Falò, *Cresciuti nell'ombra* di Mariano Snider, emmissione del 12 novembre 2015.

Literarische Werke

GLAUSER Friedrich, *Matto regiert*, Zürich 1936.

GLAUSER Friedrich, *Der Chinese. Wachtmeister Studers dritter Fall*, Zürich 1939.

HASLIMEIER Gotthard, *Aus dem Leben eines Verdingbuben, mit einem Vorwort von Emmy Moor*, Affoltern am Albis 1955.

HONEGGER Arthur, *Die Fertigmacher*, Zürich 1974.

LOOSLI Carl Albert, *Anstaltsleben. Betrachtungen und Gedanken eines ehemaligen Anstaltszöglings*, Bern 1924.

MEHR Mariella, *Steinzeit, Gümligen* 1981.

Fotografien

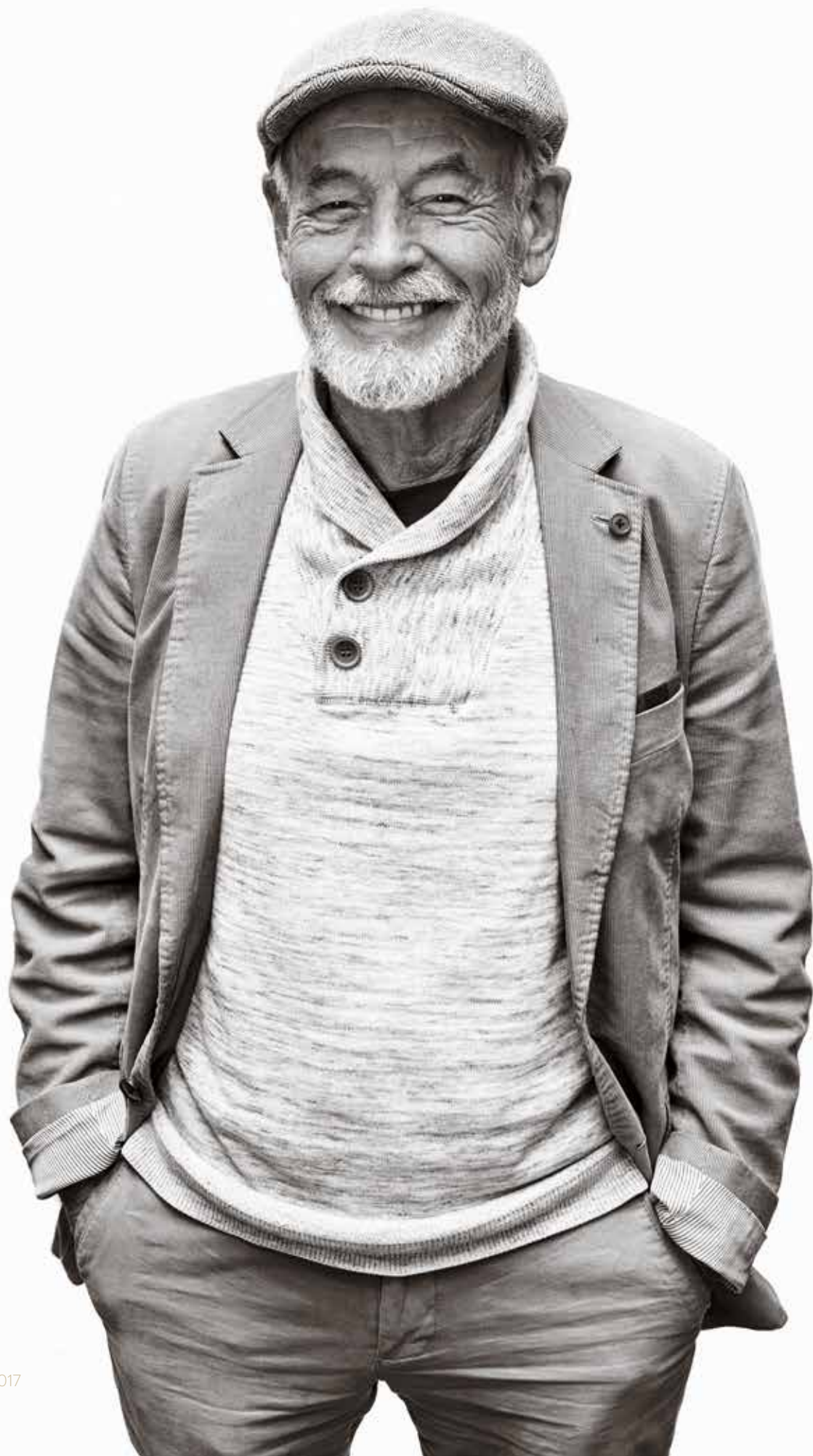
Eine Werkschau von Paul Senn (1901–1953) und Jakob Tuggener (1904–1988) ist verfügbar in der Online-sammlung der Fotostiftung Schweiz, www.fotostiftung.ch.

Beat Gnädiger, Dr. phil., Historiker und Staatsarchivar des Kantons Zürich, Mitglied der UEK Administrative Versorgungsungen.

Ruth Ammann, Historikerin. Sie promovierte an der Universität Bern über die Genossenschafterin Dora Staudinger (1886–1964) und arbeitet mit Biografien und Interviews als historischen Quellen. Forschungsleiterin der UEK.



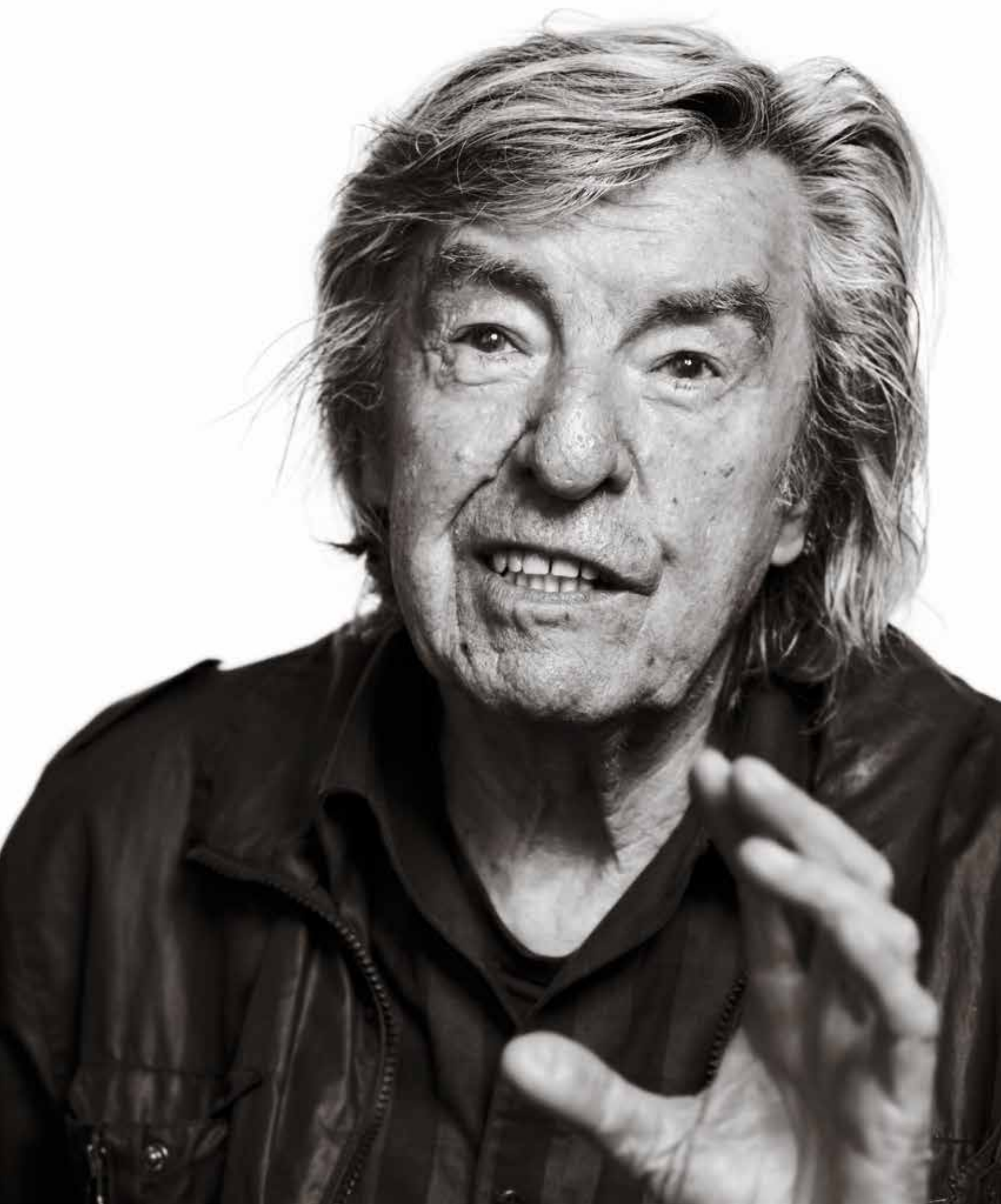


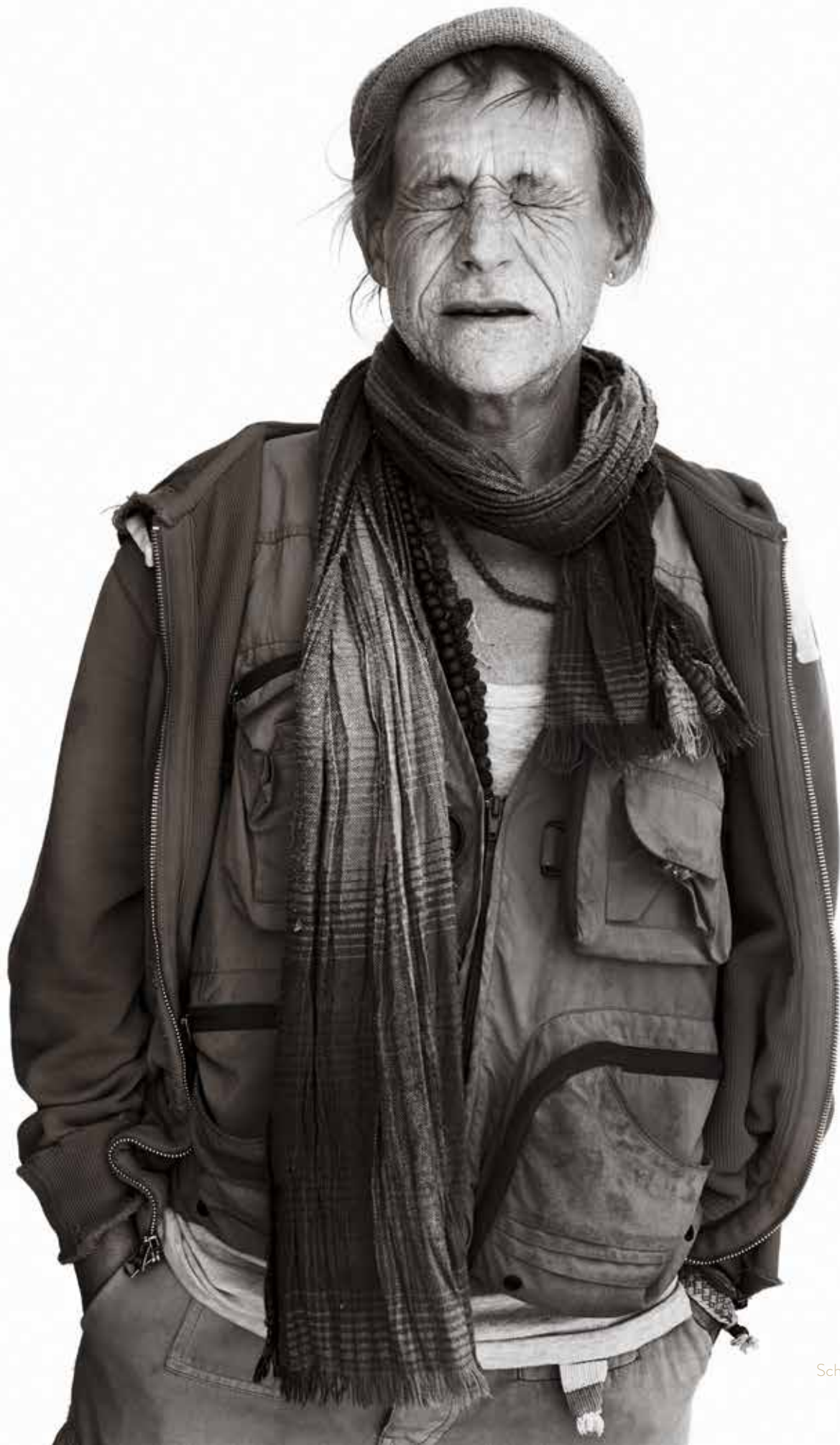


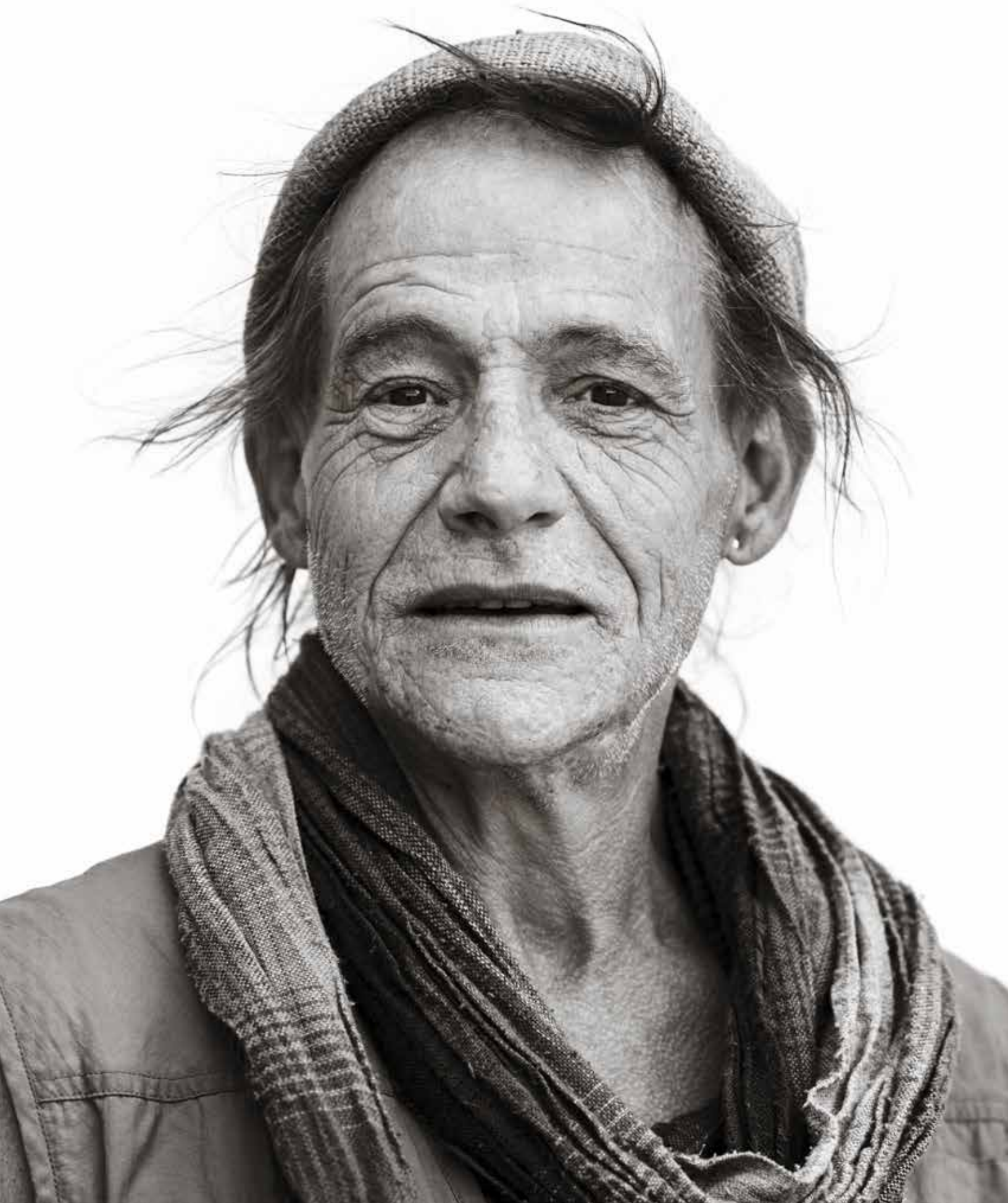
Roland Rügger
Zürich, 15. Mai 2017

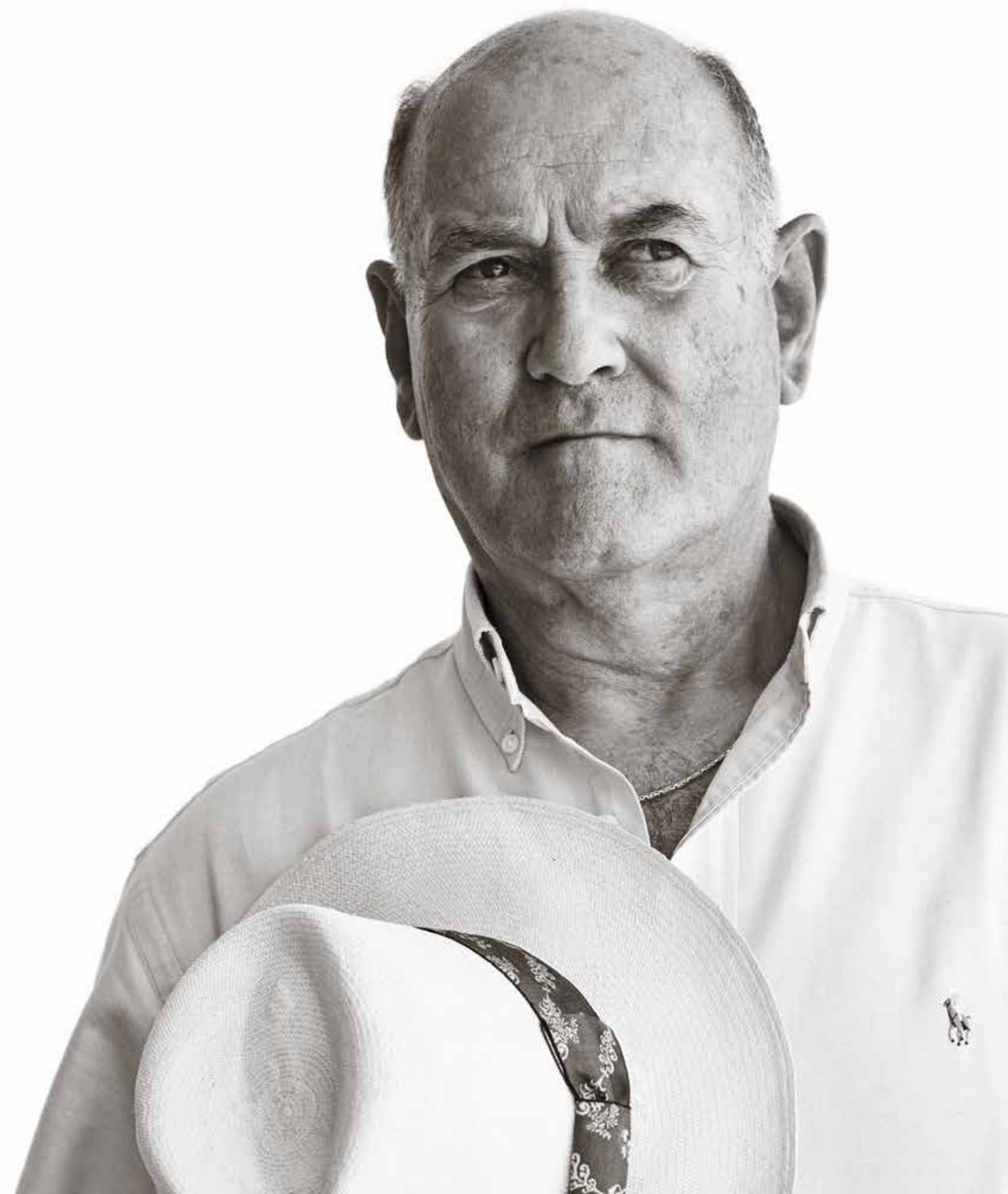


















Edith Eschler
Bern, 11. Mai 2017

HELENA GERBER

von Danielle Berthet

Auf dem Weg von meiner Wohnung zum Bahnhof Ebikon überquere ich die Kantonsstrasse via Passerelle. Deren Ende markiert linkerhand ein altes Bauernhaus, rechterhand thront die katholische Kirche. An diesem Morgen schenke ich ihr jedoch keine Beachtung. Ich radle an ihr vorbei, in Gedanken bereits bei der Frau, die ich bald treffen und interviewen werde. Noch kenne ich erst Namen, Adresse sowie ein paar Eckdaten ihrer Biografie, dem Gesuchsformular für Soforthilfe entnommen, das sie im Mai 2014 beim Sekretariat für die Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen eingereicht hat. Darin führt sie beim geplanten Verwendungszweck der Soforthilfe folgende Punkte auf: «Wohnen, soziale Kontakte, Kommunikation, Zusatzversicherung Krankenkasse, Transport, Zahnarzt.»

Zähne. Darum kreisen mehrere, meist schmerzvolle Erfahrungen, die Helena Gerber in verschiedenen Anstalten und Heimen von 1964 bis 1973 gemacht hat und die sie mir während unseres knapp vierstündigen Interviews schildern wird. Die erste dieser Geschichten spielt im «Guten Hirten» in Altstätten (SG) – doch um nachvollziehen zu können, wie und warum sie in dieser Erziehungsanstalt versorgt wurde, kehren wir zu Beginn unseres Gesprächs zurück in ihre Kindheit.

In Ingenbohl, wo Helena Gerber im März 1955 geboren wird, und in Arth, wohin die Familie wenig später zieht, verbringt sie drei glückliche erste Lebensjahre. «Ich habe mich dort wirklich geborgen gefühlt», im schönen Haus mit Garten, zusammen mit den Eltern und den drei älteren Brüdern. Dann jedoch wird alles anders. Nachdem ihre Mutter im Haus auf der Holzterasse zum Estrich Feuer gelegt hat, werden Helena und die beiden jüngeren Brüder in ein Kinderheim in Immensee gebracht. «So, und von dort weg ist der Teufel losgegangen.» Nach drei Monaten, geprägt von Heimweh, Angst und Fragen nach dem Warum, die allesamt unbeantwortet bleiben, darf sie zurück zu ihrer Familie. «Und dann ist das aber nicht mehr das Gleiche gewesen.» In der Familie wird nicht mehr gelacht. Bald folgt der nächste «Schock», als die Eltern verkünden: «Wir ziehen weg.» Es folgen meh-

«SO, UND VON DORT WEG IST DER TEUFEL LOSGEGANGEN.»

Nachdem ihre Mutter im Haus Feuer gelegt hatte, wurden Helena Gerber und ihre beiden Brüder in ein Kinderheim gebracht.

rere Umzüge innert kurzer Zeit, zuerst nach Adligenswil auf einen gepachteten Bauernhof. Später nach Ebikon, wo ihr Vater, Schweisser von Beruf, und bald auch ihre Mutter bei der Firma Schindler arbeiten. Helena besucht hier den Kindergarten und die erste Klasse. Ihre Lehrerin nimmt Anstoss an Helenas Wollstrumpfhosen, das Mädchen wird «geplagt» und fühlt sich «irgendwie nicht akzeptiert». Kurze Zeit später, im Jahr 1962, zieht die Familie ins benachbarte Buchrain. Die Ausgrenzung bleibt bestehen – «ich konnte machen, was ich wollte, «es ist die Heli gewesen»».

In der Schule erhält sie die Aufgabe, ein Bild farbig auszumalen. Helena besitzt jedoch keine Farbstiftschachtel und ihre Eltern lehnen den Kauf einer solchen aus Geldmangel ab. Stattdessen raten sie ihr, einen roten und einen blauen Filzstift zu benutzen. Helena weiss

aber, dass die Lehrerin diesen Lösungsweg nicht akzeptieren würde. Am nächsten Tag weiss sie sich auf andere Weise zu helfen. Ein Schulkamerad, der Neffe der Lehrerin, lässt seine Caran-d'Ache-Schachtel auf dem Pult liegen. «Da habe ich gedacht, die nehme ich mit heim, male mein Bild und bringe sie am anderen Tag wieder. Genau so habe ich's gemacht. Ja, das ist halt falsch gewesen. Das ist dann nicht lange gegangen, vielleicht zwei, drei Wochen, kam ich nach Wangen an der Aare. So. Abfahren. Versorgt. Ende. Und dort habe ich die Welt nicht mehr verstanden: Da bin ich wieder weg gewesen.»

Drei Monate muss sie in der heilpädagogischen Beobachtungsstation für Kinder in Wangen bei Olten, geführt vom Seraphischen Liebeswerk, bleiben und wird erneut von starkem Heimweh geplagt. In ihren Akten steht, dass sie dort «am Pfarrer gehangen» und «mit einem Bub geschäkert habe». Jede Berührung ist offenbar in den Akten notiert worden – «das schockiert mich heute noch».

Helena möchte die Sekundarschule besuchen, da sie gerne zur Schule geht und Krankenschwester werden will. Ihr Lehrer findet aber, dass sie Schneiderin werden solle und es deshalb reiche, die Oberschule zu besuchen. Aber nähen kann sie bereits, und sie möchte ihren Traumberuf erlernen! Doch das wird ihr verwehrt. Als das Schuljahr endet, wird sie erneut versorgt, in die eingangs erwähnte Mädchenerziehungsanstalt «zum Guten Hirten» in Altstätten (SG), wo sie zwar die siebte Klasse besucht, der regelmässige Kirchgang und die Arbeit wie Putzen oder Äpfellesen jedoch weit mehr Raum und Zeit einnehmen als die schulische Bildung.

Hier beginnt Helena Gerbers erste Zahngeschichte und damit ihre Erzählung über die rigide Kontrolle in der Anstalt – und wie sie es schafft, sich dieser zu entziehen. «Und dann sind so «Mätzchen» gewesen, das nenne ich heute so. [Es] gab einen grossen Waschraum mit einem langen Trog, [...] und die blöde Tasche [eine Ordensschwester], wenn du [...] dort rein bist, dich waschen oder Zähne putzen gegangen, ist die provokant vorne an der Türe gestanden. [...] Und da habe ich genau ge- ▶

**«SIE HABEN DANN
NATÜRLICH GEMEINT,
SIE KÖNNTEN MICH
BRECHEN. ABER DAS
HABEN SIE, GOTT SEI
DANK, IN EINEM
GEWISSEN SINN NIE
ZUSTANDE GEBRACHT.»**

In der Mädchenerziehungsanstalt wurde
Helena Gerber beobachtet und
schikaniert.

sehen, wie die mir zuschaut. Dann habe ich für mich gedacht: «Du kannst mich.» Das Dumme war ja, dass wir da nicht im Pyjama Zähne putzen oder uns unter den Armen waschen durften. [...] Wir mussten nackt dort stehen. Und das habe ich gehasst wie nur etwas. Da habe ich meine Zähne geputzt, mein Zeug wieder genommen, wollte nach hinten, dann sagt sie mir: «Nicht waschen?», dann habe ich zu ihr gesagt: «Nein, einmal in der Woche waschen reicht. Sowieso wenn Sie zuschauen.» Und das ist auch falsch gewesen. Dann hat's halt wieder angefangen. Dann haben sie mich einfach auf dem Kieker gehabt, nichts war mehr recht, man hat mich dermassen beobachtet und man konnte meinen, ich sei alleine dort. [...] Sie haben dann natürlich gemeint, sie könnten mich brechen. Aber das haben sie, Gott sei Dank, in einem gewissen Sinn nie zustande gebracht.»

Einmal besuchen sie eine ehemalige Lehrerin aus Buchrain und die Frau des Lehrers, bei dem sie die sechste Klasse besucht und der ihren Berufswunsch abgewiesen hat. Zielstrebig nutzt Helena die Gelegenheit, um eine Antwort auf ihre brennendsten Fragen zu erhalten: «Und da habe ich gesagt, wann ich wieder heim könne? Ich halte das nicht aus da, ich wolle heim, ich wisse auch nicht, wieso ich da sei. Ja eben, dass ich die Schule fertig machen könne. Dann habe ich gesagt: «Was, die Schule fertig machen?» Ich wolle in die Sek, ich wolle Krankenschwester werden. Ja, das gehe jetzt nicht. Das sind die Antworten gewesen. Und dort habe ich also am Rad gedreht.» Sie beschliesst in der Konsequenz, zusammen mit einer Freundin aus dem Heim zu fliehen. Die Flucht gelingt, und die beiden landen in Luzern. Helena wendet sich an eine Schulfreundin und deren Mut-

ter, die sie jedoch der Polizei meldet. Diese holt sie ab und versorgt sie in der psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt St. Urban, wo sie unter Zwang Valium schlucken und Einzelhaft erdulden muss. Sie wird ans Bett gefesselt und mit der Anwendung von Elektroschocks bedroht, obwohl ihr der ärztliche Rapport attestiert, dass sie «sehr intelligent» sei und «nichts anderes verkehrt mache, als ein ganz normaler Teenager» zu sein.

In St. Urban macht sie eine weitere grauenvolle Erfahrung, als sie zusammen mit zwei anderen Mädchen und unter der Aufsicht einer Schwester zu einer gynäkologischen Untersuchung muss. «Bei dem Gynäkologen habe ich eine Spritze bekommen. Was für eine, weiss ich nicht. Nur, es hat mir dann nachher schon gedämert. Vermutlich sind das Verhütungsspritzen gewesen oder sonst irgendetwas. Weil [...] das [eine] Mädchen

hat, glaube ich, Verena geheissen, die haben sie dort sterilisiert. Das ist ein «u huere Zeug» gewesen. Die hat geweint, die hat getan, ich weiss auch nicht. Nachher [...] habe ich die noch einmal getroffen [...]. Die bekommt keine Kinder mehr.»

Nach drei Monaten wird sie in die Anstalt Kalchrain im Kanton Thurgau verlegt. Dort muss sie im Akkord in der Waschküche arbeiten oder bügeln, jeweils acht Stunden täglich. Doch sie lässt sich nicht unterkriegen. Mit einigen anderen Mädchen beschliesst sie, zu handeln und die Flucht zu ergreifen. Sie werden jedoch gefasst und nach Kalchrain zurückgebracht, wo Helena und eine Kollegin zur Strafe mehrere Tage in den Estrich gesperrt werden. Sie sind danach derart demoralisiert, dass sie den Medikamentenschrank aufbrechen und sämtliche Medikamente schlucken, derer sie habhaft werden, «weil wir einfach keinen Ausweg mehr gesehen haben».

Helena erwacht im Krankenhaus Frauenfeld und wird zurück nach St. Urban gebracht. Sie soll wiederum Tabletten schlucken, doch sie versteckt die Tabletten und gibt bloss vor, die Pillen zu nehmen. Gleichzeitig entwickelt sie erneut einen Fluchtplan und setzt ihn kurz darauf in die Tat um. Sie findet wiederum Unterschlupf bei der Freundin, mit der sie aus Altstätten geflohen war. Mit deren Hilfe gelingt es ihr, einen Identitätsausweis zu beantragen und damit nach Deutschland zu fliehen. Nach einem Aufenthalt in Duisburg beschliesst sie jedoch, in die Schweiz zurückzukehren. Sie lernt einen jungen Mann kennen, mit dem ihr «Unzucht mit einem Kinde» vorgeworfen wird, und landet ohne Gerichtsurteil im Luzerner Gefängnis am Löwengraben. Nach einigen Tagen kommt sie zu einer Pflegefamilie in Jona, wird dann aber kurze Zeit später nach Amden ins Kinderheim Sunneschyn gebracht, wo sie im Sommer die achte Klasse mit sehr guten Noten abschliesst. Weil sie sich in den Sohn der Heimleiterin verliebt, muss sie zuerst in ein Durchgangsheim in Weinfelden. Danach darf sie zurück nach Hause.

Im Dorf findet sie sich nicht mehr zurecht. Ihr Verhältnis zu den Lehrern, dem Pfarrer und den Schul- ▶

kameraden ist äusserst schwierig; sie wird gehänselt und gedrängt zu erzählen, wo sie die letzten Monate verbracht hat. Helena Gerber kann diese Gängelei nicht ertragen und prügelt sich mit zwei Schulkameraden. Um der sich zuspitzenden Situation zu entfliehen, schlägt sie der für sie zuständigen Mitarbeiterin der Jugendanwaltschaft Luzern vor, ein Haushaltslehrjahr zu absolvieren oder ins Welschland zu gehen. Auch dieser Wunsch wird nicht respektiert, stattdessen wird sie erneut nach St. Urban gebracht. Weil das Anstaltspersonal inzwischen weiss, dass sie die Tabletten nicht nimmt, werden ihr nun Beruhigungsspritzen verabreicht. Auch wird sie in eine Zwangsjacke gesteckt, «sie haben noch das Gefühl gehabt, sie müssten mir das jetzt auch noch zeigen, wie das sei, wenn du dich nicht mehr bewegen kannst». Sie leidet heute noch an Platzangst. Von St. Urban aus

wird sie schliesslich in die Strafanstalten von Hindelbank gebracht, weil sie da «sicher nicht mehr davonlaufen könne». Wiederum ohne gerichtliches Urteil.

Die Ankunft in Hindelbank übertrifft alles bisher Erfahrene. «Dann hat die eine Aufseherin mich geholt, irgendwo rauf, in einen Raum rein. Dann haben sie dir da Kleider gegeben, so ein Anstaltskleid, eine Schürze dazu. Und deine Kleider musstest du dann abgeben. Dann haben sie dir den BH und die Unterhose [...] untersucht. Ich weiss nicht, ob sie das Gefühl gehabt haben, man hätte irgendeine Tausendernote versteckt. Furchtbar. Zahnpasta, das Zahnbürstlein und sonst hast du gar nichts bekommen. Nachher musstest du dich umziehen, runter, in die Zelle. Türe zu. Bist einfach mal da drin gehockt. [...] Da habe ich gedacht, das gibt's nicht. Was mache ich hier? Da habe ich an die Wände «gebalert». Weil ich so wütend war, ich weiss nicht über wen, über mich, über die Welt, über alles, oder? Das war so eine beklemmende Sache.»

Ihre Wut wächst durch das Verbot, Besuch zu empfangen. Dennoch gibt es auch einzelne schöne Momente, in denen sie sich behaupten kann. In der Wäsche, die die Insassinnen für das Berner Restaurant *Zytglogge* waschen müssen, findet sie einen wertvollen Ring. Sie gibt ihn dem Aufseher, der ihn dem Restaurantwirt aushändigt. Dieser bedankt sich bei Helena – «was habe ich erhalten? [...] Eine Schachtel Frigor. Ja. Sind sie mir auch missgünstig gewesen, aber ich habe die ganze Schachtel selbst gefressen.»

Nach einigen Monaten kommt Helena ins Burgdorfer Übergangsheim und hofft, hier endlich eine Ausbildung zur Krankenschwester machen zu können. «Nichts ist gewesen. Putzfrau war ich» – ohne Lohn, woraufhin Helena beschliesst, erneut «die Kurve zu kratzen». Sie kommt bis Biel, wo sie aufgegriffen und zurück nach Hindelbank, ins Gefängnis, gebracht wird. Zur Strafe muss sie drei Tage ins «Cachot», eine Arrestzelle für Einzelhaft im Keller: «Vor dem hast du nicht Respekt gehabt, vor dem hast du Angst gehabt. Und ja, meine schlimmsten drei Tage habe ich auch überstan-

«DA HABE ICH AN DIE WÄNDE ‹GEBAL- LERT›. WEIL ICH SO WÜTEND WAR, ICH WEISS NICHT ÜBER WEN, ÜBER MICH, ÜBER DIE WELT, ÜBER ALLES, ODER? DAS WAR SO EINE BEKLEMMENDE SACHE.»

Helena Gerber über ihre Ohnmacht bei der Ankunft in den Strafanstalten
von Hindelbank.

den. Dann habe ich mir geschworen, jetzt ist fertig.» In diesen Tagen verunfallt ihr ältester Bruder mit dem Motorrad und liegt im Koma. Helena wird jedoch nicht gestattet, ihn zu besuchen. Nach diesem Verbot und dem «Versprechen» des Anstaltsdirektors, sie werde nicht entlassen, bevor sie 22 Jahre alt sei, zeigt Helena Gerber Zähne. Sie legt sich nackt aufs Bett in ihrer Einzelzelle. «Dann sind sie gekommen, Zelle auf, anziehen, kommen. Habe ich gesagt: ‹Ihr könnt mich am Arsch lecken. [...] Ich mache keinen Schritt da raus. Ausser ihr kommt mit einem Papier, mit dem ich entlassen werde. Und sonst könnt ihr mich filmen. Zigaretten und einen Kaffee müsst ihr mir bringen, und sonst muss ich gar nichts haben.» Daraufhin erscheint ein Aufseher. «Er hat dann gemeint, er könne etwas ausrichten», doch sie bleibt standhaft: «Dann habe ich gesagt: ‹Weisst du was,

du machst einen Schritt da rein und dann [...] klage ich dich an wegen Vergewaltigung.» Dann ist er keinen Schritt reingekommen. Dann kam der Direktor. Habe ich gesagt: ‹Für dich gilt genau das Gleiche.» Zur Rebellion kommt schiere Verzweiflung: «Ich habe keinen Anstand mehr gehabt, nichts mehr. [...] Dann haben sie gemerkt, da ist nichts mehr zu wollen. Ich wäre nicht mehr raus. Etwa fünf Tage bin ich in dieser Zelle gewesen, einfach wenn ich den Schlüssel gehört habe, bin ich nackt aufs Bett gelegen. [...] Ich bin [...] wirklich durchgedreht.»

Ihre Beharrlichkeit zeigt Wirkung. An einem Freitagmorgen erscheint eine Aufseherin und übergibt ihr, 19 Monate nach ihrem Eintritt, den Entlassungsschein. Zusammen mit 120 Franken ‹Lohn› besteigt sie den Zug von Bern nach Luzern. Sie ist jetzt 18 Jahre alt. ▶

Die anschliessenden Jahre lebt Helena in der Region Luzern, arbeitet als Servicekraft, bei Linth & Sprüngli und Coop. 1975 lernt sie ihren jetzigen Mann kennen und findet in ihm eine liebevolle Bezugsperson und Stütze. Ein Jahr später bekommt das Paar eine Tochter. Kurz darauf besucht die Vormundschaftsbehörde die junge Familie. Um zu verhindern, dass ins Familienleben eingegriffen wird, heiratet Helena ihren Partner im selben Jahr. «Von dort weg habe ich dann eigentlich vor dem Behördenzeug Ruhe gehabt.» Drei Jahre später kommt ihre zweite Tochter zur Welt, Helena arbeitet in diesen Jahren beim *Tages-Anzeiger* und bei der Firma Zeiss. Heute leben Helena, ihr Mann und ihre zwei Hunde zurückgezogen in einer kleinen Luzerner Gemeinde.

Sie kämpft bis heute mit finanziellen und gesundheitlichen Schwierigkeiten. «Sie sehen es vielleicht. Ich habe da zwei Zähne weniger. [...] Ich habe da von früher her zwei Kronen. Ging zum Zahnarzt, weil es eine Entzündung gab. Und da hat mir dann der Bund noch nichts gezahlt. Heute ist das Resultat, dass ich beide ziehen lassen musste. Ich weiss nicht, was läuft. Werde ich da jemals zwei Zähne haben oder nicht? Ich bin angewiesen, dass mir das der Bund, oder die Ergänzungsleistung zahlt. [...] Das sind solche Sachen, die mich «pelzig» machen.» Auch auf anderer Ebene kämpft sie mit den Folgen der administrativen Versorgung. Im Soforthilfegesuch hält sie fest, dass sie die Vorfälle «traumatisiert» hätten und sie deshalb psychologische Hilfe in Anspruch nehme. Als Fazit hält Helena Gerber gegen Ende unseres Gesprächs fest: «Äusserlich hast du vielleicht schon noch eine Fassade, aber innerlich ist sehr viel kaputt gegangen. [...] Ich habe natürlich immer versucht, irgendwo das Beste daraus zu machen. Ob ich's geschafft habe oder nicht, weiss ich nicht. Ich denke eher, nein.»

Diese Worte gehen mir durch den Kopf, als ich auf der Heimreise kurz vor Ebikon aus dem Zugfenster schaue und den hohen, prägnanten Turm der Firma Schindler sehe, in der ihre Eltern gearbeitet haben. Per Fahrrad geht es dann vom Bahnhof wieder durch das

Dorf. Linkerhand erscheint das Postgebäude, rechterhand das Haus, wo Helena den Kindergarten besucht hat. Der direkte Weg zu meiner Wohnung führt geradeaus, an der Kirche vorbei. Heute nehme ich aber einen neuen Weg und biege links ab. Ich will mir jenen Brunnen unterhalb der Kirche anschauen, bei dem Helena Gerber jeweils Momente des Glücks erlebt hat: «Die schönste Zeit ist eigentlich immer gewesen, wenn ich heim bin, unten an der Kirche hat's so einen grossen Brunnen gehabt, der ist heute noch. Mit einem Pferdchen drauf. Und bevor ich heim bin, bin ich jeweils auf das Pferdchen gehockt und habe mir vorgestellt, das sei meins. Ist halt ein Blechpferd gewesen, aber ist ja egal. Das sind so die Momente, die ich als schön empfunden habe.»

Ich betrachte diesen Brunnen und wünschte, das Pferdchen wäre lebendig gewesen. Und das kleine Mädchen hätte auf ihm die Zügel in die Hände nehmen, die Richtung seines Lebens selbst bestimmen können.

**«ÄUSSERLICH HAST DU VIELLEICHT
SCHON NOCH EINE FASSADE,
ABER INNERLICH IST SEHR VIEL KAPUTT
GEGANGEN. ICH HABE IMMER
VERSUCHT, IRGENDWO DAS BESTE
DARAUS ZU MACHEN. OB ICH'S
GESCHAFFT HABE ODER NICHT, WEISS
ICH NICHT. ICH DENKE EHER, NEIN.»**

Helena Gerbers Fazit der Folgen ihrer Versorgungen.

Interview von Danielle Berthet (UEK)
mit Helena Gerber vom 19. Mai 2016.

Danielle Berthet studierte Geschichte und Judaistik in Luzern und Berlin. Masterarbeit zu transgenerationalen Wirkungen von nationalsozialistischer Täterschaft. Danach unter anderem wissenschaftliche Assistentin an der Universität Luzern. Für die UEK führte sie Interviews mit Betroffenen.

ANNA GUTKNECHT

von Claudio Conidi

Im Herbst 2016 bekam die UEK einen Brief. Er war von Hand geschrieben und erzählte ganz kurz die Lebensgeschichte einer Frau, die in jungen Jahren versorgt worden war. Das Faszinierendste an diesem Brief war das Geburtsdatum der Frau: 29. November 1918. Anna Gutknecht kam in einer Schweiz zur Welt, die von heute aus betrachtet nur schwer vorstellbar ist. Sie hat Ereignisse und Veränderungen miterlebt, welche die allermeisten von uns nur aus den Geschichtsbüchern kennen, ihre Erzählungen sind eine Art Zeitreise.

Geboren in Grindelwald, wohnt Anna Gutknecht nun seit über 60 Jahren in Kerzers. Sie ist eine Kerzerin, ihr Heimatort ist Kerzers, ihr Nachname ein Kerzer Geschlecht. Diesen 60 Jahren am selben Ort steht jedoch eine Kindheit und Jugendzeit entgegen, die von vielen Wohnortswechseln geprägt war, über 20 in rund 30 Jahren. Ausgelöst wurden diese vielen Wechsel durch ein tragisches Ereignis in ihrer Kindheit: den Tod ihres Vaters. Damit beginnt Anna Gutknecht ihre Geschichte; knapp drei Stunden wird die Zeitreise dauern.

Anna Gutknecht wohnte mit ihrer Familie in Matten bei Interlaken im Kanton Bern, damals eine arme Gemeinde. Sie ist das zweite von fünf Geschwistern. Die ältere Schwester ist ihre Stiefschwester. Die Mutter war mit ihr schwanger, als der Vater verstarb. Die Mutter heiratete wieder, und es kamen vier weitere Kinder: Anna und drei Brüder. Der Vater arbeitete bei der Gemeinde. Im Winter 1923, als Anna Gutknecht fünf war, verrichtete er mit seinem Bruder für die Gemeinde Holzarbeiten im Wald. Am Abend kam der Vater nicht zurück, und so gingen sie ihn suchen. Sie fanden ihn tot unter dem mit Holz voll beladenen Schlitten.

Die Familie wurde bevormundet und wechselte mehrere Male den Wohnort – zuerst in Matten selber, dann zog sie nach Unterseen und schliesslich nach Goldswil. Von dort aus nahm das Unglück seinen Lauf: Sie und ihre Geschwister wurden alle von der Mutter getrennt. Auf die Frage, wer dafür verantwortlich gewesen sei, sagt Anna Gutknecht: «Die Mutter selber hat das gemacht. Ich sage das nicht gerne, aber es ist – mein

«WIR SIND AUF- GEWACHSEN WIE WILDE HUNDE.»

Nach dem Frühstück verbrachten die
Kinder den Tag auf der Strasse.

Gott – so. Wir sind aufgewachsen wie wilde Hunde. Bei der Mutter bist du am Morgen aufgestanden, hast etwas Frühstück gehabt, und nachher bist du auf die Strasse gegangen. Die Mutter wollte frei sein, sie wollte einfach frei sein, nicht hören, was die Gemeinde sagt, sie wollte einfach ‹fort›.»

Eines Tages sagte die Mutter: «Wir gehen heute nach Interlaken.» Dort hat sie mit einer Frau gesprochen. Die kam zu uns und hat gesagt, sie wolle mit dem nächsten Zug wieder gehen. Der Zug ist gekommen, sie hat einen meiner Brüder genommen. Er hat geweint, der Zug fuhr ab, weg sind sie gewesen. Nach ein paar Tagen hat's geheissen: ‹Wir fahren mit dem Zug nach Thun.› Als wir ausstiegen, war da ein Mann, der sagte: ‹So, ich habe ein Auto.› Wir sind in das Auto eingestiegen. Dann, als wir angekommen sind, hat die Mutter zu mir gesagt: ‹Du kannst gleich drinbleiben, kannst dann noch ein wenig Auto fahren. Ich komme gleich wieder.› Die beiden Brüder gingen mit ihr. Nachher ist sie zurückgekommen, hat ein Körblein gehabt. ‹Das sind Annas Sachen.› Adieu und

fort.› Die beiden anderen Brüder übergab die Mutter einer Schwester des Vaters. Diese wehrte sich dagegen, doch die Mutter ging einfach weg. Die Tante konnte nicht beide bei sich aufnehmen. Sie nahm nur einen bei sich auf, den anderen gab sie weg. Wohin, weiss Anna Gutknecht bis heute nicht. Sie hat beide Brüder erst ungefähr 15 Jahre später wiedergesehen.

Anna Gutknecht kam für eineinhalb Jahre in den Aargau, in einen Fabrikantenhaushalt. Dort wurde sie der Tante Hedwig vorgestellt, einer Verwandten, die den Haushalt machte. Anna Gutknecht half ihr bei den Hausarbeiten, zudem musste sie von Hand stricken oder an der Strickmaschine arbeiten. Wenn sie etwas falsch machte, etwa zu spät nach Hause kam, musste sie zum Hausherrn, vor ihm den Rock hochziehen, die Hosen runterlassen, und er schlug sie auf das Gesäss. Geschlagen wurde sie auch, wenn sie zu spät in die Schule kam. Die Zeit dort war streng, weil sie neben der Schule viele Hausarbeiten machen musste, doch im Grossen und Ganzen hatte sie es nicht schlecht. Nach eineinhalb Jahren kam sie wieder zurück ins Berner Oberland, nach Grindelwald, zu ihrer Grossmutter väterlicherseits.

Das Jahr bei der Grossmutter sei ihr schönstes Jahr gewesen. «Also, schon nur das Jahr beim Grossmutter. Das ist für mich etwas Wunderbares gewesen. Das ist meine Mutter gewesen. Das ist die Mutter für mich gewesen. Nicht die leibliche Mutter, die nicht.» Die Liebe, die Anna Gutknecht von ihrer Grossmutter bekam, hatte sie sonst nirgends zu spüren bekommen. Die Grossmutter war eine religiöse Frau und lebte, was sie glaubte. Leider ist sie viel zu früh gestorben, als Anna Gutknecht knapp 20 Jahre alt war.

Nach dem Jahr bei der Grossmutter kam sie wieder in den Aargau, für ein weiteres Jahr. Als der Hausherr heiraten wollte, kam sie erneut zurück ins Berner Oberland, nach Gsteigwiler, zu einer Witwe, die ein «Milchhüsli» hatte. Anna Gutknecht musste jeweils auf einen kleinen Karren, vor den man einen Hund spannte, einen Zehn-Liter-Kessel Milch laden und den Kunden in Wilderswil die Milch bringen – noch vor der Schule. ▶

«SO, JETZT GEHE ICH AUCH.»

Anna Gutknecht wurde an private Arbeitsstellen platziert. Als sie nach einem Missgeschick von einer Arbeitgeberin zusammengeschlagen wurde, floh sie zu ihrer Tante.

Eines Tages rutschte sie aus und verschüttete die Milch. «Und dann habe ich derart Angst bekommen, ich ging nicht heim, ich habe gedacht: ‹Ich gehe zuerst in die Schule.› Jaja, ich weiss warum. In der Pause sagte der Lehrer: ‹Anni, du musst kommen, schnell.› Die Witwe war da, sie hat mich gepackt und links und rechts geohrfeigt. Nachher hat der Lehrer gesagt: ‹Fertig Schluss, das geht nicht so.› – ‹Sie soll nur heimkommen, dann ...› Nach der Schule bin ich heimgegangen. Kaum zur Türe rein, hat sie mir die Schürze zerrissen und nachher einfach zugeschlagen und geschlagen und geschlagen.» Anna Gutknecht seufzt, als sie dieses Erlebnis erzählt: «Sie befahl: ‹Ins Bett!› Ich ging hinauf, sie brüllte mir nach: ‹Die Früchte, die Äpfel, habe ich gezählt! Iss nichts davon.› Ja – nachher ging ich hinauf, ich habe nicht mehr gewusst, wo ich bin. Zwei, drei Tage lang. Sie musste dann selber nach Wilderswil gehen, um die Milch zu bringen. Und darauf habe ich gehofft. Nachher, als sie gegangen ist, dachte ich: ‹So, jetzt gehe ich auch.› Ich ging nach Wilderswil, zur Tante. Ich habe geweint und alles erzählt. Sie gab mir etwas Warmes zu essen, am anderen Tag ging sie mit mir zum Vormund.» Ihr damaliger Vormund sei ein guter Mensch gewesen. Er schickte sie nicht zurück zur Witwe, sondern zu einer Familie in Wilderswil; das Familienoberhaupt war der Schwager ihrer Tante. «Ja, das ist schön gewesen. Aber das ist mir damals noch nicht in den Sinn gekommen, dass es schön war, erst in späteren Jahren habe ich gedacht: ‹Dort bin ich wirklich daheim gewesen.›» Sie blieb zweieinhalb Jahre bei dieser Familie, bis sie ihre Schulzeit beendete. Nun stellte sich die Frage, was sie denn machen sollte. Der neue Vormund fragte Anna Gutknecht, was sie denn lernen wolle. Sie antwortete: «Nähen.» Seine Antwort war: «Waschen und Bügeln tut's auch für dich.»

Zwei Sätze stechen aus der bisherigen Erzählung hervor. Der erste ist: «So, jetzt geh ich auch.» Ein junges Mädchen, das kurz vorher massiv physisch misshandelt worden war, findet den Mut, die Flucht zu ergreifen. Der zweite Satz ist derjenige des Vormunds: «Waschen und bügeln tut's auch für dich.» In diesem

Satz zeigt sich, mit welcher Willkür der Vormund über die Zukunft einer jungen Frau bestimmen konnte. Mit diesen paar Worten wurden die Weichen ihrer Zukunft gestellt, ohne dass ihre Wünsche und Interessen berücksichtigt wurden.

Der Vormund wollte sie nach Bern ins «Brunnadern» schicken, ein Mädchenerziehungsheim im Elfenuquartier. Weil dort aber noch keine Stelle frei war, kam sie zuerst auf einen Bauernhof in Schwadernau, zu einem jungen Ehepaar. Dort hatte sie es gut, doch durfte sie nicht lange bleiben, sondern musste schliesslich ins «Brunnadern», das bis 1949 «Magdalenenstift – Rettungsanstalt für gefallene Mädchen» hiess. Gegründet worden war die Anstalt 1855 im Geist des Pietismus nach dem Vorbild der Magdalenenstifte in Deutschland. Es war «ein Haus nur mit Mädchen». Dort musste sie ohne Lohn hart arbeiten: «Im ersten Jahr bist du einfach fast immer in der Waschküche gewesen. Du hast auch überall helfen müssen, in der Küche, manchmal auch im Nähzimmer oder im Garten. Ja, man hat überall arbeiten müssen.»

Anna Gutknecht kann noch detailliert den Waschvorgang erklären. Hierfür sucht sie in ihren Unterlagen nach ihrem handschriftlich verfassten Tagebuch. Darin hat sie den Waschvorgang mit kleinen Zeichnungen illustriert: «Wir hatten viele Kunden, wir haben viele Patrizierhäuser gehabt. Von Tscharner und andere. Ganz schöne Leintücher, manchmal auch Tischtücher. Auch vom Telegrafenamnt haben wir Tüchlein gehabt. Handtüchlein und so. Oder von Hotels oder Spitälern, nichts Schönes. Von den Patrizierleuten schon, Seidenwäsche.»

Im Heim hatten sie genug zu essen, aber nur die Vorgesetzten bekamen Fleisch. Geleitet wurde die Anstalt «von mehrbesseren Herren», einem Vorstand, der bestimmte, was getan wurde. Mitreden durften die Mädchen nicht. Unter der Woche mussten sie alle die gleiche Kleidung tragen – im Sommer einen grauen Baumwollrock, Kniestrümpfe aus Baumwolle und Holzschuhe. Die eigenen Kleider waren in einem Kästchen, dessen Schlüssel sie nur am Samstagabend erhielten, damit sie die Kleider für den Sonntag herausnehmen

konnten. Diese Kleider wurden am Sonntagabend wieder eingeschlossen. Die Kommunikation nach aussen wurde streng kontrolliert. Briefe bekam man nur offen, schreiben durfte man nur einmal pro Monat, und den Brief musste man ins offene Couvert legen. Manchmal wurden die Briefe nicht abgeschickt, Kritik war nicht erlaubt. Als Anna Gutknecht sich einmal in einem Brief an die Grossmutter über die langen Arbeitstage beschwerte, wurde sie ins Büro zitiert, und es wurde ihr gesagt, was geschrieben und was gestrichen werden musste.

Der Besuch wurde ebenfalls streng kontrolliert. Anna Gutknecht erhielt in drei Jahren zwei Mal Besuch. Das «Fräulein» blieb im selben Raum sitzen und nahm die von den Besuchenden mitgebrachten Pakete zu sich: «Wir legen es ihr auf die Seite, nicht dass sie alles auf einmal isst.» Doch diese Esswaren sah man nie wieder. Auf Bestrafungen angesprochen, sagte Anna Gutknecht, dass die Wäsche, wenn sie nicht ganz sauber war, den Mädchen an den Kopf geschmissen wurde und man das Stück weiterwaschen musste.

Nach drei Jahren war diese «Ausbildung» zu Ende. Das Magdalenenstift vermittelte den jungen Frauen eine Stelle, und dorthin musste man gehen. Anna Gutknecht kam nach Mett bei Biel, ins Asyl Gottesgnad, eine Art Altersheim, wo sie die Wäsche wusch. Die Stelle war gut, die Arbeit wurde auch entlohnt, doch verblieb der Lohn beinahe zur Gänze beim Arbeitgeber mit der Begründung, dass sie dann etwas Ersparnes habe, wenn sie gehen würde. Als andere Angestellte in die Ferien gingen, wollte Anna Gutknecht auch zehn Tage Ferien beziehen. Die Leiterin war selber in den Ferien, weswegen sie sich an die Oberschwester wandte, die ihr den Urlaub zugestand. Anna Gutknecht wollte alle Orte besuchen, in welchen sie als Kind gewesen war. Sie fuhr zuerst nach Schwadernau, wo sie drei Tage blieb. Nachher reiste sie nach Beinwil am See, anschliessend nach Grindelwald, ihre Grossmutter besuchen, bevor sie wieder nach Schwadernau zurückkehrte, weil sie versprochen hatte, sie komme wieder. Als sie dort erschien, sagte ihr die Frau, die Polizei sei da gewesen und ►

habe sie gesucht, da sie fortgelaufen sei. Der Polizist kam am nächsten Tag nochmals, in Zivil. Er müsse sie wieder ins Magdalenenstift bringen, das sei ihm so befohlen worden. Er war sehr freundlich und liess Anna Gutknecht im Zug alleine sitzen. So kam sie zurück ins «Brunnadere», wo sie wieder ohne Lohn arbeiten musste. Den Lohn, den das Asyl Gottesgnad zurückbehalten hatte, sah Anna Gutknecht nie. Nach einem halben Jahr in Bern wurde sie volljährig und konnte mit dem Ende der Bevormundung einen Schlusstrich ziehen: «Jetzt ist Feierabend. So, also, ich gehe, fertig!» Sie wollte mit 20 Jahren nun endlich etwas verdienen.

Sie fand 1938 eine Stelle als Magd auf einem Hof in Allmendingen. Als der Zweite Weltkrieg ausbrach, wurden die beiden älteren Söhne der Familie eingezogen, auch musste die Familie ihre Pferde hergeben. «Das war nicht mehr lustig, also wirklich nicht.» Damals kam ihr Bruder sie besuchen, er war ebenfalls eingezogen worden. Es war das erste Mal, dass sie ihn wiedersah, seit er in Interlaken von der Mutter weggegeben worden war.

In dieser Zeit lernte Anna Gutknecht einen Knecht kennen, «meine erste Liebe». Am Samstag traf sie sich jeweils mit ihm. Eines Tages sagte er ihr aber, es sei das letzte Mal. Anna Gutknecht seufzt laut, bevor sie weiter spricht: «Es hat mich gedünkt, es hat mich zu Tode geschlagen. Ich ging nachher heim, man hat mir nachher gesagt, ich sei reingekommen, kreideweiss, kein Wort, einfach stur geradeaus geschaut, kein Wort gesagt, die Türe zu und geschlossen. Das hatte mich total durcheinandergebracht.» So sehr, dass sie die Stelle wechselte; sie wollte nicht mehr in dieser Gegend bleiben. Sie ging zu ihren letzten Pflegeeltern zurück nach Wilderswil. Diese vermitteln ihr eine Stelle in der Gaststätte zum Kreuz, einer Beiz, in welcher viele Soldaten einkehrten. Einer der Gäste fragte sie immer wieder, ob sie mit ihm spazieren gehen wolle. Anfangs lehnte sie ab, schliesslich liess sie sich überreden. Die beiden gingen zur Unspunnenruine, wo sie sich ein wenig näherkamen. Der Soldat musste aber wieder ins Wallis zurück, und so schrieben sie sich. Eines Tages schrieb er ihr, dass seine Mutter sie

kennenlernen wolle. So ging sie für zehn Tage ins Wallis. Ihr gefiel es dort. Kurz vor ihrer Rückreise ins Berner Oberland machte er ihr einen Heiratsantrag.

Es gab jedoch ein Problem: Anna Gutknecht war reformiert, der Verlobte katholisch: «Wir gingen zusammen zum Pfarrer. Hat der gesagt, was ich für einen Glauben hätte. Das ginge nicht, das ginge nicht: Entweder müsse ich den katholischen Glauben annehmen, oder auf das Heiraten verzichten. Dann habe ich gesagt: «Dann machen wir es halt so.» Ich musste 14 Tage lang jeden Abend zu diesem Pfarrer gehen, den Katechismus lernen.» Sie beginnt zu lachen: «Heiland Donnerwetter! Sind wir zum Beichten gekommen. Dann habe ich gesagt: «Nein, nein Herr Pfarrer, nein! Das glaube ich nicht!» – «Was glaubt Ihr nicht?» – «Dass man einfach kommen und sagen kann: Ich habe das und das gemacht, und nachher, mit ein paar Vaterunser und Zeug und Geschichten und Ave Maria, ist das vergeben.» Dann habe ich gesagt: «Und wenn ich jetzt da einen getötet hätte?» – «Ja, das sei, das sei, äh, so.» – «Dann kommt es ja gar nie aus!» – «Ja, das sei dann halt so.» – «Was soll's.»» Sie zuckt mit den Schultern.

Der Ehemann war selten zu Hause, es war noch Krieg, und er musste Dienst leisten. Mit der Schwiegermutter kam sie nicht so gut aus: Mal wurde sie gelobt, mal beschimpft – besonders aber Letzteres: «Einmal bin ich das «Mariosi» gewesen, dann wieder das «Hueremeitli», das «Huermödi», das «Huerebein». Und sie ist am Morgen um fünf regelmässig in die Kirche hinaufgerannt und hat gemeint, ich sollte auch mitkommen. Ich habe gesagt: «Nein. Ich nicht. Ich komme in die Messe am Sonntag und das reicht mir.» – «Das reicht nicht, so kommst du dann in die Hölle.» – «Ja, dann komme ich halt in die Hölle.»»

Anna Gutknecht war es langweilig im Wallis, und so entschied sie sich, nach Bern zu gehen, um etwas zu verdienen. Sie konnte bei verschiedenen Bauern aushelfen. Als sie wieder im Wallis war, wurde sie schwanger. In dieser Zeit kam ein anderer Bruder sie besuchen, er war damals im Wallis stationiert.

«NEIN, NEIN, HERR PFARRER, DAS GLAUBE ICH NICHT!»

Die reformierte Anna Gutknecht musste zum Katholizismus konvertieren, um ihren Verlobten heiraten zu können. Mit dem Prinzip der Beichte hatte sie Mühe.

Er hatte seiner Schwester einen Geranienstock geschenkt, doch ihr Ehemann wollte diesen nicht: «Das brauchst du nicht», meinte er und warf den Stock aus dem Fenster. Das brachte für Anna Gutknecht das Fass zum Überlaufen: «Also so mache ich nicht mehr mit. Jetzt habe ich ein Kind, und wenn das so weitergeht, will ich nichts mehr wissen nachher. Jetzt ist Schluss.» Eine Frau, der sie sich anvertraute, riet ihr, nach Naters zum Friedensrichter zu gehen. Am Tag, an dem sie dorthin ging, brachte sie ihre Tochter – sie war 1942 zur Welt gekommen – ins Bett. Als sie zurückkam, war sie nicht mehr dort. Anna Gutknecht fragte ihre Schwiegermutter, wo die Kleine sei. «Geht dich nichts an!», war die Antwort. So ging Anna Gutknecht zur Polizei. Das Kind war bei einer Verwandten der Schwiegermutter untergebracht. Anna Gutknecht nahm ihre Tochter und fuhr nach Bern. Sie brachte ihr Kind in ein Kinderheim beim Bärengraben, sie selber ging ins Marta-Haus, eine Pension, in der sie wohnen konnte. Sie fand Arbeit im Hospiz zur Heimat in der Gerechtigkeitsgasse. Kurz darauf

reichte sie die Scheidung ein, nach drei Jahren und drei Monaten Ehe. Während dieser Zeit in Bern zog Anna Gutknecht ihre Tochter alleine gross. Unter der Woche war die Tochter im Kinderheim, am Wochenende bei ihr. Der Exmann hätte sie finanziell unterstützen müssen, doch er wechselte ständig den Wohnort, um nicht zahlen zu müssen.

Anna Gutknecht beginnt nun im Gespräch verschmitzt zu lächeln: In Bern ist es wieder ein Mann, der ihr Leben «durcheinanderbringt». Als Anna Gutknecht von Arbeitskolleginnen überredet wird, mit ihnen auszugehen, lernt sie ihren zukünftigen zweiten Ehemann kennen. Bald wurde nahe der Wohnung seines Bruders eine Wohnung frei. Sie durften dort aber nur einziehen, wenn sie verheiratet waren. Also haben sie geheiratet, 1945, kurz nach dem Ende des Kriegs. Zu essen gab es Berner Platte – das war kurz nach Kriegsende noch etwas Besonderes. Der neue Ehemann war reformiert. Vor der Hochzeit hatte sie dem Pfarrer, der sie in erster Ehe getraut hatte, geschrieben, dass sie ihren alten Glauben ►

wieder annehme. Seine Antwort war, sie würde nun nie in den Himmel kommen, worauf Anna Gutknecht lapidar antwortete: «Was soll's.»

Ihr Ehemann arbeitete bei der Druckerei Rickli in Bern und blieb dort bis zu seiner Pensionierung. Anna Gutknecht arbeitete in einer Weberei, die Tochter war tagsüber in der Krippe. Die beiden hatten sich mehr Kinder gewünscht, der Wunsch blieb aber unerfüllt. Auf die Frage, ob sie dem Ehemann etwas über ihre Vergangenheit erzählte und ob sie das belastete, sagt sie: «Ja, mit der Zeit habe ich es ihm erzählt, er hat von sich erzählt, und ich habe von mir erzählt. Ich hatte nichts verbrochen gehabt, ich brauchte mich nicht zu schämen. Die, die mich dorthin [ins Magdalenenstift] brachten, die hätten sich schämen sollen!»

Die junge Familie zog schliesslich nach Kerzers. Als die Tochter in der Lehre war, zogen wieder dunklere Wolken am Horizont auf. Auf einer Reise ins Tessin fand Anna Gutknecht per Zufall, als sie die Identitätskarte suchte, den Liebesbrief einer anderen Frau. Sie stellte ihren Mann zur Rede, doch er wiegelte ab: Das sei nur eine, die ihm nachlaufe. Er verneinte, dass irgendetwas am Laufen war, auch nachdem die Tochter ihn in Bern in Begleitung einer anderen Frau gesehen hatte.

Anna Gutknecht verliess die Fabrik in Bern und begann auf den umliegenden Höfen auszuhelfen. Einer davon war derjenige der Gutknechts. Dort kam sie in engeren Kontakt mit dem Bauern. Die beiden begannen Gefühle füreinander zu hegen, doch Anna Gutknecht wollte sich nicht auf eine neue Beziehung einlassen, solange sie noch verheiratet war. Sie sagte, sie versuche nochmals mit ihrem Ehemann zu reden: «Wenn er [der Ehemann] dort [zur anderen Frau] nicht mehr hingehet, dann ist gut, aber ich komme dann nicht mehr zu dir.» Dann habe ich mit ihm geredet. Zuletzt hat er gesagt: «Wie stellst du dir das eigentlich vor? Ich bin ein Mann, ich habe das Recht dazu!» – «Was hast du gesagt?» – «Ich bin ein Mann, ich habe das Recht dazu!» – «So, hast du, aha, gut. Also, du hast das Recht dazu, also gut. Dann habe ich auch das Recht.» Am nächsten Tag gab ich [...]

«ICH HATTE NICHTS VERBROCHEN GEHABT, ICH BRAUCHTE MICH NICHT ZU SCHÄMEN.»

Mit ihrem zweiten Ehemann redete Anna Gutknecht über ihre schwierige Vergangenheit.

die Scheidung ein.» Anna Gutknecht zog daraufhin zu Fritz Gutknecht. Zwischen Anna und Fritz entstand eine tiefe Liebe, schliesslich heirateten die beiden. 20 Jahre waren sie verheiratet. Er ist mittlerweile schon seit 23 Jahren tot. Es bleiben die Erinnerungen. Als sie von ihm erzählt, kommen ihr die Tränen.

Gegen Ende des Gesprächs erzählt Anna Gutknecht von einer ihrer schönsten Erinnerungen überhaupt: Sie reiste einmal nach Holland, wo sie zum ersten Mal das Meer sah: «Mein Gott, das vergesse ich nie! Ich bin da gestanden, ich habe vergessen, den Mund wieder zu schliessen. Ich war so beeindruckt: die Weite, die Weite! Das ist etwas Wunderschönes.» Ihre Augen strahlen, als sie das erzählt.

Zum Schluss des Gesprächs wird ihre Stimme wieder ernst: «Ich muss schon sagen, das habe ich schon oft gedacht, so, wie wir anfangs aufgewachsen sind, so wäre aus uns einfach nichts geworden, wirklich nichts gewor-

den. Wir mussten so oft hören, jedenfalls ich, wenn ich etwas Falsches machte: «Aus dir gibt's sowieso nichts, du bist gleich wie deine Mutter, du bist gleich wie die Alte, aus dir wird nie etwas!» Und jetzt bin ich 98 Jahre alt. Aber nicht wegen mir. Das kommt von da oben.» Anna Gutknecht ist eine sehr religiöse Frau, sie betet heute noch jeden Abend. Das gebe ihr Kraft. Die Frömmigkeit habe sie von ihrer Grossmutter.

Trotz aller Ungerechtigkeit, die ihr widerfahren ist, trotz allen Schicksalsschlägen, die sie erlebt hat, kann Anna Gutknecht ohne Verbitterung über ihr Leben sprechen. Der Grund hierfür ist ihre Ehe mit Fritz Gutknecht, die ihr Leben «abrundet»: «Ja, das sind meine glücklichsten Jahre gewesen, diese 20 Jahre. Wir haben nicht grossartig gelebt, es hätte ja gar nicht gereicht, aber die Liebe ist da gewesen, das Vertrauen ist da gewesen. Mehr kann ein Mensch nicht verlangen als das. Das ist das Wichtigste.»

Interview von Claudio Conidi (UEK) mit Anna Gutknecht vom 9. August 2016.

Claudio Conidi studierte Geschichte und Italienisch an der Universität Basel. Anschliessend Studium an der Pädagogischen Hochschule Basel (Lehrdiplom Sek. II). Unterrichtete an diversen Schulen, unter anderem am Brückenangebot Integration in Aarau. Für die UEK führte er Interviews mit Betroffenen und Institutionenvertretern.

HUBERT MEYER

par Laurence Kohli

Lors de notre première rencontre, Monsieur Meyer avait souhaité être accompagné. Ce choix, il l'avait fait en raison des émotions qui l'habitent généralement à l'évocation des événements douloureux de son passé. Si cette décision paraît d'emblée compréhensible, elle l'est d'autant plus lorsque l'on a pu entendre son récit. Le ton de sa voix, peut-être aussi sa voix elle-même, se transforment au gré des anecdotes tant il revit les émotions du passé. Comme si son corps avait gardé un ancrage dans le souvenir...

Né le 3 janvier 1947, il est le dernier d'une fratrie de quatre garçons. Son père exerçait les métiers de jardinier, paysagiste et horticulteur, tandis que sa mère était cuisinière. Tous deux travaillaient dans une maison de campagne, appartenant à de grandes familles de la bourgeoisie française qui occupaient ces lieux comme résidence secondaire. Leurs chemins s'y sont croisés et ils ont échangé leurs alliances à l'âge de trente ans. Monsieur Meyer se plaît à dire «qu'une rose a marié un jardinier». Cette délicate métaphore laisse transparaître toute la tendresse qu'il a toujours eue pour sa maman. Son père rencontrait quant à lui quelques difficultés avec l'alcool mais «pas si grand[es] que ça». Aux yeux de ses frères, il était le petit dernier fragile et efféminé qui devait s'atteler aux tâches ménagères pour épauler leur mère.

Au cours de sa vie, on a collé sur Hubert différentes étiquettes, des personnages qu'il paraît avoir intégrés, parfois à tour de rôle, parfois simultanément. Durant son enfance déjà, il a dû se vêtir de deux costumes bien distincts: il était à la fois un enfant «du bord du lac» et le fils des domestiques. Baptisé par les enfants des maîtres de la maison, il doit son prénom à une comtesse de grande famille française, choisie comme marraine. Il semblerait alors que ce prénom ait imposé à Hubert de porter avec lui le devoir (ou l'envie) d'être toujours distingué, comme s'il fallait en être digne. Vivant dans la maison même où ses parents travaillaient, à l'école, il faisait partie de ceux que l'on considérait comme faibles et privilégiés. Contrairement à de nombreux enfants du village, il n'était pas contraint de passer ses va-

MONSIEUR MEYER SE PLAÎT À DIRE «QU'UNE ROSE A MARIÉ UN JARDINIER». CETTE DÉLICATE MÉTAPHORE LAISSE TRANSPARAÎTRE TOUTE LA TENDRESSE QU'IL A TOUJOURS EUE POUR SA MAMAN.

Aux yeux de ses frères, il était le petit dernier fragile et efféminé qui devait s'atteler aux tâches ménagères pour épauler leur mère.

cances aux pommes de terre, aux vendanges, ou encore aux foins. S'il le faisait, c'était pour accompagner ses copains qu'il ne pouvait pourtant pas ramener à la maison. Monsieur Meyer ne nie pas qu'il avait certains privilèges, notamment celui de recevoir de beaux cadeaux de sa marraine.

Lorsqu'on lui demande s'il a reçu l'éducation des bonnes familles, il répond spontanément avec humour: «Ah ben oui! Parce que des fois je peux vraiment être snob!» Rien d'étonnant à cela puisque sa mère l'a éduqué de manière à «satisfaire les maîtres», et non «papa et maman». S'il a reçu l'éducation des gens aisés, il n'en faisait toutefois pas partie. D'ailleurs, sa mère lui rappelait: «Ne passe pas devant la maison, les maîtres sont là!» Sa mère voulait lui inculquer les valeurs d'une existence où il ne fallait pas faire de vagues, où un travail bien fait était celui de l'invisible. Monsieur Meyer se souvient d'une anecdote qui illustre parfaitement ce principe: lorsque sa mère découvrait des pièces de monnaie par terre en faisant le ménage, elle ne les met-

tait pas sur la table à la vue des maîtres mais les remplaçait exactement au même endroit après avoir nettoyé. «Et c'est ça, ce que ma mère m'a appris», m'a-t-il dit. Coïncé entre ses deux mondes durant son enfance, il semblerait qu'il porte encore cela en lui aujourd'hui, mêlant toujours simplicité et distinction.

Un jour, une assistante sociale de Rolle et le curé du village ont estimé qu'il fallait remédier à la trop grande liberté laissée au petit Hubert durant les vacances d'été. Ce jour-là a marqué un tournant dans sa vie. Leur proposition de placer Hubert à La Salette de Bouleyres à Broc durant l'été arrangerait tout le monde, ou presque. La maman d'Hubert pourrait travailler sans se soucier des occupations de son fils, les maîtres seraient satisfaits de ses services, l'assistante sociale et le curé contribueraient au respect du bon ordre des choses. Et puis, il était temps qu'il grandisse, Hubert: être toujours dans les jupons de sa mère à son âge paraissait inapproprié. Il le dit lui-même: «Je suis arrivé là-bas avec la jambe de maman.» Elle pensait sincèrement que ce séjour allait faire le plus grand bien à son fils, même si elle sentait son appréhension. C'est pourquoi elle tentait de le reconforter en lui évoquant les belles aventures qui l'attendaient: «Tu verras pis tu pourras aller manger du chocolat. [...] Et pis tu s'ras bien, tu pourras faire du sport et, et pis pas, on r'viendra te chercher en juillet.» Ce récit a résonné en moi comme si Madame Meyer avait essayé de se rassurer elle-même.

C'est donc à l'âge de neuf ans qu'Hubert s'est rendu pour la première fois dans ce lieu qui a bouleversé sa vie. Là-bas, l'éducation était sévère pour faire des élèves de bons petits soldats. Il se souvient encore du sentiment de malaise qui l'avait envahi alors qu'il était entré dans le dortoir. Ce silence, cette odeur, ces lits... Son stress lui avait provoqué de fortes douleurs au ventre, ce qu'il confia à l'un des prêtres présents. Alors que les autres enfants dormaient déjà, le prêtre est revenu vers lui, certes avec une pastille pour le soulager mais aussi avec des mains trop entreprenantes. À ce moment-là, Hubert savait que ce qu'il se passait était anormal mais il ne ►

DE TEMPS À AUTRE, IL OSAIT LEUR DIRE NON MAIS IL EN ESSUYAIT LES CONSÉQUENCES.

Lors d'une excursion à Notre-Dame des Marches il a été forcé à faire le chemin des quatorze stations à genoux, dans la douleur.

comprenait pas pourquoi. C'est ainsi que tout a commencé. Par la suite, le traitement qu'il recevait était bien différent de celui des autres enfants. Par exemple, le fameux père le gardait en dernier pour vérifier que son lit était bien fait avant qu'il ne se rende à la messe, afin de rester seul avec lui et de profiter de s'approcher un peu trop. De même, il gardait à son cou un cordon décoratif retrouvé dans les affaires d'Hubert. Aujourd'hui, il pense que l'affection particulière que deux prêtres lui portaient était due à son côté féminin et chétif: «Ils savaient qu'avec moi ils arriveraient à leur but.»

Chaque été, un exercice théâtral grandeur nature s'avérait particulièrement stressant pour Hubert, comme son esprit peinait à dissocier la réalité de la fiction. Apeuré, il confia son inquiétude à l'un des prêtres. Profitant de sa faiblesse, ce dernier prétendit vouloir le guider dans les bois pour en fait mieux s'isoler. C'est alors qu'il le viola tout en lui murmurant des paroles qui se voulaient rassurantes, avant de le laisser retourner vers les autres. Un peu plus tard, c'est sous les insultes et les railleries de ses camarades qui avaient terminé le jeu depuis bien longtemps qu'Hubert put retrouver le point d'arrivée. Cet événement a travaillé le jeune garçon qui en est venu à se demander s'il s'agissait d'une sorte de rite de passage pour devenir un homme. Lors d'une autre soirée de mise en scène où la mission était de libérer Hubert (attaché à un arbre), le prêtre, accompagné d'un frère, l'avait attendu pour lui réserver le même sort. Alors pris au piège contre un rocher, Hubert raconte aujourd'hui: «J'ai eu l'envie que ce rocher se casse pour qu'je parte, ou qu'j'parte avec lui.»

Les agressions se succédaient de diverses manières. Le lendemain, Hubert était toujours récompensé parce qu'il était «un gentil garçon». De temps à autre, il osait leur dire «non» mais il en essayait les conséquences. L'excursion à Notre-Dame des Marches en est un exemple frappant: quatorze stations pour y parvenir, quatorze stations qu'il dut joindre à genoux, dans la douleur. Son corps en a gardé les traces. Parfois, il recevait des fessées. D'autres fois, il était privé de déjeuner. Heureusement,

quelques heures plus tard, les sœurs l'appelaient en cachette pour lui donner un bol de café.

À la fin de ce premier été, il fallait quitter les lieux pour laisser place aux écoliers scolarisés à l'année. Le papa d'Hubert devait venir le chercher mais avait fait quelques détours par les bars du coin au préalable. Ces quelques heures qui séparaient encore l'enfant de sa mère lui parurent durer une éternité. De retour auprès d'elle, il tomba tant l'émotion était grande. «Mais qu'est-ce que t'as petit? [...] On m'a, on m'a dit qu't'as bien travaillé. L' paraît que t'es un bon soldat?», lui dit-elle. Comme son père était à proximité, Hubert ne pouvait répondre de peur de ne pas être cru et réprimandé par ce dernier. Ce n'est qu'un peu plus tard que le garçon décida d'en parler à sa maman, utilisant un livre comme prétexte pour entamer la conversation autour de ce sujet bien épineux pour un enfant de neuf ans. Hubert avoue ne pas avoir pu utiliser les mots exacts, envahi par la gêne. D'ailleurs, était-il vraiment en mesure de connaître les bons termes, lui qui n'y connaissait rien avant ces «vacances» d'été?

«Hubert, sache qu’c’est toi l’pervers. C’est toi qui l’a en toi.» Ces quelques mots prononcés par sa mère résonnent encore en lui. La personne dont il était le plus proche ne voulait non seulement pas le croire mais l’accusait également d’avoir été l’instigateur de ces actes. Par la suite, il essaya de se confier à son frère, puis à d’autres personnes de confiance avant que tout ne revienne aux oreilles de ses parents qui le réprimandèrent à nouveau. On le traitait de «tapette», de «tarlouze». Ainsi, au lieu de l’écouter, on lui avait collé une étiquette. Une étiquette qui ne pouvait que le placer du côté des coupables à cette époque où toute personne qui se déclarait homosexuelle était automatiquement fichée par la police. Ces souvenirs le hantaient et se transformaient même en cauchemars: ceux d’une robe noire s’approchant dans l’obscurité. Hubert se posait de nombreuses questions et commençait à entreprendre sur lui des gestes qu’il n’avait jamais effectués auparavant. Et puis «y’avait un peu de haine. Et puis, y’avait un peu d’acceptation.»

Hubert avoue même avoir été content de retrouver les pères de La Salette l’année suivante. Il se disait qu’au fond, s’il recevait ce traitement c’est qu’on l’aimait bien, qu’il avait quelque chose de spécial. Finalement, il se dit qu’après tout, peut-être, avait-il effectivement «ça» en lui, peut-être aimait-il ça? Il décida de se laisser faire et tout devint en apparence plus facile. On était gentil avec lui. En revanche, ses camarades n’étaient pas tendres: «J’étais toujours attaqué, comme dans un troupeau, c’est toujours le plus faible qui est attaqué.» Les moqueries concernaient sa fragilité mais aussi son apparence soignée. Il est vrai que la propreté ne lui suffisait pas, il aimait la perfection. À mes yeux, ces railleries ressemblent à de la jalousie. Serait-ce possible que ces enfants, fils de notables, n’aient vu que les privilèges accordés à Hubert sans en percevoir les tristes raisons? Cela a duré quatre étés, quatre étés qui ont laissé chez Hubert des blessures, de fausses croyances, des questionnements et l’envie d’explorer sa sexualité...

L’année de ses quinze ans a été celle de son premier internement administratif. Arrêté pour «débauche contre nature par métier», il a été placé aux salles d’arrêts des Escaliers-du-Marché de Lausanne. Cela s’est d’ailleurs produit plusieurs fois. Lorsque ses parents étaient cités à comparaître, son père prétendait vouloir s’en charger et emmenait le frère aîné d’Hubert avec lui. Comme elle croulait sous le travail, sa mère acceptait volontiers. Seulement, au moment de devoir prendre la défense d’Hubert, tous deux se taisaient, décidant le tribunal des mineurs à placer l’adolescent et laissant à Monsieur Meyer le goût amer d’un manque de soutien. «Voilà un problème en moins!», avait tendance à dire son père. Malgré ces coups durs à répétition, Hubert dut accompagner son père et, quelques années après, son frère aîné dans leurs derniers jours, puisque sa mère les avaient déjà quittés.

Hubert a donc été placé dans une famille à Renens, où résidaient plusieurs jeunes. On les faisait travailler dans des entreprises de la région dans le but de les mettre sur «le droit chemin». Là-bas, l’adolescent se rendait ►

régulièrement aux cabinets dans le but de se masturber. Une stricte intimité était cependant rendue impossible en raison d'un petit trou qui venait gêner l'une des planches en bois encadrant le lieu. Monsieur Meyer se souvient de manière anecdotique du fameux soir où un camarade très curieux l'a dénoncé auprès du directeur du foyer. Ce soir-là, le concours de l'Eurovision avait pour vainqueur la chanson «Non ho l'età». «Je n'ai pas l'âge», quel titre tristement évocateur! En effet, le lendemain, on envoya Hubert à l'hôpital psychiatrique de Cery pour «acte impur sur sa personne», en division fermée.

Là-bas, on pensait soigner son «mal» à coup de piqûres et de médicaments. On l'estimait toutefois apte à travailler puisqu'on lui avait imposé comme tâche la stérilisation des seringues usagées des autres résidents. Il était également chargé de faire quelques courses pour ces derniers au kiosque le plus proche. Un jour, il en eut assez. Il passa devant le kiosque sans s'arrêter et décida de ne plus revenir. Sa maman reçut alors un appel de l'hôpital disant qu'Hubert pouvait rentrer chez lui puisque sa place n'était pas dans un hôpital psychiatrique. En revanche, il allait devoir rendre l'argent qu'on lui avait donné pour faire les quelques courses prévues. Convoqué au poste de police de Rolle, il décida de s'enfuir à Paris, qu'il parvint à rejoindre. Cependant, sa course se termina à la prison du Châlet. Il constata toutefois avec bonheur que l'un de ses frères était venu lui rendre visite. La naïveté, ou peut-être l'indéfectible espoir d'Hubert, le laissa croire aux dires de son frère aîné lorsqu'il lui proposa de le ramener à la maison. Ce n'est qu'au dernier moment, devant un poste de police près de chez lui, qu'Hubert comprit la supercherie mais il était trop tard ... Hubert écopait d'une double peine: celle d'être à nouveau emmené aux Escaliers-du-Marché mais, surtout, celle d'avoir encore une fois ressenti ce douloureux sentiment de ne pas être soutenu par sa propre famille.

Par la suite, il a été pris à plusieurs reprises dans des rafles à la sortie de bars fréquentés par des homosexuels, se soldant généralement par un internement ad-

ministratif à la colonie pénitentiaire de Bochuz à Orbe. Comme lors de sa première arrestation, on l'accusait de prostitution. Il n'entretenait de relations qu'avec des hommes adultes. Ceux-ci l'accueillaient chez eux ou lui offraient des cadeaux en contrepartie. Pour Hubert, il était évident qu'il devait jouer le rôle «passif», le rôle de celui qui est là pour satisfaire les besoins de l'autre en échange de sa protection en tant que mineur.

À Orbe, il était aussi au service d'autrui. Le directeur avait décidé qu'il ferait un bon majordome pour sa maison et certains secteurs de l'établissement. Et puis, comme à Cery, il était chargé de rapporter de quoi faire plaisir à ses codétenus. Là-bas, il ne s'agissait pas de cigarettes, ni de «bonbecs» mais de pièces de lingerie de l'épouse du directeur, qu'il échangeait contre de l'affection ou des friandises. Lorsqu'il traversait les couloirs avec son butin, on l'interpellait: «Ah! Voilà la grande Berthe!» Ce surnom, qui faisait référence à une émission de radio, lui avait été donné à cause de la féminité qu'il dégageait, cette féminité que Monsieur Meyer dit avoir développée en raison de son vécu à La Salette de Bouleyres. Même s'il en riait, il a avoué que cela le blessait. Il laissait faire pour être à l'abri de la violence physique qui hantait les lieux. Pourtant, Hubert la subissait aussi, cette violence, sous une forme plus insidieuse: celle de devoir souffrir en silence. Et puis, il lui arrivait de subir des relations forcées avec ses codétenus qui avaient décelé cette faille en lui.

Peu à peu, le parcours de Monsieur Meyer est devenu moins chaotique. Un ami de ses parents, maître d'hôtel, avait remarqué l'aide précieuse qu'il apportait à sa mère dans son travail. Il dit alors à cette dernière qu'Hubert devait se diriger sur la voie de l'école hôtelière s'il le désirait puisqu'il en avait l'étoffe. Devant le manque de ressources financières de la maman d'Hubert, le fameux ami en parla à ses patrons. «Si c'est pour le fils à Marie-Louise», lui répondirent-ils. C'est ainsi qu'Hubert se vit offrir cette formation d'ordinaire inaccessible pour un fils de domestiques. Il se trouvait alors au même rang que les riches héritiers de grands hô-

«JE SERAIS PEUT-ÊTRE PAS LÀ AUJOURD’HUI EN TRAIN DE VOUS RACONTER MON HISTOIRE, PARCE QUE JE SERAIS UN MAJORDOME À LA RETRAITE EN ESPAGNE AVEC MA PETITE MAISON À MARBELLA ET LES PIEDS DANS L’EAU.»

Hubert Meyer rêve à la vie qu’il mènerait s’il n’avait pas obéi
«comme un bon Suisse».

tels de Suisse et d’ailleurs. Durant sa scolarité, il sautait sur la moindre occasion professionnelle que proposait l’école pour gagner quelques sous.

Son expérience et ses compétences lui valurent la confiance du directeur. En effet, celui-ci lui proposa un poste de majordome et chauffeur, aux côtés de la reine mère d’Espagne, Victoria-Eugenie de Battenberg, domiciliée alors à la villa de Vieille-Fontaine à Lausanne. Sa présentation devant la famille royale a dû être convaincante puisqu’il a été engagé. C’est ainsi qu’il a accompagné la reine pendant deux ans, notamment à l’occasion de son bref retour en Espagne, accordé par Franco pour assister au baptême du prince Felipe (actuel roi d’Espagne). À la mort de cette dernière, il œuvrait toujours pour la famille, en Espagne cette fois-ci, aux côtés de la duchesse d’Alba. Il a pris part, de la sorte, à plusieurs cérémonies de la famille royale aux yeux de laquelle il était reconnu. D’ailleurs, la princesse Grace de Monaco en personne l’a décoré pour les services rendus à la famille royale d’Espagne.

À la mort de Franco, dans un climat de tensions, il a été rappelé en Suisse puisqu’il n’était plus sous protection diplomatique. Hubert rêve à la vie qu’il mènerait s’il n’avait pas obéi «comme un bon Suisse»: «J’s’rais p’t-être pas là aujourd’hui en train d’vous raconter mon histoire, où p’t-être j’l’aurais complètement oubliée. Parce qu’j’s’rais resté là-bas, aujourd’hui j’s’rais un majordome à la r’traite en Espagne avec ma p’tite maison à Marbella. Et les pieds dans l’eau.» Au lieu de cela, à son retour, il est resté au service de la richesse en tant que chauffeur pour de grandes banques suisses. Aujourd’hui, il lui arrive encore de faire quelques courses pour rendre service à de riches hommes d’affaires. Quel autre parcours professionnel aurait pu autant réunir l’enfant du bord du lac et le fils de domestiques? Touchant aux mondanités, il restait toutefois toujours au service d’autrui comme le lui avait si bien appris sa mère.

Derrière ce costume, au sens propre comme au figuré, il conservait cependant toujours une part de rébellion. Elle est flagrante lorsqu’il raconte ainsi: ►

«TU DOIS ALLER LOIN.»

La religion est également venue s'immiscer dans sa vie sentimentale puisqu'il a vécu avec un prêtre, bien que leur relation fût platonique. Cet homme a ancré en Hubert ces quelques mots qu'il n'oubliera pas.

«J'étais un garçon qu'était d'avant c't'étalage de richesse avec la langue qui pendait. Je disais: «Mais pourquoi pas moi? Pourquoi?» Alors quand je voyais que ça n'allait pas ou que on s'foutait d'moi, bah j'me servais. J'me disais: «Écoutez bah moi aussi j'vais jouer comme vous.» Il avait compris par exemple qu'il ne pouvait être condamné pour vol d'usage en tant que majordome, puisque, logeant chez les propriétaires, il ne s'agissait que d'un emprunt au regard de la justice. Ainsi, alors qu'il travaillait pour un homme fortuné qui le payait mal et lui faisait comprendre qu'il ne méritait pas grande considération puisqu'il était rémunéré pour son travail, il décida de s'indigner. Il prit les clefs de la Rolls-Royce... et on la retrouva en Espagne. «Y avait une guerre, une révolution totale en moi», explique-t-il.

En ce qui concerne sa vie intime, Hubert dit avoir été «un homosexuel à la disposition de la virilité», fréquentant des hommes qui menaient une vie publique d'hétérosexuels mais avaient des relations homosexuelles derrière le rideau. Il côtoyait les milieux artistiques où l'homosexualité s'avérait être une normalité. Vivre une relation avec une femme lui a toujours été impensable tant les mots des pères de La Salette résonnaient encore en lui: comme une femme devait être respectée et protégée, il ne fallait en aucun cas la percevoir comme objet de désir. La religion est également venue s'immiscer dans sa vie sentimentale puisqu'il a vécu avec un prêtre, bien que leur relation fut entièrement platonique, a-t-il tenu à préciser. Aujourd'hui, cet homme est décédé mais a ancré en Hubert ces quelques mots qu'il n'oubliera pas: «Tu dois aller loin.» La religion fait toujours partie intégrante de sa vie, malgré les réticences qu'il pourrait avoir. En 2016, à la recherche d'une réparation morale, Hubert a été reçu par l'évêque Charles Morerod, avec qui il entretient encore régulièrement des échanges. Ce dernier lui a d'ailleurs proposé de se joindre au groupe qui se rendait en pèlerinage diocésain à Rome. Hubert a accepté et a pu ainsi rencontrer le pape François.

Aujourd'hui, Monsieur Meyer n'a plus de famille, sauf un frère avec lequel le dialogue est rompu. Il peut

toutefois compter sur son chien Kenzo pour le faire sortir malgré ses problèmes de santé. À cause d'employeurs qui n'ont pas rempli leurs devoirs et de son parcours tumultueux en internement administratif, Monsieur Meyer ne touche qu'une petite retraite qui ne lui permettrait pas de vivre si elle n'était pas accompagnée de prestations complémentaires. Voilà une réalité bien loin de ce qu'imaginent les personnes qui lui font des remarques déplacées depuis qu'elles savent qu'il va toucher une indemnisation...

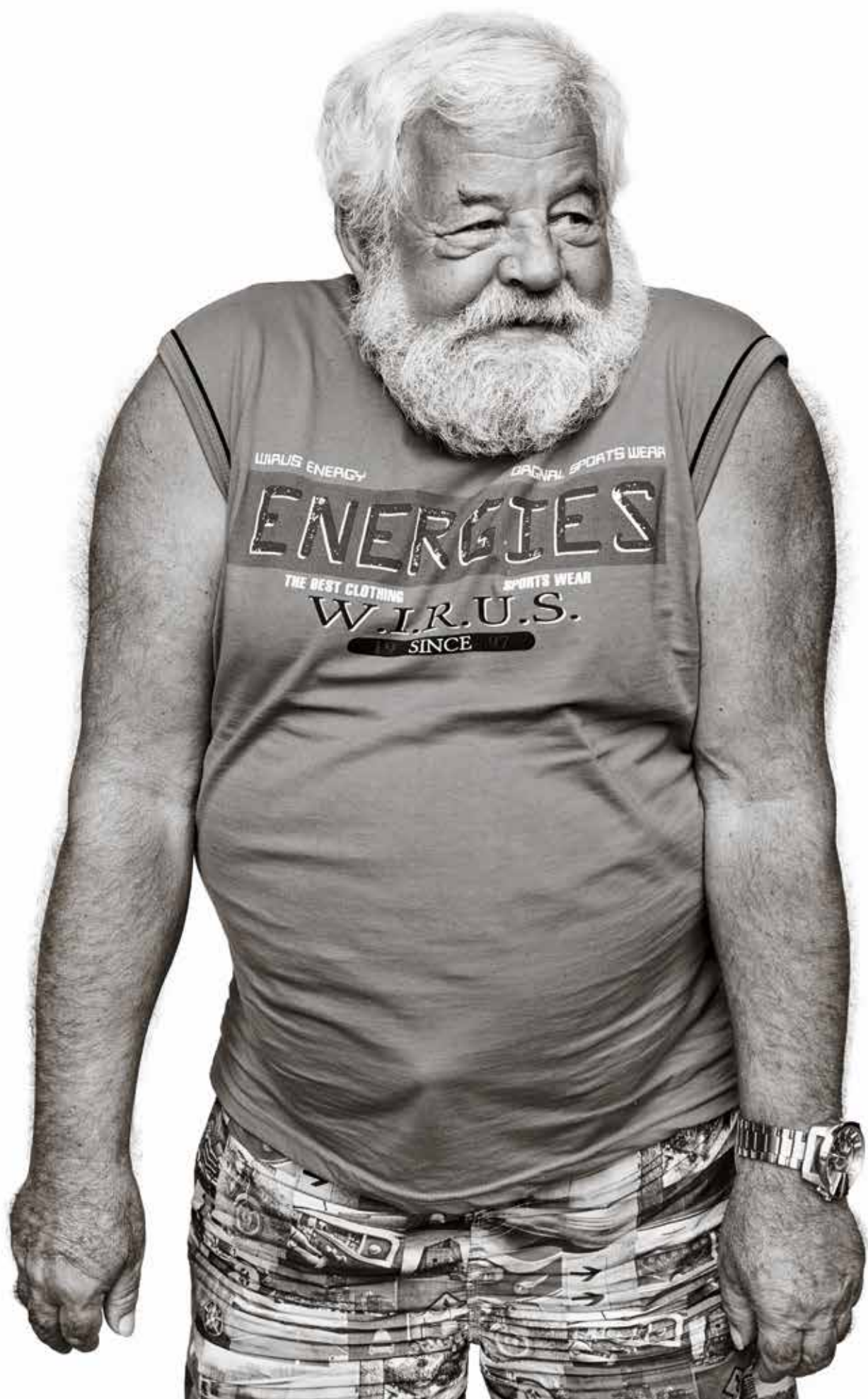
Hubert dit n'avoir jamais vécu dans la réalité. Pourtant, j'ai le sentiment qu'il n'est pas uniquement dans le paraître et que réside en lui une part foncièrement vraie. Et ce, même si sa prestance rappelle sans nul doute celle des héros des films hollywoodiens des années 50. Une chose est certaine, c'est qu'à l'instar d'un grand artiste, Monsieur Meyer est doté d'une incroyable sensibilité. Cela se perçoit notamment dans sa manière de relater

son histoire par des exemples sensoriels. Cette sensibilité est une qualité qui permet de ressentir et de vivre les choses plus intensément mais qui peut se révéler être un fardeau lorsque l'on vit des expériences telles que celles vécues par Monsieur Meyer. La manière dont il raconte son récit est également la preuve que les émotions de ses années difficiles l'habitent encore... J'ai toutefois voulu montrer que le portrait d'Hubert ne se résumait pas à cela. En réécoutant l'enregistrement de l'entretien que nous avons partagé, je me suis rendu compte que ma mémoire m'avait joué des tours. Elle n'avait gardé comme traces profondes que celles d'un sourire tendre et malicieux, ainsi que d'un regard espiègle. Peut-être est-ce cela la force de Monsieur Meyer: sa capacité à aller de l'avant tout en cherchant réparation pour le passé, à garder le sourire malgré une tristesse pérenne, à conserver son âme d'enfant même si on a tenté de la lui voler.

Interview de Laurence Kohli (CIE)
avec Hubert Meyer le 15 juin 2016.

Laurence Kohli a étudié la sociologie et l'anthropologie sociale à l'Université de Fribourg. Elle s'intéresse particulièrement aux parcours de vie et a mené des entretiens avec des personnes concernées dans le cadre de la CIE. Elle travaille actuellement comme assistante sociale.





WIRUS ENERGY ORIGINAL SPORTS WEAR
ENERGIES
THE BEST CLOTHING SPORTS WEAR
W.I.R.U.S.
SINCE 1977





Heinz Jermann
Zürich, 16. Januar 2018





Philippe Frioud
Courtemaiche (JU), 24 janvier 2018









JOSEF ARNOLD

von Laura Schneider

Das Leben des 1882 geborenen Josef Arnold aus Triengen im Kanton Luzern verlief nicht in den geordneten Bahnen, die sich sein Pflegevater für ihn erhofft hatte, als er ihm sein Erbe vermachte. Das Erbe, bestehend aus einem Hof und etwa 70 000 Franken, hätte ihm ein sorgenfreies Leben als Landwirt ermöglichen sollen. Sein langer finanzieller und gesellschaftlicher Abstieg begann indes bereits im jungen Erwachsenenalter, auch wenn die Absichten dahinter mitunter aufs Gegenteil zielen mochten.

Josef Arnold war gut 20-jährig und damit erst einige Monate aus der Vormundschaft entlassen, als er sich im Frühjahr 1903 vor dem vollständig anwesenden Gemeinderat für seine «leichtfertige und unbesonnene Lebensweise» verantworten und wieder unter Vormundschaft gestellt werden sollte. In der Aktennotiz jener verhängnisvollen Gemeinderatssitzung wurde nicht weiter präzisiert, was ihm genau vorgehalten wurde, die Rede ist von «leichtfertiger, verschwenderischer und unbesonnener Geschäftsführung». Zusammenfassend wurde festgehalten, dass Josef sein Fehlverhalten zugebe und er es auf den Einfluss falscher Kameraden zurückführe. «Nach weiterer Diskussion & Besprechung der Sachlage erklärt sich der Vorgeladene bereit, sich [...] freiwillig unter Beistandschaft stellen zu wollen & verlangt als Beistand Herrn Bankdirektor Hans Hellmüller», heisst es weiter in derselben Aktennotiz, wobei der Gemeinderat Beistandschaft und Vormundschaft zu verwechseln schien, denn tatsächlich handelte es sich um eine Vormundschaft nach den Paragraphen 8 und 12 des Vormundschaftsgesetzes. Der Luzerner Regierungsrat bestätigte in der Folge widerspruchslos die zu errichtende Vormundschaft, da diese ja freiwillig erfolgt sei.

Sowohl die Formulierung «nach weiterer Diskussion» als auch Josef Arnolds spätere widerspenstige und kämpferische Haltung lassen jedoch an der Freiwilligkeit seiner Zustimmung zweifeln. Beinahe 20 Jahre später, am 19. November 1922, schrieb er aus der Zwangsarbeitsanstalt Sedel an den Regierungsrat: «Bezeichnend ist auch, dass derzeit die Verfügung meines Pflegevaters, der mir, – in der Erkenntnis einer unbe-

«NACH WEITERER DISKUSSION & BESPRECHUNG DER SACHLAGE ERKLÄRT SICH DER VORGELADENE BEREIT, SICH FREIWILLIG UNTER BEISTANDSCHAFT STELLEN ZU WOLLEN.»

Sowohl die Formulierung «nach weiterer Diskussion» als auch Josef Arnolds spätere Haltung lassen an der Freiwilligkeit seiner Zustimmung zweifeln.

dingten Notwendigkeit für mich, – einen versorgenden praktischen Beistand bestimmte, durch die Gemeindebehörde in Missachtung viel [fiel], indem dieselbe zur Wahl einer anderen Persönlichkeit schritt.»

Nach dem Tod seines Pflegevaters im Jahr 1898 hatte der damals 16-Jährige bis zu seiner Volljährigkeit den Gerichtsschreiber Fischer als Beistand erhalten. Nach 1903 blieb Bankdirektor Hellmüller aus Luzern bis ins Jahr 1910 Arnolds Vormund. Abgelöst wurde er vom Trienger Gemeindeschreiber Friedrich Fischer. Dieser blieb bis mindestens 1935 (Jahr der letzten Akten in diesem Personendossier) als Vormund im Amt und war in seiner Funktion als Gemeindeschreiber also gleichzeitig Teil der Behörde, die ihn versorgte. Daneben war er auch Betreibungsbeamter und Amtsrichter. Warum der Bankdirektor als Vormund bei der Gemeindebehörde

in Ungnade fiel, kann nicht restlos geklärt werden, doch lässt der weitere Verlauf von Josef Arnolds Biografie zumindest eine Vermutung zu. 1905 konnte Arnold mit Hellmüller als Vormund die Bewirtschaftung seines bis dahin verpachteten Hofs selber übernehmen. In den Augen des Gemeinderates von Triengen läutete dieser Schritt den Beginn seines Unglücks ein. Er habe, so schrieb der Gemeinderat rückblickend im November 1922, «für die selbständige Bewirtschaftung der Liegenschaft nicht die nötige Routine» gehabt. Er hatte bauliche Massnahmen an der Liegenschaft vorgenommen und Mobiliar gekauft. Dafür hatte er gemäss Gemeinderat Anleihen in der Höhe von 23 000 Franken aufgenommen und das gesamte Wertschriftenverzeichnis war verpfändet worden. So betrug sein Vermögen im Jahr 1909 noch 20 000 Franken. Die Vormundschaftsbehörde er- ▶

nannte daraufhin 1910 nicht nur einen neuen Vormund, sondern liess auch die Liegenschaft erneut verpachten. Könnte also die von Arnold erwähnte Wahl einer anderen Persönlichkeit bei den Gemeindebehörden mit dem Rückgang des Vermögens zu tun haben? Während fünf Jahren liessen sowohl der Vormund als auch die Gemeindebehörden Josef Arnold den Hof nach eigenem Gutdünken bewirtschaften, ohne einzugreifen.

1916 wurde ein Teil des landwirtschaftlichen Besitzes des Mündels verkauft; diese Transaktion konnte wiederum nur der Vormund durchführen. Im November 1917 stellten die Trienger Gemeindebehörden zum ersten Mal einen Antrag auf Versorgung Josef Arnolds in die Luzerner Zwangsarbeitsanstalt Sedel. Als Begründung nannten sie «Liederlichkeit und Trunkenheit». Der Bevormundete war inzwischen verheiratet mit Anna Hinnen und sechsfacher Vater. Für eine Internierung im Sedel sah er keinen Grund. Der Vorladung des Statthalteramts Hochdorf widersetzte er sich in der Folge zwei Mal: «Im ersten Mal wusste ich nicht warum u. im zweiten Mal war mir nicht wohl.» Als er nach der dritten Vorladung schliesslich doch verhört werden konnte (in den Quellen werden die vom Gesetz vorgesehenen Anhörungen als Verhör bezeichnet), wies er den Vorwurf des «liederlichen Lebenswandels» zurück und verwies auf die auf dem Hof verrichtete Arbeit – eine Jucharte bewirtschaftete er selber, die übrigen vier Jucharten waren verpachtet. Daneben arbeitete er an diversen Orten als Tagelöhner. Vom erwirtschafteten Geld gab er einen Teil seiner Frau ab. Den Vorwurf der Trunksucht akzeptierte er nicht: «Ich nehme das nicht an. Ich habe daheim gearbeitet u. habe da das Obst eingebracht, alles besorgt. Wegen Trunkenheit ist es nicht so böse, etwa hie u. da ein Glas zuviel gehabt. Das kann auch L[and]j[äger] Purtschert sagen. Mein Vermögen hatte ich nie inhanden.»

Der Hinweis auf die Fremdverwaltung seines Vermögens kann hier – neben der Zurückweisung der diesbezüglichen Verantwortung – auch gewertet werden als Beleg, dass er gar nicht über die Mittel verfügte, um einen übermässigen Alkoholkonsum zu finanzieren.

«ICH KANN NICHT BEGREIFEN, WIE DAS VERMÖGEN SO ZURÜCKGEGANGEN SEIN SOLL. ICH WAR IMMER VERBEISTÄNDET UND HATTE DAS VERMÖGEN NICHT BEI DER HAND.»

Als er vom Amtsstatthalter 1917 mit dem Rückgang seines Vermögens konfrontiert wurde, verwies er auf die Verantwortung des Vormundes.

Ähnlich reagierte er im Jahr 1926: «Ja, dem Trunke ergeben, wenn man nichts hat.» Auch als er vom Amtsstatthalter 1917 mit dem Rückgang seines Vermögens konfrontiert wurde, verwies er auf die bestehende Vormundschaft: «Ich kann nicht begreifen, wie das Vermögen so zurückgegangen sein soll. [...] Ich war immer verbeiständet u[nd] hatte das Vermögen nicht bei der Hand.» Immer wieder machte er in späteren Verhören dieses Argument geltend.

Zwei Tage nach diesem Verhör, am 7. November 1917, wurden sowohl der Vormund, der Gemeindegeschreiber Fischer, als auch seine Frau Anna vom Amtsstatthalter befragt. Der Vormund verwies auf seine letzte Vormundschaftsrechnung aus dem Jahr 1913 und gab an, dass Arnold nichts zum Familienunterhalt beitrage und das verdiente Geld immer vertrinke, weshalb der Vor-

mund den Unterhalt aus dem Vermögen des Mündels bestreiten müsse, was etwa 2500 Franken jährlich koste. Frau Arnold bestätigte die vormundschaftlichen Ausgaben, berichtete aber ihrerseits von einer Renovation der Scheune und dem Neubau eines Holzhauses, die zum Rückgang des Vermögens beigetragen hätten. Von ihr erfahren wir zudem, dass ihr Mann schon vor der Heirat getrunken habe. Allerdings «seit dem die Liegenschaft verkauft wurde [1916], geht es noch schlimmer. Er meint auch, er sei übernommen worden, [es] sei nicht zu seiner Sache geschaut worden.» Wegen seines Alkoholkonsums hätten sie jedoch keinen Streit. Problematisch sei eher, dass er weder schlafe, esse noch arbeite, wenn er trinke. Sie beklagte auch, dass ihr gutes Zureden bis anhin nichts genützt habe: «Er hat auch niemand folgen wollen bis jetzt, dass er merkt, dass es Ernst gilt.»

Was war 1916 bei der vormundschaftlich veranlassenen Versteigerung eines Teils der Liegenschaft des Bevormundeten passiert? Tatsächlich hatte er von dieser Steigerungsabsicht erst zwei Wochen vor dem angesetzten Datum durch die Publikation im *Trienger Anzeiger* erfahren. Gemeinsam mit seiner Frau und mithilfe eines Anwalts hatte er beim Luzerner Regierungsrat Rekurs eingelegt. Sie wiesen unter anderem darauf hin, «dass das Vorgehen der Vormundschaftsbehörde von Triengen total unbegründet, zum Nachteil der Familie von Arnold, gegen den Willen aller Verwandten, höchst rücksichtslos & rigoros ist». Es wurden zudem Vorschläge unterbreitet, wie die Schulden von 5500 Franken getilgt werden könnten, auch mithilfe einer Verwandten. Prompt verfügte der Regierungsrat die Sistierung der Versteigerung, bis der Rekurs behandelt werde. Drei Tage vor der geplanten Versteigerung, am 23. Februar 1916, zog Arnold den Rekurs jedoch zurück und die Versteigerung wurde durchgeführt. Wie es dazu kam, ist aus den Akten nicht ersichtlich.

Seither scheint Arnold davon ausgegangen zu sein, dass die Gemeindebehörde ihm nicht wohlgesinnt war und ihn hinterging. Der von Kindsbeinen an Bevormundete war nicht in der Lage, zu kontrollieren, ob seine Vormunde sein Vermögen fachkundig zu verwalten willens und fähig waren. Zudem wird sein Selbstbewusstsein als Bauer, Hausvorstand und Vater erheblich unter der durch die Situation hervorgerufenen Ohnmacht gelitten haben. Systematisch in eine Aussenseiterposition und an den Rand der Gesellschaft gedrängt, scheint er mit seinem verstärkten Alkoholkonsum nach dem ersten Teilverkauf seiner Liegenschaft seinen Kummer ertränkt zu haben.

Im Winter 1917 kam er noch einmal mit einer Verwarnung davon, nachdem er Besserung versprochen hatte. 14 Monate später, am 31. Dezember 1918, erneuerte der Trienger Gemeinderat sein Gesuch um Arnolds Versetzung in die Zwangsarbeitsanstalt. Wieder erschien er zweimal nicht zum Verhör und wurde schliesslich am 14. Januar 1919 von der Polizei verhaftet und ▶

vorgeführt. Erneut war er mit einer Versorgung im Sedel nicht einverstanden, auch wenn er zugab, dass er zu viel getrunken habe im Herbst, als der «Träsch» gebrannt wurde. Nachdem er bereits einmal verwarnt worden war, kann dieses Verhör als reine Formsache interpretiert werden. Auch dass er die Unterschrift verweigerte, nützte ihm nichts. Am 18. Januar 1919 beschloss der Luzerner Regierungsrat Josef Arnolds Versorgung im Sedel für ein Jahr. Das Kostgeld von 150 Franken pro Jahr musste er selbst bezahlen, da er noch immer etwas Vermögen besass. Nach neun Monaten im Sedel, wo er sich laut Anstaltsdirektor Bisang «befriedigend» verhielt, stellte er ein Gesuch um bedingte Freilassung, das bewilligt wurde. Doch die «Freiheit» auf Probe währte nicht lange, denn bereits im Dezember 1920 erfolgte eine weitere Internierung, diesmal für die Dauer von zwei Jahren mit der Begründung, er sei «rückfällig» geworden.

Da er in seiner Lage kaum Handlungsmöglichkeiten hatte, schien er es sich zur Gewohnheit gemacht zu haben, auf Vorladungen beim Amtsstatthalter nicht zu reagieren, denn auch diesmal war er beim ersten Mal dem Verhör ferngeblieben. Ihm sei nicht wohl gewesen, und weil die Vorladung auf den 6. Dezember fiel, habe er gedacht, das könne nicht stimmen. Dass der Gemeinderat ihn wieder in den Sedel versorgen wollte, fand er «ungerecht», schliesslich habe er immer gearbeitet, «das beweisen die Hände». In den Wochen und Monaten davor habe er geholt, das Feld in Ordnung gebracht und dem Nachbarn geholfen. Doch die Arbeiten, die er daheim verrichtete, schienen nicht zu zählen. Der Amtsstatthalter fragte nach seinem Alkoholkonsum, woraufhin Josef Arnold erwiderte: «Ist nicht wichtig. Ich war nicht viel in Wirtschaften.» Der Amtstatthalter warf ihm danach vor, dass er seiner Frau kein Haushaltsgeld abgebe. Und wie schon im Jahr 1917 berief er sich auf die Fremdverwaltung seines Vermögens und nutzte die Gelegenheit, auf den Machtmissbrauch der Behörden aufmerksam zu machen: «Der Gemeinderat schreibt, Ihr vernachlässigt Eure Familienpflicht, gebet nichts zum

Unterhalt? – Wohl. Zeitweise zogen sie den Lohn selbst. Sie sagen auch etwas, dass sie machen können, was sie wollen.» Immerhin fragte der Amtsstatthalter, was er damit meine, und bekam zur Antwort: «Wegen der Liegenschaft, die sie verkaufen wollen.» Es wird Josef Arnold bewusst gewesen sein, dass ein erneuter Aufenthalt im Sedel ihn den Gemeindebehörden gegenüber bei einer weiteren Zwangsversteigerung noch machtloser machte, als er ohnehin schon war. In den Akten gab es kein Entlassungsgesuch, es ist anzunehmen, dass Arnold die vollen zwei Jahre im Sedel abgearbeitet hat. Wenn dem so ist, dürfte er nach seiner Entlassung Anfang 1923 nicht lange zu Hause gewesen sein, denn bereits im Juli desselben Jahres wurde er wieder vom Amtsstatthalter vorgeladen. Doch schon während seiner Versorgung, im

«AUS EINEM SOLCHEN VORGEHEN KÖNNTE LEICHT DIE VERMUTUNG KONSTRUIERT WERDEN, MAN HÄTTE MICH ABSICHTLICH VERSORGT, UM EINEN SOLCHEN AUSGANG DER DINGE HERBEIZUFÜHREN.»

Gegen die Amtsführung der Behörden reichte Josef Arnold 1922 erneut Beschwerde ein.

Oktober 1922, machte der Gemeinderat seine Drohung wahr. Diesmal wurde Arnold immerhin von den Behörden selbst über die geplante Versteigerung des letzten Teils seines Grundbesitzes in Kenntnis gesetzt. Daraufhin reichte er am 19. November 1922 beim zuständigen Departement des Gemeindewesens eine Beschwerde ein. Was er nicht wusste: Der Trienger Gemeinderat hatte vorsorglich ebendiese Behörde über eine zu erwartende Beschwerde Arnolds informiert und versuchte, die zuständige Instanz von der Notwendigkeit ihrer Massnahme zu überzeugen. «Falls Arnold wirklich mit einem Sistierungsgesuche an Sie gelangen sollte, so bitten wir jetzt schon, Sie möchten auf dasselbe nicht eintreten.»

In seiner Beschwerde kritisierte Arnold die Amtsführung seines Vormunds, Gemeindeschreiber Fischer:

«Es liegt ferne von mir, vor Abschluss der Untersuchung, eine direkte Anschuldigung ergehen zu lassen, doch kann ich nicht umhin, meinen Gedanken dahin Ausdruck zu verleihen, dass wenn es doch der Gemeinderat als seine unbedingte Pflicht erachtete, in meinen Vermögensangelegenheiten bestimmend vorzugehen, so wäre es auch vernunftgemäss dessen Schuldigkeit gewesen, mich & meine Familie rechtzeitig vor einem vollständigen Ruin zu bewahren & nicht wie er es heute unternimmt, mir kurzerhand zur Kenntniss zu bringen, dass nun mein Vermögen aufgebraucht sei, indem ich zur Rettung der Situation nichts beigetragen hätte. Aus einem solchen Vorgehen könnte leicht die Vermutung konstruiert werden, man hätte mich absichtlich hier in die Zwangsarbeitsanstalt versorgt, um einen solchen Ausgang der Dinge herbeizuführen. Heute wo ich also ohne Mittel [bin] und einer aussichtslosen Zukunft entgegen sehe, will man sich meiner entledigen, denn nicht einmal eine Anstellung vermag man mir zu verschaffen, so dass man mich, nach meiner Entlassung beim geringsten Verstoss als den sogenannten Unverbesslichen, wieder mit hiesiger Anstalt verquicken kann.»

Dass zumindest ein Körnchen Wahrheit in diesen Vorwürfen lag, darauf deutet die offensichtlich lasche Buchführung des Vormunds hin: Wie oben erwähnt, brachte er 1917 eine Vormundschaftsrechnung aus dem Jahr 1913 vor den Statthalter – und dies, obwohl 1916 ein Teil der Liegenschaft verkauft worden war. Mit dem Einweisungsantrag im Dezember 1918 wurde keine Vormundschaftsrechnung eingereicht. Sie werde vom Vormund noch benötigt.

Arnold konnte den Vorwurf, dass er der Haupt- oder Alleinschuldige an der finanziellen Misere war, nicht akzeptieren. Tatsächlich bestritt er in allen Verhören, dass er nicht arbeite und ein Trinker sei. Nach der ersten Sedel-Einweisung haftete zudem das Stigma der Anstalt an ihm.

Seine Beschwerde gegen die zweite Versteigerung trug insofern Früchte, als der Luzerner Regierungsrat am 30. November 1922 per Telegramm die Sistierung der ▶

Bisang unterstützte das Gesuch und bestätigte, dass Arnold auf zwei frühere Gesuche hin keine Antwort vom Gemeinderat Triengen erhalten habe. Gleichwohl prophezeite der Anstaltsdirektor weiteres Unglück und dass «von diesem energielosen Mann auch in Zukunft nichts Gutes zu erwarten» sei. Zu seiner Familie konnte Josef Arnold inzwischen nicht mehr zurückkehren; er stifte zu viel Unfrieden zu Hause.

Verarmt und einsam wurde Arnold 1935 ein letztes Mal in den Sedel eingewiesen. Der Arzt bescheinigte seine Arbeitsfähigkeit, wies aber auch auf Spuren seines Alkoholkonsums hin. In seiner Befragung verlangte Josef Arnold einmal mehr eine Abrechnung über die Verwaltung seines Vermögens. Eine solche hatte er nie gesehen. Das Protokoll schliesst mit seiner Aussage, um deren Glaubwürdigkeit er 20 Jahre lang vergeblich gerungen hatte: «Ich bin nicht schuld, dass ich auf diese Weise ums Vermögen kam. Jetzt kommt die Heuet und dann kann ich verdienen.»

Aus den Akten lässt sich nichts Weiteres über Josef Arnolds Leben in Erfahrung bringen. Sein jahrelanger Kampf um Glaubwürdigkeit und um den Platz in der Gesellschaft, den sein Pflegevater für ihn vorgesehen hatte, erscheint noch einmal in einem anderen Licht, wenn man erfährt, dass zur Zeit dieser letzten Sedel-Einweisung der Vormund und Gemeindeschreiber Fischer aufs Statthalteramt Hochdorf vorgeladen wurde. Er musste sich wegen Veruntreuung öffentlichen Gutes und vorsätzlicher Amtspflichtverletzung einer Strafuntersuchung unterziehen, die zwei Jahre dauerte und an deren Ende er von der Staatsanwaltschaft Luzern angeklagt wurde. Im ersten Verhör mit dem Vorwurf einer nachlässigen Buchführung konfrontiert, gab er zu, nie ein Kassabuch geführt und «manche Geschäfte etwas summarisch und formlos» erledigt zu haben. Weiter sagte er: «Materiell ist aber dadurch niemand zu Schaden gekommen.» Wir können nur spekulieren, was Josef Arnold, dessen Aussagen in diesem Untersuchungsverfahren nicht berücksichtigt wurden, darauf erwidert hätte. Zum sozialen Niemand gemacht, kam für ihn diese Untersuchung zu spät.

Personendossiers, Staatsarchiv Luzern (StALU), 413A/1710, Personenbezogene Akten, Statthalteramt; StALU, 413A/1764, Personenbezogene Akten, Statthalteramt.

Untersuchungsakten, StALU, C26/184, Untersuchungsakten des Statthalteramts Hochdorf.

Laura Schneider, Studium der Gesellschafts- und Kommunikationswissenschaften an der Universität Luzern. Für die UEK war sie als Transkriptorin der Interviews und als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Archiv tätig.

URSULA BIONDI

von Thomas Huonker

Ursula Biondi, geboren am 18. Dezember 1949 in Zürich, wuchs als Tochter eines italienischen Vaters und einer Schweizer Mutter auf, vielfach als «Tschingg» geschmäht. Der Vater, der selber eine Schweizer Mutter hatte, litt darunter, dass seine Einbürgerung sehr spät erfolgte, obwohl auch seine Frau Schweizerin war und er, wie seine Kinder, in der Schweiz geboren worden war. Aus Angst, den Schweizermachern negativ aufzufallen, und aus einer patriarchal-autoritären Haltung heraus, zu der auch Schläge als Erziehungsmittel gehörten, führte er mit seiner Frau ein strenges Regime über die drei Töchter.

Neben ihrer Vorliebe für die Musik der Beatles und von Elvis Presley erzürnte ihn an seiner mittleren Tochter Ursula insbesondere deren Freundschaft mit dem gleichaltrigen Albert – beide waren 13. Seine Wut steigerte sich, als diese Beziehung auf Initiative der Mutter Alberts zu einem jugendanwaltschaftlichen Verweis führte. Den Verweis an Ursula Biondi als der angeblich «Schuldigen» an dieser Jugendliebe erteilte Jugendanwältin Dr. Elisabeth Köppli, und zwar wegen angeblicher «Verführung eines Kindes».

Von den staatlichen Instanzen unbehelligt blieb jedoch ein Erwachsener, der Ursula Biondi kurz darauf sexuell missbrauchte. Er war der Hausherr jener Familie in Monthey im Kanton Wallis, bei der sie ihr Jahr als Au-pair-Mädchen antrat, um Französisch zu lernen. Als sie den Missbrauch auf dem Polizeiposten anzeigte, nahm der Polizist die Anzeige nicht entgegen, sondern telefonierte dem Täter, er solle das Mädchen wieder in seinen Haushalt zurückholen. Der Hausherr bat sie auf Knien zu schweigen, sonst sei seine Familie ruiniert und seine Kinder müssten leiden – worauf der Missbrauch weiterging. Ursula Biondi entwickelte eine Bulimie und kehrte nach Zürich zurück. Aus Angst erzählte sie ihren Eltern nichts.

Vater Biondi und seine Kinder wurden nun doch noch eingebürgert. Die Konflikte zwischen Eltern und Kindern um Musik, Ausgang und Mode verschärften sich. Kurz darauf riss Ursula mit einer Kollegin nach Italien aus. Sie kamen bis Neapel. Es folgte ein Zwangsaufenthalt im

ALS URSULA BIONDI DEN MISSBRAUCH AUF DEM POLIZEIPOSTEN ANZEIGTE, TELEFONIERTE DER POLIZIST DEN TÄTER, ER SOLLE DAS MÄDCHEN WIEDER IN SEINEN HAUSHALT ZURÜCKHOLEN.

Der Hausherr bat sie auf Knien zu schweigen, sonst sei seine Familie ruiniert.

Töchterheim Sonnenberg, Walzenhausen (AR). Dort hatte Ursula Biondi Hausarbeit und externe Fabrikarbeit zu verrichten. Sechsmal floh sie nach Hause und musste jedesmal wieder nach Walzenhausen zurück; beim siebten Mal ging sie nicht mehr heim. Auf Kurve lernte sie in der Hawaii-Bar im Zürcher Niederdorf den mehrere Jahre älteren Heinz kennen. Seine abenteuerliche Lebensweise imponierte der nunmehr Sechzehnjährigen; sie hoffte auf eine gemeinsame Zukunft. Dies, obwohl ihr Heinz erklärte, er habe bereits ein Kind, er sei von seiner ersten Frau geschieden, es sei ihm ein dreijähriges Eheverbot auferlegt, und wegen des in Zürich bis 1972 geltenden Konkubinatsverbots wäre ein Zusammenleben illegal. Das Liebespaar floh nach Genua. Der Plan war, ein klandestines Leben zu führen bis zu Ursula Biondis 18. Geburtstag und dann zu heiraten. Doch Heinz heuerte auf einem Schiff an und meldete sich lange nicht mehr. Sie wurde krank und kam ins Spital. Da sie nun Schweizerin war, wurde sie nach Zürich zurückspediert, wo eine ärztliche Untersuchung ergab, dass sie schwanger war. Die Zürcher Behörden hatten schon am 11. November 1966 beschlossen, im Einverständnis mit und auf Kosten der Eltern Ursula Biondi «für

die Dauer von zwei Jahren in ein geeignetes, das heisst geschlossenes Erziehungsheim» einzuweisen. Dass dies die administrative Abteilung der Frauenstrafanstalt Hindelbank (BE) sein sollte, war den Eltern nicht klar.

Ursula Biondi kam am 24. April 1967 mit 17 Jahren in die Strafanstalt Hindelbank. Sie war die jüngste Gefangene, hatte die Häftlingsnummer 94 und trug braune Anstaltskleidung. In täglicher Gesellschaft mit kriminellen Insassinnen (in blauer Kleidung), darunter Mörderinnen, musste sie putzen, Teppiche herstellen und Socken für die männlichen Insassen der Strafanstalt Thorberg im Kanton Bern stricken. Nachts der Einschluss in die Einzelzelle. Sie erlebte den Selbstmord einer Mitgefangenen. Die Bulimie kam zurück.

Am 11. August 1967 brachte Ursula Biondi ihren Sohn im Inselspital Bern zur Welt. Er wurde von ihr getrennt, ihre Brüste wurden abgebunden. Zurück in Hindelbank, wo sie bis am 29. April 1968 eingesperrt blieb, sollte sie dazu gebracht werden, ihren Sohn zur Adoption freizugeben. Fünfmal legte ihr der Zürcher Amtsvormund Dr. Fravi die Einwilligungserklärung vor. Mit ihrer ganzen Lebenskraft kämpfte Ursula ▶

Biondi um ihr Kind, gleichzeitig am Rand des Selbstmords stehend. Stundenlang schreiend: «Wo ist mein Sohn?», steigerte sie sich einmal in einen regelrechten Schreikrampf, worauf ihr Direktor Meyer drei Tage Dunkelarrest verpasste. Hingegen half ihr eine Sozialleiterin von Hindelbank beim Kampf um ihr Kind. Am 29. April 1968 konnte sie zusammen mit ihrem Sohn die Strafanstalt Hindelbank verlassen. Sie musste eine behördlich zugewiesene Stelle im Kinderheim Brunnen im Kanton Schwyz antreten. Dort erregte ihre Mutterschaft Neid. In ihrer 2003 publizierten Autobiografie heisst es: «Bei der ersten gemeinsamen Mahlzeit in diesem Heim [sagte] die Heimleiterin: «Du hast so ein wunderschönes Baby – am liebsten würde ich es adoptieren.» [...] Ich nahm mir vor, so schnell wie irgend möglich aus diesem Heim zu verschwinden.»

Ursula Biondi floh am 1. Mai nach Zürich, um den Vater ihres Sohnes zu suchen; sie hoffte, ihn in seinem Stammlokal, der Otter-Bar, zu finden. Dort war er aber nicht. Auf der weiteren Suche geriet sie in die damals recht militante 1.-Mai-Demonstration. «Auf einmal war ich mitten in der Demo.» Es war das erste Mal, dass neben dem traditionellen 1.-Mai-Umzug der Gewerkschaften in ordentlichen Reihen, mit uniformierter Blasmusik, auch eine bewegtere Nachdemo der Jungen Linken stattfand, mit Porträts von Karl Marx, Che Guevara, Rudi Dutschke und Ho Chi Minh, und zwar unter der Parole «Anerkennung Nordvietnams durch Bern». Im Archiv der Agentur Keystone finden sich Fotos der jungen Leute und ihrer Transparente. «Ich schaute besorgt meinen Sohn an; er quietschte vor Vergnügen. Anscheinend gefiel ihm dieses Chaos. [...] Wie in Trance marschierte ich mit dem demonstrierenden Menschenstrom mit, merkte kaum, dass mein Sohn schon ein rechtes Gewicht hatte, und schrie mit den Demonstranten im Chor für eine bessere Zukunft.»

Da sie Heinz auch hier nicht findet und im Bewusstsein, dass sie allein mit ihrem Sohn bald von der Polizei aufgegriffen würde, geht sie zu ihren Eltern. Diese haben unterdessen ihr Vertrauen in die Behör-

«WOFÜR EINE JUNGE FRAU EINIGE JAHRE ZUVOR NOCH MIT DER «ARBEITSERZIEHUNGSANSTALT HINDELBANK» RECHNEN MUSSTE, GEHÖRTE JETZT FAST ZUM GUTEN TON.»

Das Paar führte einen von Sport und Freizügigkeit geprägten Lebensstil, wie er in den 1970er-Jahren möglich wurde.

den verloren. Die Mutter schützt sie diesmal vor Amtsvormund Fravi, der noch am selben Tag an der Tür der elterlichen Wohnung klingelt. «Sie schreit ihn an, dass er mitverantwortlich sei für all dieses Leid, dass ihre Tochter in einem Gefängnis gelandet sei [...] – er solle sofort aus unserem Leben verschwinden [...]. An diesem Tag, am 1. Mai 1968, um 17.00 Uhr, 18 ¼ Jahre alt, hatte ich endlich meine Freiheit gewonnen.»

Heinz bleibt verschwunden. Ursula Biondi arbeitet als Angestellte im Tea-Room «Rialto». Dort verkehren die Fussballer des FCZ, der in diesem Jahr Schweizer Meister wird. Einer der Fussballstars wirbt um sie, doch sie weist ihn ab, als sie erfährt, dass er bereits verheiratet ist und ein Kind hat. Erfolgreicher ist der Programmierer Robert. Mit dem Einverständnis ihrer Eltern zieht sie zu ihm nach Genf. Durch ihn findet sie den Einstieg in eine berufliche Zukunft ohne Tradition und gesellschaftliche Hürden. Sie reisen viel. Als Heinz wieder auftaucht und Ursula Biondi nun, da sein Eheverbot abgelaufen ist, heiraten will, kommt sie nicht darüber hinweg, dass er sie und ihren gemeinsamen Sohn im Stich gelassen hat.

Trotz einem Rest romantischer Liebe weist sie Heinz ab; Jahrzehnte später erfährt sie, dass er im Jahr 1993 umgekommen ist.

Auch die Beziehung zu Robert endet. 1975 heiratet Ursula Biondi den Genfer Rennfahrer Florian und bekommt mit ihm eine Tochter. Das Paar führt einen von Sport und Freizügigkeit geprägten Lebensstil, wie er in den 1970er-Jahren möglich wurde. «Wofür eine junge Frau einige Jahre zuvor noch mit der «Arbeits-erziehungsanstalt Hindelbank» rechnen musste, gehörte jetzt fast zum guten Ton.»

Sie macht ebenfalls eine Rennfahrerlizenz, geniesst Bungee-Jumping und River-Rafting auf dem Sambesi, lernt Rock 'n' Roll tanzen und Pistolenschiessen. Ihre EDV-Karriere geht weiter, nun beim International Labour Office (ILO) in Genf. In der menschenrechtlich geprägten internationalen Institution steigt sie zum Chief Office Trainer on Micro-Computer auf.

Wohl konnte sie durch diese berufliche Karriere, wie vorher schon durch die Abenteuer an der Seite des Rennfahrers, viele Ängste überwinden. Aber die Trau-

matisierung durch die Einsperrung in Hindelbank hatte bleibende Folgen. «Die Vergangenheit holte mich immer wieder ein. Sobald ich mich in einem engen Raum befand, der vielleicht noch vergitterte Fenster hatte, bekam ich Schweissausbrüche und Atemnot. [...] Ich war nicht imstande, Aufzüge in Hochhäusern zu benutzen; stattdessen stieg ich die Treppen bis zum 20. Stockwerk zu Fuss hinauf und langte schweissgebadet oben an.» Sie trennt sich auch von Florian, dessen zahlreiche Vorhaben und Unternehmungen sie oft auseinanderführten, bleibt aber mit dem Vater ihrer Tochter freundschaftlich verbunden.

Als sie 42-jährig ist, 1992, tritt ein neuer Mann in ihr Leben. «In dieser Zeit lernte ich bei einem Bridge-Turnier in Crans-Montana Alfred aus Zürich kennen. Er war Rechtsanwalt und Richter.» Und er «ist der erste Mann in meinem Leben, der mein Jugendtrauma ernst genommen hat. [...] Er stand zu mir während meiner «Aufarbeitung». [...] Ich bin ihm sehr dankbar dafür.»

Durch ihn kommt sie zurück nach Zürich. Es ist atmosphärisch nicht mehr der Ort, aus dem sie nach Hindelbank weggesperrt worden war: «Die Menschen hier [...] lächeln leichter, ich empfinde sie als farbiger. Es erfrischt mich, den jüngeren und jungen Generationen zuzusehen, wie sie die neue Freiheit ausleben: Mode, Musik, Reisen [...]. Ich sehe, dass ich manches davon in meiner eigenen Jugend vorweggenommen habe; offensichtlich war ich auf dem richtigen Weg.» Ursula Biondi setzt ihre Berufstätigkeit fort, erteilt EDV-Kurse in drei Sprachen und erwirbt zusätzlich ein Diplom als Ernährungsberaterin.

2003 publiziert sie ihre Autobiografie, Geboren in Zürich – eine Lebensgeschichte. 15 schweizerische Verlage haben die Publikation abgelehnt.

Die Veröffentlichung ihrer Lebensgeschichte fällt in eine Zeit, in der die Schweiz, nach der erneuten und vertieften Aufarbeitung ihrer Flüchtlings- und Finanzpolitik während des Zweiten Weltkriegs, auch andere dunkle Punkte ihrer Geschichte selbstkritisch ausleuchtet. Das Schweizer Fernsehen zeigte um 2000 ▶

eine Reihe von Filmen zur Geschichte der Verdingkinder; ab 2004 wurden im Rahmen eines wissenschaftlichen Projekts Interviews mit rund 270 ehemaligen Verding- und Heimkindern zu ihrer Lebensgeschichte aufgenommen. Es erschienen kritische Darstellungen zu Psychatriegeschichte, Zwangssterilisationen, Zwangsadoptionen, Anstaltseinweisungen und anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen. Immer mehr Menschen, die in Heimen und Erziehungsanstalten aufwuchsen, meldeten sich zu Wort und veröffentlichten ihre Lebensgeschichten, meist im Selbstverlag.

Wichtig war auch, dass Kurt Aeschbacher Ursula Biondi am 23. Oktober 2008 in seine Fernsehsendung einlud. Andere Betroffene meldeten sich bei ihr. Aus diesem Personenkreis, von denen Dominique Strebel einige in seinem 2010 erschienenen Buch *Weggesperrt. Warum Tausende in der Schweiz unschuldig hinter Gittern sassen* porträtierte, scharte sie Mitbetroffene um sich, die sich vorerst in einer Interessengemeinschaft, später im Verein RAVIA organisierten; das Namenskürzel ist aus «Rehabilitation der administrativ Versorgten / Réhabilitation des internés administratifs» abgeleitet. Dass dieser Verein im Jahr 2014 tatsächlich die gesetzliche Rehabilitation der administrativ Internierten erreicht hat, ist eine jener gesellschaftspolitischen Wendungen, die von der historischen Bedeutung der Handlungen Einzelner oder kleiner Gruppen zeugen, davon, dass, in seltenen Fällen, auch solche, die nicht vernetzt in Machtzentren agieren, Machtzentren von aussen her, als Aussenseiter, zu beeinflussen vermögen. Diese spezielle Erfolgsgeschichte erzählt Ursula Biondi im lebensgeschichtlichen Interview, das sie der UEK gab. Die dokumentarischen Belege – Briefe, Mails, Telefon- und Aktennotizen, Sitzungsprotokolle usw. – übergab sie in mehreren Ordnern ebenfalls der UEK. So ist dieser unwahrscheinliche, aber reale Vorgang gut belegt.

Bei diesem Haupterfolg ihrer Aktivitäten zur Rehabilitation der ehemaligen Administrativhäftlinge, dem Bundesgesetz über die Rehabilitierung administrativ versorgter Menschen vom 21. März 2014, bis 2017

die gesetzliche Grundlage der UEK, war der Kontakt zum St. Galler SP-Ständerat und Gewerkschaftspräsident Paul Rechsteiner und dessen politischer Durchsetzungskraft zentral. Rechsteiner hatte früher schon die Rehabilitation des ehemaligen St. Galler Polizeikommandanten Paul Grüninger, der anderen Flüchtlingshelfer im Zweiten Weltkrieg sowie der antifaschistischen Kämpfer für die spanische Republik durchgesetzt. Denn auch diese waren, wie die administrativ Versorgten, aufgrund von Gesetzen und Verfahren inhaftiert worden, die aus heutiger und, je nach Haltung und Optik, auch schon aus damaliger kritischer Sicht Unrecht in Form von Recht bewirkten.

Zum Kontakt mit Paul Rechsteiner riet ihr Prof. Felix Schöbi, heute Bundesrichter, an einer Sitzung von Beamten des Bundesamtes für Justiz mit Ursula Biondi und einer anderen Betroffenen am 2. Juli 2009. Das war einerseits ein hilfreicher Hinweis. Andererseits war es für die beiden Betroffenen niederschmetternd zu hören, dass das Bundesamt für Justiz damals bezüglich Rehabilitation selbst nicht aktiv werden wollte. An dieser Sitzung hiess es noch, nicht der Bund, sondern Gemeinden und Kantone seien zuständig.

Wichtig war nun die Bereitschaft von Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf, jene Geste zu vollziehen, die sie gegenüber den ehemaligen Verdingkindern am 25. März 2009 in der Heiliggeistkirche Bern noch nicht gemacht hatte, nämlich eine öffentliche Entschuldigung. Zu dieser kam es am 10. September 2010 vor dem Frauengefängnis Hindelbank. Dabei entschuldigten sich neben der Bundesrätin auch verschiedene Vertreterinnen und Vertreter kantonaler Instanzen. Und es kamen ehemalige Administrativhäftlinge zu Wort. So auch Ursula Biondi.

In ihrem Votum schilderte sie den Weg, den sie gehen musste, bis sie endlich Gehör fand: «Vor acht Jahren habe ich aus therapeutischen Gründen, um mich von meinen Traumata zu befreien, ein Buch über das, was ich in meiner Jugend erlitten habe, geschrieben. Ich musste jedoch feststellen, dass man mir die damalige Behörden-

**«WIR TRAGEN DAS
STIGMA, IM GEFÄNGNIS
GEWESEN ZU SEIN,
‹GESESSEN› ZU HABEN.
WIR WAREN JEDOCH
NIE STRAFFÄLLIG.
DAS HAT UNS FÜR
UNSER GANZES LEBEN
GEZEICHNET.»**

Aus diesem Grund forderte Ursula Biondi eine «Entstigmatisierung», die über eine öffentliche Entschuldigung führt.

willkür einfach nicht glauben wollte. Es durfte nicht wahr sein, dass es in der Schweiz möglich gewesen ist, Menschen ohne begangene Straftat und ohne Verurteilung mit schweren Straftäterinnen zusammenzusperrern.»

Sie erwähnte, was viele Staatsopfer schon vor ihr erlebt hatten, nämlich dass es unter allen Medien zuerst der *Beobachter* war, der Öffentlichkeit für ihre Anliegen herstellte. «Glücklicherweise nahm Herr Dominique Strelbel meine Geschichte ernst. Er stellte Recherchen an, veröffentlichte meine Geschichte und rief andere von der damaligen Behördenwillkür Betroffene auf, sich zu melden. Von da an kam das Ganze ins Rollen.»

Die ehemals administrativ Versorgte betonte den prinzipiellen juristischen Fehler der menschen- und grundrechtswidrigen administrativen Internierungen: «Als administrativ Versorgte konnten wir uns im Gegensatz zu Kriminellen nicht einmal vor Gericht rechtfertigen, vielmehr waren wir den Behörden schutzlos ausgeliefert.» Und sie fügte bei: «Wir tragen das Stigma, im Gefängnis gewesen zu sein, ‹gesessen› zu haben. Wir

waren jedoch nie straffällig. Das hat uns für unser ganzes Leben gezeichnet. Wir fordern heute eine ‹Entstigmatisierung», weshalb eine Entschuldigung in der Öffentlichkeit unumgänglich ist.»

In ihrer Entschuldigungsrede wandte sich Bundesrätin Eveline Widmer-Schlumpf direkt an die anwesenden Opfer administrativer Versorgung: «Sie sind ohne gerichtliches Urteil zur Erziehung in eine Strafanstalt verbracht worden, sind weggesperrt worden. Dies, obwohl Sie keine Straftat begangen haben, die eine solche Massnahme rechtfertigt hätte.» Weiter sagte die Bundesrätin zu den anwesenden Opfern administrativer Versorgung: «Sie wurden zurückgesetzt; Ihnen wurde Leid angetan, körperliches und ganz besonders auch seelisches; Ihnen fehlten Geborgenheit und Liebe und wohl auch das notwendige Grundvertrauen, das im Leben so wichtig ist. Diese einschneidende Erfahrung hat Ihr Leben geprägt. An Ihrem Schicksal sind Sie nicht selber schuld.» Dann präsentierte Eveline Widmer-Schlumpf ihre Entschuldigung gegenüber den administrativ ►

«HINTER DEM BEGRIFF ‹ADMINISTRATIV VERSORGTE› STEHT EINE 100% GRAUSAME BEHÖRDENWILLKÜR.»

Ursula Biondi kritisiert amtliche Begriffe wie «administrative Versorgung» als Hüllwörter für das geschehene Unrecht.

Internierten: «Ihre Geschichte lehrt uns, dass es Situationen gibt, in denen man fähig sein muss, einen Schritt nach vorne zu machen und zu versuchen, einen Teil der Vergangenheit wieder gut zu machen. Normalerweise entschuldigt man sich im privaten Rahmen. Manchmal ist es jedoch erforderlich, das im öffentlichen Rahmen zu tun. Sehr geehrte Damen und Herren, dies möchte ich heute an dieser Stelle machen.»

Am 11. April 2013 folgte die Entschuldigung von Bundesrätin Simonetta Sommaruga, wiederum zusammen mit heutigen Repräsentanten ehemaliger Täterkreise, diesmal auch der Kirchen und des Bauernverbands, im Kulturkasino Bern, nun gegenüber allen Opfern fürsorgerischer Zwangsmassnahmen. Im kurz darauf ebenfalls federführend von Bundesrätin Sommaruga eingerichteten Runden Tisch für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen vor 1981 vertrat Ursula Biondi die ehemals administrativ Internierten.

Im September 2013 erhielt Ursula Biondi zusammen mit Bernadette Gächter, Jean-Louis Claude und Walter Emmisberger den Prix Courage des *Beobachters*. Am 15. November 2013 verlieh ihr die juristische Fakultät der Universität Freiburg den Dokortitel ehrenhalber, und am 13. Juni 2015 erhielt sie den Anna-Göldi-Menschenrechtspreis, benannt im Gedenken an die 1782 in Glarus als angebliche Hexe verurteilte und hingerichtete ehemalige Dienstmagd des Glarner Richters Johann Jakob Tschudi.

Sie war auch Mitglied des Initiativkomitees der von Guido Fluri lancierten Initiative, die die Zahlung von 500 Millionen Franken für die Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen vor 1981 forderte und am 19. Dezember 2014 nach kurzer Sammelzeit mit über 110 000 Unterschriften eingereicht wurde. Unermüdlich gab und gibt sie vielen in- und ausländischen Medien Interviews in drei Sprachen (Deutsch, Französisch, Englisch) zur Thematik der Administrativhäftlinge, nimmt an Tagungen teil, hält Referate und unterhält zwei Websites, die neben ihrer eigenen Biografie auch die Lebensgeschichten weiterer Mitbetroffener dokumentieren.

Beim Schweizerischen Städte- und Gemeindeverband hielt sie am 28. April 2014 ihren Vortrag «Kann Unrecht gut gemacht werden?» und formulierte: «Zum Begriff administrativ Versorgte: Das sind Hüllwörter, hinter denen sich das tatsächliche Verbrechen zu verstecken sucht, für die Allgemeinheit schwer verständlich und somit schnell vergesslich. Man kann sich fragen, ob dies bewusst von den Verantwortlichen mit banalen Begriffen so gehandhabt worden ist, damit kein grosses Interesse aufkommt. Hinter dem Begriff «administrativ Versorgte» steht eine 100% grausame Behördenwillkür. Er bedeutet aufgezwungene Schicksale. «Recht» wurde gebraucht, um Unrecht zu tun. Frühere Staatsangestellte (Anstalts- und Gefängnisleiter) und Vormünder haben viele Leben beeinträchtigt und zerstört. Im Allgemeinen wurden die Menschenrechte verletzt und den Betroffene-

nen während ihrer Einschlusszeit Bildung verweigert, wodurch sie wertvolle Jahre verloren. [...] Die schrecklichen Erlebnisse in den Anstalten/Gefängnissen, die Isolation sowie die Entlassung ohne Resozialisierung führten zu Fehlanpassungen in der Gesellschaft und hatten massive Beeinträchtigungen der Lebenschancen und Entwicklungspotentiale der Betroffenen zur Folge. [...] Viele Betroffene leiden bis heute an den Spätfolgen, schlechten beruflichen Chancen, psychischen Traumatisierungen und Stigmatisierungen.»

Einige der psychischen Folgen der Traumatisierung schilderte sie so: «Die Betroffenen leiden oft unter alternierendem und andauerndem unruhigem bis panikartigem Gemütszustand und fühlen sich wie unter negativem Strom. Nach dem inneren emotionalen Sturm folgt danach vielmals ein Gefühlszustand, der von den Betroffenen als Cœur brisé, gebrochenes Herz, empfunden wird. Dieser Gemütszustand ist zum Teil so verheerend, dass die Betroffenen oft tagelang nicht mehr daraus herauskommen und sich schlussendlich das Leben nehmen, weil sie nicht mehr mögen, ausgebrannt sind und keinen andern Ausweg mehr sehen.»

Sie nannte «Beispiele von unzähligen ‹Triggern›, mit denen die Opfer von fürsorgerischen Zwangsmassnahmen fast täglich zu kämpfen haben, denn diese Seelenminen lauern überall und können jederzeit explodieren: [...] plötzlich grelles Licht erinnert an das morgendliche automatische einsetzende grelle Licht in der Zelle; plötzlicher Lichtausfall erinnert an den Bunker; [...] an meinem Wohnort trägt das Haus gegenüber die Hausnummer [...] 94. Ich werde somit tagtäglich an meine Hindelbanknummer erinnert; [...] widerhallende Korridore mit Echos erinnern an die langen Zellengänge. [...] Betroffene durchlaufen immer wieder traumatisierende Stadien, bis sie mit ‹Triggern› einigermassen [...] umgehen können.»

Dieser psychischen Belastung zum Trotz begleitet Ursula Biondi die UEK, zu deren Entstehung sie massgeblich beitrug, in der aber, im Unterschied zum Runden Tisch, keine Opfer fürsorgerischer Zwangs-

massnahmen Einsitz haben, sehr aktiv. Sie schreibt, wie auch andere Betroffene, immer wieder Mails und Briefe an die UEK, die an die Forschenden weitergeleitet werden, und nimmt an den Austauschkanälen der UEK und anderer Projekte teil. Immer wieder betont sie: «Falls diese Expertenkommission einen Bericht abliefern, mit dem wir Betroffenen nicht zufrieden sind, werden wir einen Gegenbericht schreiben.»

Autobiografie

BIONDI Ursula, *Geboren in Zürich. Eine Lebensgeschichte*, Frankfurt am Main 2003.

Reden und Vorträge von Ursula Müller-Biondi (2013–2017).

Interview von Daniel Lis (UEK) mit Ursula Müller-Biondi vom 4. Mai 2016.

Mails von Ursula Biondi ans Generalsekretariat der UEK (2015–2017).

Gespräche von Thomas Huonker mit Ursula Müller-Biondi (2012–2017).

Literatur

FREI Klaus, «Nach Hindelbank ohne Straftat», in: *Limmatzeitung*, 9. Oktober 2003.

STREBEL Dominique, *Weggesperrt. Warum Tausende in der Schweiz unschuldig hinter Gittern sassen*, Zürich 2010.

Thomas Huonker, unabhängiger Historiker aus Zürich, befasst sich in verschiedenen Publikationen mit der Lage von Jenischen, Sinti und Roma in der Schweiz sowie mit fürsorgerischen Zwangsmassnahmen wie Kindswegnahmen, Anstaltseinweisungen und Zwangssterilisationen.

ROLF KÄLIN*

von Mirjam Häslar Kristmann

* Name und persönliche Angaben
des Porträtierten wurden aus
Datenschutzgründen geändert.

«Hiermit gelange ich mit dem höflichen Ersuchen an Sie um eine Entlassung dies weil ich schon 17 Jahre in Bellechasse bin u endlich wieder einmal verdienen möchte als Landarbeiter bei einem Bauer.»

Am 19. Mai 1957 wandte sich Rolf Kälin mit diesem Schreiben an den Regierungsrat seines Heimatkantons Schwyz, um nach einer langen Zeit der Internierung seine Entlassung aus der freiburgischen Anstalt Bellechasse zu erwirken. Er scheiterte. Zahlreiche Gesuche um Freilassung oder zumindest um eine Versetzung in eine andere Institution waren vom Schwyzer Regierungsrat als oberster kantonaler Instanz schon ablehnend beantwortet worden. Es war Kälins 17. und letzter Versuch, die Freiheit zu erlangen. Der Regierungsrat beschied in seinem Beschluss vom 28. September 1957: «Mit Rücksicht auf den Zustand des Gesuchstellers, der nach objektiver Feststellung in der Freiheit nicht bestehen könnte, ist eine Entlassung nicht am Platze. [...] Das Gesuch wird abgewiesen.»

Rolf Kälin, geboren im Jahr 1900, hatte mittlerweile ein Drittel seines Lebens im Anstaltskomplex von Bellechasse verbracht. Zwischen 1929 und 1930 war er bereits einmal durch seine Heimatgemeinde Freienbach dort interniert gewesen. 1940 verfügte der Schwyzer Regierungsrat auf Antrag der Heimatgemeinde eine erneute Versorgung in Bellechasse auf unbestimmte Zeit. Was war vorgefallen, dass die Schwyzer Behörden Rolf Kälin dauernd aus der Gesellschaft entfernen wollten?

Das erste Dokument aus einer Reihe von Unterlagen zu seiner Person in den Staatsarchiven Schwyz und Freiburg sowie aus dem Gemeindearchiv seiner Heimatgemeinde stammt aus dem Jahr 1929, als die Gemeindeganzlei am 21. Februar bei der Verwaltung von Bellechasse in knappen Worten einen Versorgungsantrag stellte: «Wir haben hier einen mitte 20 er Jahren stehenden Burschen Rolf Kälin zu versorgen. Derselbe ist etwas jdiotisch veranlagt, aber zum arbeiten noch ganz gut. Wir fragen daher höflichst an, ob Sie solchen aufnehmen könnten und zu welchen Bedingungen.» Die Verwaltung erklärte sich tags darauf bereit, ihn

«WIR HABEN HIER EINEN MITTE 20 ER JAHREN STEHENDEN BURSCHEN ROLF KÄLIN ZU VERSORGEN. DERSELBE IST ETWAS JDIOTISCH VERANLAGT, ABER ZUM ARBEITEN NOCH GANZ GUT.»

Die Heimatgemeinde stellte 1929 in diesen knappen Worten einen Versorgungsantrag an die Direktion von Bellechasse.

zu einem Pensionspreis von einem halben bis einem Franken «je nach Arbeitsleistung» aufzunehmen, die Einweisung könne jederzeit stattfinden. Die erforderlichen Unterlagen wie der Versorgungsbeschluss und die Kostengutsprache der Gemeinde, Kälins Heimat ausweis und das Arzteugnis wurden nachgereicht. Die Gemeinde agierte gesetzeswidrig, die Einweisung war weder strafrechtlich oder vormundschaftlich begründet, noch holte sie die Zustimmung des Regierungsrates ein, wie dies die gesetzlichen Grundlagen vorschrieben. Neben dem schweizerischen Zivilgesetzbuch (ZGB) für vormundschaftlich begründete Einweisungen galt im Kanton Schwyz für eine Internierung in eine ausserkantonale Institution die «Polizeiverordnung betreffend Unterbringung arbeitsfähiger Personen in Zwangsarbeitsanstalten» von 1892.

Ein Jahr später, am 3. Februar 1930, korrespondierte die Heimatgemeinde erneut mit der Direktion in Bellechasse. Kälin habe ein Entlassungsgesuch eingereicht, aus welchem hervorgehe, «dass er nun eingesehen hat, wie weit er mit seinem Lebenswandel gekommen ist und verspricht nun ein besserer Mensch zu werden. Auch seine Angehörigen sind hier vorstellig geworden und bitten auch um Rücknahme desselben. Vor allem ist zu sagen, dass es sich um eine arme Familie handelt die notbedürftig ist. Der in Frage kommende Sohn Rolf soll durch seinen Verdienst der Familie wacker beigetragen sein. Schon aus diesem Grunde ist der Erlass der Strafzeit zu empfehlen. [...] Um nun der bedrängten Familie wieder eine Stütze zuzuführen, möchten wir sehr empfehlen, den Rest der Versorgungszeit in dort zu erlassen und den Kälin auf 15. dies monats zu entlassen.»

Camille Grêt, der von 1918 bis 1951 amtierende Direktor von Bellechasse, war einverstanden, Kälin «einen Versuch in der Freiheit» zuzugestehen, verbunden mit dem Druckmittel einer erneuten Einweisung: «Dabei können Sie ihm immerhin klar machen, dass diese Massnahme vorläufig nur provisorisch sei und dass er bei schlechtem Verhalten zurückgebracht werde.» Seitens der Heimatgemeinde dürften nicht zuletzt finanzielle Überlegungen den Ausschlag gegeben haben, Kälin einen Monat Internierungszeit zu erlassen und ihn auf den 15. Februar 1930 zu entlassen: Als von der jahreszeitlichen Beschäftigungslage abhängiger Tagelöhner sollte Rolf Kälin auf den Frühling hin eine Arbeitsstelle finden und mit seinem Einkommen dazu beitragen, dass die Familie die Armenkasse der Heimatgemeinde nicht belastete. Aus Kostengründen wurde auf einen begleiteten Heimtransport verzichtet, Kälin fuhr alleine mit dem Zug nach Hause.

Am 21. Mai 1940 schlossen sich erneut die Tore von Bellechasse hinter Rolf Kälin. Der Entscheid zur zweiten Einweisung war gemeinsam von der Heimatgemeinde, dem Kanton Zürich und dem Schwyzer Regierungsrat gefällt worden. Das angeforderte Arzteugnis vom 15. Mai 1940 beschied ihm wie schon 1929 ▶

«IM HINBLICK AUF SEINE SEXUELLE UNBEHERRSCHTHEIT UND DAHERIGE HOCHGRADIGE GEMEINGEFÄHR- LICHKEIT UNBEDINGT IN EINER GEEIGNETEN ANSTALT ZU INTERNIEREN.»

Der Zürcher Regierungsrat befürchtete 1940 «neue schwere Sexualdelikte gegenüber Frauenspersonen».

«mangelhafte Intelligenz», er könne aber namentlich schwere Arbeiten besonders gut verrichten. Es sei angezeigt, «dass Kälin zur Sicherheit der Umgebung dauernd versorgt» werde. Kurz zuvor war Kälin aus dem Kanton Zürich ausgewiesen worden, er hatte dort einen sexuellen Übergriff auf eine Frau verübt. Kälin wurde verhaftet und der Heilanstalt Burghölzli überstellt, wo ihm im Frühling 1940 ein psychiatrisches Gutachten «hochgradigen Schwachsinn (Imbezillität)», «Trunksucht» sowie Unzurechnungsfähigkeit attestierte und eine Bevormundung nach Art. 369 ZGB wegen Geisteskrankheit und Geistesschwäche empfahl. Dieses Gutachten rollte Kälins Vorgeschichte und Kindheit auf und spielte eine entscheidende Rolle im Verfahren der Ausweisung aus dem Kanton Zürich sowie für die Internierung in eine Anstalt.

Während sieben Schuljahren absolvierte Rolf Kälin nur drei Klassen und lernte weder lesen noch schreiben. Nach der Schulzeit schlug er sich als Holzarbeiter, Tagelöhner und Handlanger beim Strassenbau, in Kiesgruben und «Lumpenfabriken» und zwischendurch als Knecht bei Landwirten durch. 1920, 1921 und 1928 soll Kälin Mädchen beziehungsweise eine Frau attackiert haben. Das Kriminalgericht Schwyz sprach ihn in einem Urteil vom 20. Februar 1929 mangels Beweisen «von Schuld und Strafe» frei. Es delegierte den Fall, gestützt auf ein Gutachten des Bezirksarztes von 1928, an die Heimatgemeinde und forderte sie auf, Rolf Kälin dauernd zu versorgen. Ohne gerichtliche Verurteilung und ohne regierungsrätlichen Beschluss internierte die Gemeinde daraufhin Rolf Kälin das erste Mal auf administrativem Weg in Bellechasse, von wo er laut Gutachten Burg-

hölzli «ganz unbegreiflicher Weise schon nach 7 Monaten wieder auf freien Fuss gesetzt» worden war. Auch im aktuellen Fall des Übergriffs auf eine Frau wurde Kälin strafrechtlich nicht verurteilt, das Verfahren der Staatsanwaltschaft gegen ihn wurde wegen Unzurechnungsfähigkeit eingestellt. Der Zürcher Regierungsrat wandte sich am 8. April 1940 in einem Schreiben an seine Schwyzer Kollegen und verwies auf das Gutachten Burghölzli, welches riet, Rolf Kälin «im Hinblick auf seine sexuelle Unbeherrschtheit und daherige hochgradige Gemeingefährlichkeit unbedingt in einer geeigneten Anstalt zu internieren, da sonst mit allergrösster Wahrscheinlichkeit mit neuen schweren Sexualdelikten gegenüber Frauenpersonen gerechnet werden müsse».

Der Schwyzer Regierungsrat entschied in seiner Sitzung vom 15. Mai 1940, Kälin gemäss Polizeiverord-

nung «dauernd» in der Arbeitskolonie von Bellechasse administrativ zu versorgen. Er dürfe «ohne die Zustimmung des Regierungsrates nicht mehr auf freien Fuss» gesetzt werden. Zu keinem Zeitpunkt handelte es sich hierbei um eine zeitlich begrenzte Erziehungsmassnahme eines angeblich «Liederlichen» oder «lasterhaften Trinkers», sondern faktisch um eine Verwahrung auf unbestimmte Zeit, die mangels Zurechnungsfähigkeit des Beschuldigten und wegen Verfahrenseinstellung nicht mit richterlichem Beschluss einer Strafbehörde, sondern durch eine Amtsstelle am Sitzungstisch des Regierungsrates auf administrativem Weg verfügt wurde. Aus Kostengründen wurde eine Einweisung des in seiner Intelligenz als erheblich vermindert dargestellten Kälin in eine spezialisierte Einrichtung nicht in Betracht gezogen: Laut dem Zürcher Regierungsrat waren die Heil- und Pflegeanstalten des Kantons Zürich voll belegt. Kälin könne nicht für die Kosten aufkommen und habe einen ausserkantonalen Unterstützungswohnsitz, deshalb werde er ausgeschafft und der Heimatkanton Schwyz habe dafür zu sorgen, dass er «endlich unschädlich» gemacht und «angemessen versorgt» werde.

In den konsultierten Akten finden sich keine Hinweise, auf welche Rechtsgrundlagen sich der Kanton Zürich bei seiner Begründung stützte und ob er ein Strafverfahren gegen Rolf Kälin angeregt hatte. Das damals in Zürich noch geltende kantonale Strafrecht kannte keine Versorgung beziehungsweise Verwahrung unzurechnungsfähiger Straftäter. Es scheint, dass der Kanton Zürich nach den diversen Vorfällen Rolf Kälin ohne grossen juristischen Aufwand loswerden wollte und die Verantwortung an den Heimatkanton delegierte.

In der Folge stellte Rolf Kälin selbst mindestens 17 Gesuche um Entlassung oder wenigstens um eine Versetzung in eine etwas freiere Institution wie das Arbeiterheim Tannenhof in Gampelen im Kanton Bern. Seine Schwester versuchte mindestens viermal, eine Freilassung zu erwirken. Auch das Schutzaufsichtsamt des Kantons Schwyz reichte am 17. Oktober 1946 eine Anfrage wegen einer Versetzung in ein Arbeiter- ▶

heim ein. Der Regierungsrat lehnte mit zunehmend stereotyp lautenden Erklärungen alle Anträge ab und verwies auf Kälin's «hochgradige Gemeingefährlichkeit» und seinen Hang zur Brutalität, insbesondere unter Alkoholeinfluss, sowie auf die allenfalls zu treffenden Vorsichtsmassnahmen wie Totalabstinenz und Platzierung unter Schutzaufsicht.

Bei der Begründung stützten sich die Behörden immer wieder auf Urteile des Anstaltsdirektors sowie auf alte Akten, beispielsweise das psychiatrische Gutachten aus der Klinik Burghölzli von 1940, ohne weitere Abklärungen zu treffen. Erst im Dezember 1951 wurde in der psychiatrischen Klinik von Marsens im Kanton Freiburg eine neue Expertise in Auftrag gegeben, welche ihrerseits die ärztliche Begutachtung von 1928, das Gutachten des Burghölzli von 1940, das Eintrittszeugnis des Bezirksarztes von 1940 sowie diverse Führungsberichte der Direktion von Bellechasse auf mehreren Seiten wörtlich zitierte. Stigmatisierende Zuschreibungen wurden durch die Abschrift bestehender Akten, die sich ihrerseits immer wieder gegenseitig aufgriffen, weiter zementiert. Kälin stamme aus ärmlichen Familienverhältnissen – Vater Alkoholiker, 14 Geschwister – mit «schon im Keime vergifteten» «physischen und geistigen Anlagen» und habe früh dem Alkohol zugesprochen. Auch dieser Bericht bezeichnete ihn als «Imbezillen» und «moralisch schwachsinnigen Menschen» und festigte die abwertenden Urteile der früheren Dokumente. Seine «unglückliche Veranlagung» habe in Bellechasse «keine Gelegenheit sich auszuwirken», aber wenn er auf freien Fuss gesetzt würde, könne keine Garantie übernommen werden: «Kälin bedarf der beständigen Ueberwachung und die Gesellschaft des Schutzes vor neuen Streichen.» Lediglich eine Arbeitsanstalt könne diese Aufgabe übernehmen.

Keine der involvierten Parteien, auch nicht Kälin selbst oder seine Familie, kritisierten jemals die Tatsache, dass er interniert wurde; als zurechnungsfähig eingestuft, wäre er nach den Übergriffen auf die Frauen als Straftäter verurteilt worden. Allerdings wurde der

«DA KÄLIN ROLF EIN GUTER ARBEITER IST, WIRD ER UNGERNE FORT GELASSEN, WAS VON GUTEM WÄRE ANSONST ER FERZWEIFELN WÜRDE. KÄLIN SELBER KAN NICHT SCHREIBEN DES HALB NEHME SEINER AN.»

1953 verfasste ein Mitinternierter vergeblich für Rolf Kälin ein Gesuch um Versetzung in den Tannenhof Gampelen, eine weniger strenge Anstalt.

Umstand, dass man ihn auf unbestimmte Zeit wegspernte, als stossend empfunden: «Man kann ihn doch nicht so im unklaren sitzen lassen», beanstandete seine Schwester im April 1948 in einem Brief an die Direktion. Zur gleichen Zeit beschwerte sich auch Kälin, dass er in Unkenntnis seiner Lage gelassen werde: «Da es 8 ½ Jahre verflossen sind u von Ihnen keinen Bericht habe, so wäre es an der Zeit, mich wieder mal in die Freiheit zu versetzen.» Ein ehemaliger Mitinternierter verfasste am 18. August 1953 in seinem Namen vergeblich ein Gesuch um Versetzung in den Tannenhof Gampelen: «Den ich selbst war bei nahe 3 Jahre in dort [in Bellechasse] welches die Schrecklichste Anstalt ist von der Schweiz. [...] ein Schwer Verbrecher wird nach 15 Jahren Frei gelassen was der Vorgenante nicht ist, eine Versetzung könnte dem nach in frage komen. [...] Da Kälin

Rolf ein guter Arbeiter ist, wird Er ungerne fort gelassen, was von gutem wäre ansonst Er ferzweifeln würde. sonst werden die Deutschsprechenden unter drückt in Belleschasse. Kälin selber kan nicht schreiben des halbnahme seiner an.»

Die angewandte Rechtsgrundlage sah eine maximale Internierungsdauer von zwei Jahren vor. Das schweizerische Bundesgericht hatte diese zeitliche Limite in einem Urteil vom 18. Juli 1941 zu einer staatsrechtlichen Beschwerde eines anderen Schwyzer Internierten bekräftigt: Die Schwyzer Polizeiverordnung aus dem Jahr 1892 sehe «keine Verlängerung einer bereits verfügten Anstaltseinweisung vor» und kenne «auch keine zeitlich unbeschränkte, sondern nur eine zeitweilige Einweisung». Allerdings nahm das Bundesgericht keine abschliessende und rechtlich bindende

Stellung dazu und überliess dem Schwyzer Regierungsrat damit einen juristischen Interpretationsspielraum, den er im Falle von Rolf Kälin ausnützte, die zulässige Versorgungsdauer wissentlich überschritt und eine «dauernde» Internierung bewilligte.

Im Verlauf der Jahre wurde Kälin eine Aufgabe als «Platzchef» zugewiesen, was ihm eine Sonderstellung zwischen den Internierten und den Angestellten verschaffte. Seine wiederholten Entlassungsgesuche wies Max Rentsch, der von 1951 bis 1981 als Nachfolger von Camille Grêt amtierende Direktor von Bellechasse, in der Folge mit der Begründung ab, dass er ja einen «Vertrauensposten» versehe und er «uns deshalb irgendwie nützlich» sei. Sonst sei er ein schwieriger, unverträglicher Charakter, und Rentsch riet dem Schwyzer Justizdepartement am 30. Dezember 1953: «Uns scheint ▶

«KÄLIN IST NUN SEIT MEHR ALS 17 JAHREN IN BELLECHASSE – ER KANN ALLEIN IN EINEM ZIMMER WOHNEN. ER IST NICHT EIGENTLICH EINGESPERRT UND DARF MIT ZUSTIMMUNG DES DIREKTORS AN SONNTAGEN IN DEN AUSGANG.»

Im Verlauf der Jahre wurde Rolf Kälin die Funktion eines «Platzchefs» zugewiesen, was ihm eine Sonderstellung zwischen den Internierten und den Angestellten verschaffte.

die beste Lösung zu sein, wenn Sie ihn mit aller Höflichkeit daran erinnern, dass es schwierig sein wird, ihn zu platzieren und dass er wohl nirgends wie hier in Bellechasse einen so verantwortungsvollen Posten bekleiden könnte, der ihm sichtbar Freude bereitet.»

Der Schutzaufsichtsbeamte des Kantons Schwyz, Josef Schelbert, im Amt von 1948 bis 1986, besuchte Kälin einmal jährlich in Bellechasse und berichtete dem zuständigen Justizdepartement des Kantons Schwyz im September 1957, dass die Direktion den Vollzug «weitgehend gelockert» habe, «so dass Kälin heute ein relativ freies Leben» habe. Er verrichte seine Arbeit zur Zufriedenheit der Direktion und der Vorgesetzten: «Als Entgelt für seine Leistungen und mit Rücksicht auf seine lange Enthaltszeit – Kälin ist nun seit mehr als 17 Jahren in Bellechasse – kann er allein in einem Zimmer wohnen.

Er ist nicht eigentlich eingesperrt und darf mit Zustimmung des Direktors an Sonntagen in den Ausgang.» Sein letztes Entlassungsgesuch habe ein Angestellter für ihn geschrieben, Kälin wolle verdienen und nicht immer in der Anstalt bleiben, «obwohl es ihm in Bellechasse gut gefällt und er eigentlich keinen besonderen Grund sieht, hier fort zu gehen. Wenn er bleiben müsse, werde er eben bleiben, meinte er ganz ruhig und selbstverständlich. [...] Nachdem sich Kälin Rolf in Bellechasse wohl fühlt und dort eine Sonderstellung einnimmt und auch recht gehalten ist, glauben wir, dass es in seinem, wie in der Öffentlichkeit Interesse ist, wenn er weiterhin in Bellechasse bleibt. [...] Wir wissen, dass es nicht leicht ist, diesen Mann noch länger administrativ zu versorgen, nachdem er nun schon 17 Jahre in Bellechasse ist. Sollten Sie jedoch für gut finden, ihm die Möglichkeit zu

geben, sich in der Freiheit zu bewähren, so möchten wir doch wenigstens seine erneute Spezialärztliche Untersuchung als Voraussetzung empfehlen.»

Tatsächlich wurde Kälin vom Regierungsrat nie mehr auf freien Fuss gesetzt. An einem seiner Ausgangstage, am 10. März 1958, entwich Rolf Kälin aus Bellechasse. Zwei Tage später wurde er in unmittelbarer Nachbarschaft in «Ins, im Staatswald westlich der Murtenstrasse tot aufgefunden», so der Wortlaut der Todesbescheinigung. Die Todesursache lässt sich aus den Akten nicht rekonstruieren. Seinem Anstaltsdossier liegt ein Ausschnitt aus der Zeitung *La Suisse* vom 14. März 1958 bei, eine Meldung über die Flucht zweier Gefangener («détenus»). Einer davon, ein seit vielen Jahren administrativ Internierter namens «S.», sei von einem Spaziergänger an einem Baum erhängt im Wald von Ins

gefunden worden. Die Initiale ist eine andere, aber die Beschreibung stimmt mit dem Fluchtversuch Kälins überein. Weitere französisch- und deutschsprachige Lokalzeitungen informierten über die Flucht zweier Insassen aus Bellechasse, wovon einer tot im Wäldchen bei Ins aufgefunden worden sei, jedoch ohne eine Todesursache zu nennen. Gemäss einer in Bellechasse am 14. März 1958 angefertigten Telefonnotiz verlangte der Schwyzer Verhörer von der Direktion «eine schriftliche Erklärung, dass es sich um einen Unfall» gehandelt habe. Ob Rolf Kälin auf der Flucht Suizid beging, bei einem Unfall verstarb, ob sein geflüchteter Mitgefangener in die Todesursache involviert war oder ob er auf andere Weise umkam, bleibt ungeklärt.

Die Zeitschrift *Der Schweizerische Beobachter* wurde auf den Fall Rolf Kälins aufmerksam, als sich ein Leser nach der Lektüre einer Zeitungsnote, die den Todesfall meldete, nach den Hintergründen erkundigte. Der *Beobachter* korrespondierte kurz nach Kälins Tod mit dem Vormund sowie der Gemeinde und fragte, «weshalb Rolf Kälin so lange Zeit in Bellechasse festgehalten und alle seine Gesuche um Entlassung abgelehnt worden seien». Die Gemeinde erklärte dem *Beobachter* am 1. April 1958, dass Kälin im Jahr 1940 wegen Übergriffen auf Frauen aus sicherheitspolizeilichen Gründen aus dem Kanton Zürich ausgewiesen wurde «und wegen seiner sexuellen Unbeherrschtheit und seiner hochgradigen Gemeingefährlichkeit verwahrt werden musste. Seine verschiedenen Gesuche um Entlassung aus der Verwahrung sind jeweils von unserem Regierungsrat gewissenhaft geprüft worden. Leider konnte den Begehren des Verstorbenen nie entsprochen werden, weil eben seine gemeingefährliche Veranlagung dies nicht gestattete. Wir bedauern selbst den Vorfall, konnten aber daran nichts ändern.»

In der Ausgabe vom 15. Juni 1958 erschien ein Artikel mit dem Titel «Der Bock als Gärtner in Bellechasse». Darin beanstandete der *Beobachter* jedoch nicht die Tatsache, dass Kälin seit Mai 1940 auf unbestimmte Zeit interniert war. Solange es in der Schweiz keine ▶

«Anstalt für kriminelle Psychopathen» gebe, müsse halt zu Notlösungen gegriffen werden, «solche Leute» gehörten schliesslich nicht in Straf- oder Erziehungsanstalten. Vielmehr kritisierte der Artikel, dass ausgerechnet der als grob, roh und gemeingefährlich beschriebene Kälin einen Vertrauensposten als Platzchef erhielt. Er warf damit die Frage auf, ob Kälin nicht schon eher in eine freie Anstalt hätte versetzt werden können und ob die dauernde Versorgung in Bellechasse für die Behörden und die Anstaltsdirektion nicht schlicht die bequemste und billigste Form der Internierung gewesen sei: «Das ist nun schon allerhand. In Bellechasse sollen schliesslich grundsätzlich die Insassen auf ein anständiges Leben in der Freiheit vorbereitet und dazu erzogen werden, im täglichen Existenzkampf ihren Mann zu stellen. Man sollte deshalb annehmen dürfen, dass bei der Personalauswahl auch auf erzieherische Fähigkeiten geachtet wird, denn nur so kann der Zweck einer administrativen Versorgung erreicht werden. Wenn nun aber ausgerechnet einer, dessen sadistische und brutale Veranlagung die Entlassung während 17 Jahren verunmöglichte, zum Aufseher gemacht wird, und wenn hinter dieser «Beförderung» eines Insassen weder die Anstaltsdirektion noch die kantonalen Versorgungsbehörden etwas Ausserordentliches sehen, dann muss man sich schon fragen, wohin eigentlich der Weg des schweiz. Straf- und Massnahmenvollzugs noch führen soll. Oder ist es etwa so, dass K. doch nicht ganz so schlimm war, wie er in den Akten dargestellt wird – dass er längst in eine freie Anstalt hätte überführt werden können und dass man ihn nur deshalb in Bellechasse liess, weil man ihn dort brauchen konnte oder weil er dort seine Heimatbehörde am billigsten zu stehen kam?»

Über die ärztlich attestierte «Gemeingefährlichkeit» und «Imbezillität» Kälin's können wir nicht urteilen, die konsultierten Akten zeigen lediglich das Bild, das die Behörden von ihm gezeichnet haben. Seine Stimme kann höchstens indirekt gehört werden, wenn beispielsweise ein Mitinternierter oder Angestellter – er selber konnte nicht lesen und schreiben – oder seine Schwester

sich in einem Brief für ihn einsetzten. Seine Geschichte steht als Beispiel für den mangelnden Willen der Behörden, geeignete Massnahmen zu treffen, wodurch Menschen wie er zwischen Stuhl und Bank fielen. Schliesslich sah die Schwyzer Regierung die praktikabelste und wohl auch kostengünstigste Lösung darin, Kälin aus Sicherheitsgründen auf unbestimmte Zeit in einer Anstalt administrativ zu versorgen. Diese faktische Verwahrung ohne Anordnung durch ein Gericht und ohne regelmässige Überprüfung ist juristisch besonders bedenklich. Immerhin war bereits 1942 das Schweizerische Strafgesetzbuch (StGB) in Kraft getreten, welches sowohl die Versorgung als auch die Verwahrung unzurechnungsfähiger Straftäter in einer Heil- oder Pflegeanstalt ohne zeitliche Begrenzung vorsah (Art. 14–15). Zwar wurde die Versorgung von Kälin noch vor der Inkraftsetzung des StGB verfügt, doch ist es fragwürdig, weshalb sie nach 1942 nicht nach den Massstäben des StGB weitergeführt wurde. Ob eine Behandlung in einer Heil- und Pflegeanstalt überhaupt geprüft oder von vornherein als aussichtslos erachtet wurde, geht aus den Akten nicht hervor. Bellechasse hatte jedenfalls kein Interesse, ihn zu entlassen, er war der Anstalt als langjährige und billige Arbeitskraft nützlich. Kälin's Versuch, sich mit einem Fluchtversuch zu widersetzen, endete mit dem Tod.

Personendossiers, Archives de l'Etat Fribourg (AEF), Bellechasse A 7430, Personendossier Rolf Kälin* (1929–1958); Gemeindearchiv, Personendossier Rolf Kälin*, 1900.

Verwaltungsakten, AEF, Bellechasse B III.657, Visites des détenus d'autres cantons, 1950–1958; AEF, Bellechasse B III.669, Évasions, 1951–1960.

Akten des Regierungsrats, Staatsarchiv Schwyz (StASZ), Akten 3, 1, 144.98, Justiz, Ausweisungen 1940; StASZ, Akten 3, 1, 219.20, Armenwesen, Anstaltsversorgung 1941; StASZ, Akten 3, 1, 451.47, Armenwesen, Anstaltsversorgung 1941; StASZ, Akten 3, 1, 452.31, Armenwesen, Anstaltsversorgung 1941; StASZ, Akten 3, 1, 628.177, Justiz, Strafgerichtsbarkeit, Verschiedenes 1957.

Regierungsratsbeschlüsse des Kantons Schwyz (RRB), Auszug aus dem Protokoll, StASZ, RRB 747/1940 vom 12. April 1940; RRB 937/1940 vom 15. Mai 1940; RRB 2624/1946 vom 17. Oktober 1946; RRB 2637/1957 vom 28. September 1957.

Zeitungsartikel

La Liberté, 14. März 1958;
Der Murtenbieter, 15. März 1958;
Freiburger Nachrichten, 15. März 1958.

Zeitschriftenartikel

«Der Bock als Gärtner in Bellechasse», in: *Der Schweizerische Beobachter*, Jg. 32, Heft 11, 15. Juni 1958, S. 757–758.

Literatur

GROSSMANN Flavia, Ausführungen zu Schwyz und zum Urteil des Bundesgerichts von 1941, in: UEK, Bd. 7, *Ordnung, Moral und Zwang*, Kap. 4.1.3.

HÄSLER KRISTMANN Mirjam, Ausführungen zur Entlassungspraxis im Kanton Schwyz und zur Rolle der Schutzaufsicht, in: UEK, Bd. 8, *Alltag unter Zwang*, Kap. 14.

HEINIGER Alix, Ausführungen zur kostengünstigen Versorgung in Bellechasse anstatt einer psychiatrischen Anstalt, in: UEK, Bd. 8, *Alltag unter Zwang*, Kap. 3.2.

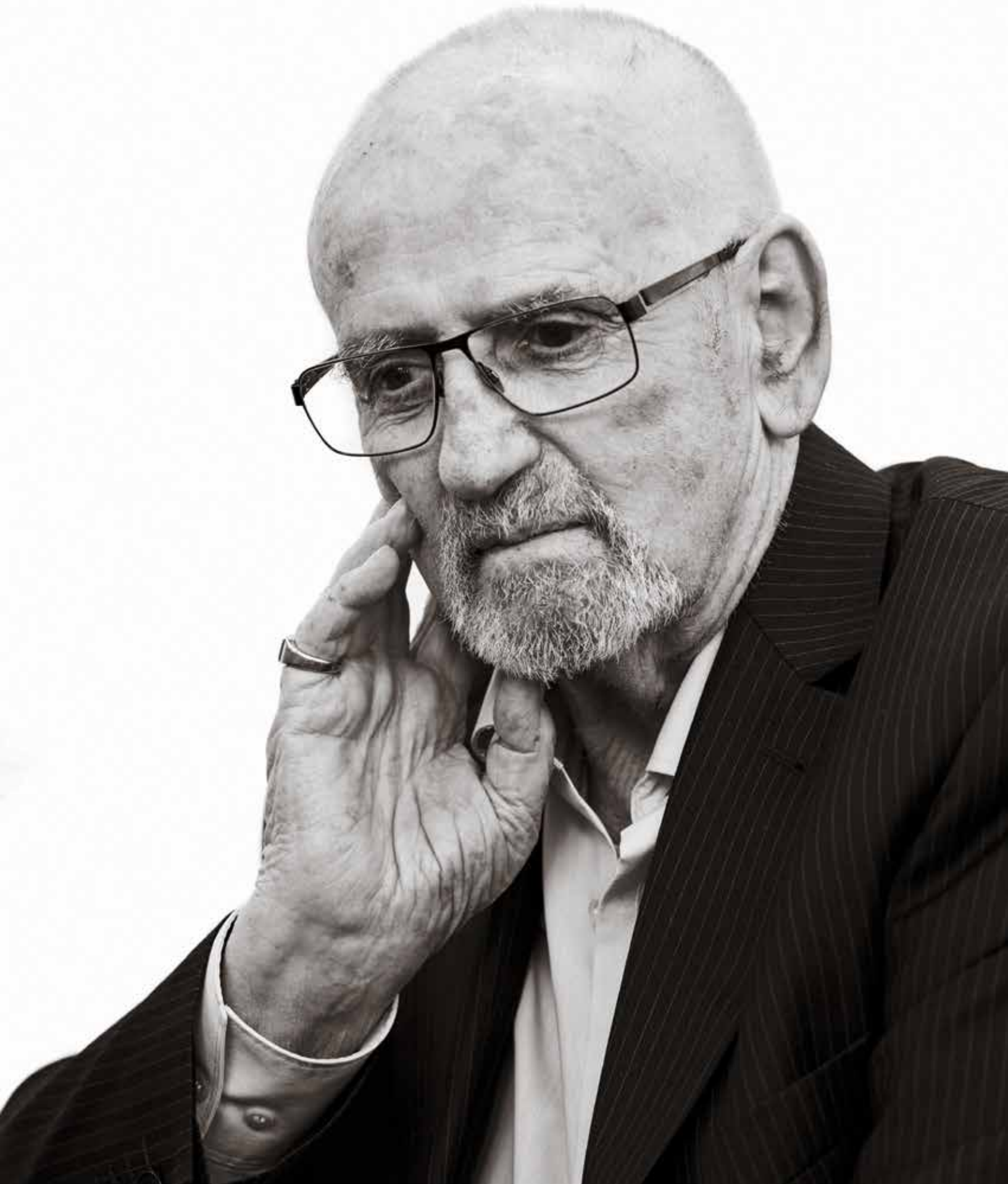
MEIER Thomas, «Aktenführung und Stigmatisierung am Beispiel des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse»», in: KAUFMANN Claudia, LEIMGRUBER Walter (Hg.): *Was Akten bewirken können*, Zürich 2008, S. 50–65.

Mirjam Häslер Kristmann studierte Geschichte, Germanistik und Medienwissenschaften in Basel und publizierte unter anderem zur Fremdplatzierung von Kindern. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin der UEK.





















NINA RÉAL* DORA BLOCH* ALINE GOURD*

par Lorraine Odier

* Le nom et les données personnelles des personnes représentées ont été modifiés pour des raisons de protection des données.

Dans le canton de Vaud, la loi sur l'internement administratif (LIA) a principalement été utilisée pour réprimer la prostitution, qui n'est plus considérée comme un délit pénal en droit suisse depuis 1886. Mais d'autres lois – comme la «loi des buveurs», la «loi des vagabonds» et «la loi sur les malades mentaux et autres psychopathes» – permettaient aussi des internements administratifs. Si des articles du Code pénal vaudois sanctionnaient «le racolage» et «l'incitation à la débauche», ils étaient peu utilisés du fait des lourdes procédures qu'ils imposaient aux agents de police. Soucieux de protéger les soldats de maladies vénériennes, le Conseil d'État adopte un arrêté en 1939 pour faciliter la mise à l'écart des personnes jugées comme indésirables et propageant l'immoralité. Il confie alors la prise de décision des internements à une commission (CCIA), chargée de réceptionner les dénonciations provenant des préfets ou de la police, et d'auditionner les personnes ciblées. Ratifié par le Grand Conseil, l'arrêté devient une loi durable en 1941. Bien qu'ayant été abrogée seulement en 1971, elle est principalement mobilisée entre 1939 et 1945. Sur les 261 dossiers ouverts par la CCIA entre 1939 et 1971, 180 décisions se concentrent sur les six années de la Seconde Guerre mondiale et 81 sur la période allant de 1946 à 1971. La grande majorité concerne des femmes accusées de racoler.

Face à la CCIA, les réactions de ces dernières ont été multiples, variant notamment en fonction de la période et surtout des conditions dans lesquelles elles exerçaient la prostitution – lorsqu'elles la pratiquaient effectivement. Beaucoup de femmes ont fui le canton à la suite de leur dénonciation, alors que les plus vulnérables – plus âgées et sans ressources économiques et sociales – sont restées et ont tenté de se défendre face aux autorités, parfois avec succès. Certaines ont sollicité le soutien d'avocats et ont pu bénéficier de réseaux de solidarité, notamment de proches, pour éviter leur internement. Alors que la loi est remise en cause à la fin des années 1960, d'autres femmes se sont alliées pour tenter d'améliorer leurs conditions de travail et développer des stratégies de résistance et de défense face aux autorités.

AU SORTIR D'ENFANCES ET D'ADOLESCENCES MARQUÉES PAR DES CONDITIONS PRÉCAIRES, ALINE, NINA ET DORA SONT RAPIDEMENT INCITÉES À DEVENIR ÉCONOMIQUEMENT AUTONOMES.

Les trois font connaissance à Lausanne au cours des années 1960 dans ce qui est nommé le «milieu de la prostitution».

Ce sont ces dernières formes de réaction que les histoires croisées de trois femmes, nommées dans ce texte Aline Gourd, Nina Réal et Dora Bloch, permettent de documenter et d'illustrer. Leurs dossiers, conservés dans les archives de la CCIA, révèlent la mobilisation de ces trois femmes pour revendiquer leur droit à «se livrer à la prostitution», mais aussi les raisons avancées à l'époque par les services de police pour dénoncer des femmes à la CCIA, alors que l'abrogation de la loi était en discussion.

Au sortir d'enfances et d'adolescences marquées par des conditions de vies modestes, voire précaires, Aline, Nina et Dora sont rapidement incitées à devenir économiquement autonomes. Elles font connaissance à Lausanne dans ce qui est nommé le «milieu de la prostitution», au cours des années 1960. Ces trois jeunes femmes semblent s'entendre et s'allier autour d'attitudes de résistance et d'affirmation de leur activité face aux autorités. Selon ce que rapportent régulièrement les bri-

gadiers de la police lausannoise, elles ne reconnaissent pas leur autorité et ne se soumettent pas à leurs ordres. C'est cette posture, perçue comme «un outrage à l'ordre public», qui leur vaut d'être l'objet d'une enquête en vue d'internement. À cette période, alors même que la CCIA était beaucoup moins active dans la traque des femmes qui se prostituaient, le racolage ne représentait plus une préoccupation majeure pour les forces de police lausannoises, qui cherchaient davantage à le contenir dans un périmètre précis qu'à le réprimer.

Née le 1^{er} juillet 1943 à Genève, Nina Réal est la treizième d'une fratrie de quatorze enfants. Son père, connu des services de police genevois, est expulsé du canton avec toute sa famille en 1947 à la suite de plusieurs condamnations pour «coups», notamment à un agent de police, «rébellion» et «dommages à la propriété». Chassés de Genève, avec l'intervention des pompiers, les parents arrivent à Lausanne un après-midi de février ►

avec treize de leurs quatorze enfants. Logé par les services de prévoyance sociale à Lausanne, son père travaille comme fleuriste et colporteur de fleurs dans les bars et restaurants de la ville. Sa deuxième épouse, la mère de Nina, décède en 1956. Les enfants du couple et les enfants mineurs de la première union du père sont alors placés.

Dénoncée pour des vols de porte-monnaie, Nina est placée dans une maison d'éducation, d'où elle entreprend plusieurs fugues pour retourner chez son père. Chaque fois recherchée, elle est ramenée de force. Commence alors pour Nina un long parcours entre différentes institutions dans toute la Suisse. Après ses seize ans, Nina est placée quelque temps dans différentes familles comme aide-ménagère. Son «cas» étant considéré comme trop complexe, elle est envoyée à Wienerberg, un établissement fermé d'éducation de jeunes filles à St-Gall, puis à l'établissement des Mayoresses à Lausanne. Comme d'autres enfants ayant été déplacés à travers la Suisse dans différentes familles et établissements, Nina semble avoir été affectée par ces nombreux changements. Alors qu'au début de son parcours, elle était présentée comme «une longue fillette blonde, assez fine, au regard malicieux», en 1960 elle est décrite par le médecin chargé de faire un rapport sur sa situation, comme une «fille assez obèse», au «visage vulgaire» et au «caractère infantile». Vis-à-vis des autorités médicales, elle manifeste une méfiance et une résistance marquée que la vie en institution n'a pas fragilisée. Au sortir de son parcours de placement, un médecin de l'Office médico-pédagogique vaudois (OMPV) relève dans son rapport, qu'elle «a la conviction d'avoir été placée en institution sans raison valable et pense qu'on l'a empêchée de faire son chemin dans la vie».

Suivant une de ses grandes sœurs, elle s'installe à Lausanne au début des années 1960 et prend des emplois de sommelière. C'est aussi à cette période qu'elle découvre ledit milieu de la prostitution. Elle affirme avoir commencé à se prostituer plus régulièrement dès 1965, sur la promenade de Montbenon, alors connue à

Lausanne comme lieu de rencontre entre les femmes qui se prostituent et leurs clients.

Née le 3 septembre 1939 à Bioley-Orjulaz dans le canton de Vaud, Dora Bloch est la cinquième d'une fratrie de onze enfants. Son père était employé à la gravière de l'État dans le village où les enfants ont suivi leur scolarité. À la suite de sa scolarité primaire Dora a suivi des cours du soir d'employée de commerce. N'ayant pas achevé sa formation, elle n'obtient pas de certificat. À l'âge de seize ans, elle quitte la maison de ses parents et occupe ses premiers emplois: d'abord comme vendeuse, ensuite comme employée de bureau, puis au service de la Fédération vaudoise jusqu'en 1963. À la suite d'une tentative de suicide, elle cesse toute activité et retourne s'installer chez ses parents pendant près d'une année, au cours de laquelle elle fait deux séjours de plusieurs semaines à l'hôpital psychiatrique de Cery.

EN 1960 ELLE EST DÉCRITE PAR UN MÉDECIN COMME UNE «FILLE ASSEZ OBÈSE», AU «VISAGE VULGAIRE» ET AU «CARACTÈRE INFANTILE»

Quatre ans avant elle était encore présentée comme «une longue fillette blonde, assez fine, au regard malicieux» par les autorités.

En 1964, elle reprend une activité salariée durant quelques mois à la Guilde du livre.

En 1966, elle vient s'installer à Lausanne, alterne d'abord quelques emplois d'employée de commerce puis s'insère petit à petit dans le milieu de la prostitution, où elle dit trouver une meilleure autonomie. Elle raconte avoir commencé en cherchant des clients dans des bars de la ville, puis avoir préféré la promenade de Montbenon, où ceux-ci viennent d'eux-mêmes. C'est à cette période qu'elle rencontre d'abord Nina, puis Aline, et devient la cible de la CCIA. Le 16 avril 1968, elle accouche d'une petite fille. Préférant «la liberté que lui procure la prostitution» aux petits emplois de commerce auxquels elle peut accéder, elle confie après quelques mois sa fille à sa mère pour reprendre son activité et lui paie une pension mensuelle de 200 francs par mois pour sa prise en charge.

Née le 13 avril 1940 à Glaris, Aline Gourd est l'aînée d'une fratrie de quatre enfants. Face à des agents de la police municipale de Lausanne, le 13 décembre 1967, elle mentionne que son père travaillait dans une usine comme ouvrier à Schaffhouse et qu'elle a suivi sa scolarité obligatoire dans le canton de Thurgovie. Elle ajoute qu'à la fin de sa scolarité elle aurait tout de suite commencé à travailler comme aide de ménage puis comme ouvrière de fabrique et sommelière. C'est ce dernier métier qu'elle a exercé dans différents cafés dès son arrivée à Lausanne en 1960, l'année de ses vingt ans. En janvier 1966, elle donne naissance à une petite fille. À la suite de cette naissance, elle vit plusieurs mois difficiles lors desquels elle quitte Lausanne, et part travailler comme sommelière quelques mois à Fribourg. À son retour à Lausanne en février 1967, les services de protection de l'enfance du Département de l'intérieur décident de ►

placer sa fille dans une famille à Yverdon. Aline doit alors payer une pension de 250 francs par mois. Arrivée au bout de ses économies, c'est à cette période, selon ce qu'elle aurait rapporté lors d'une audition face au préfet, qu'elle a commencé à se prostituer, «en racolant à Montbenon».

Elle rencontre alors Nina et Dora, avec qui elle fait alliance dans son travail et dans sa vie. Si elle dit mieux gagner sa vie et trouver plus de satisfaction avec la prostitution qu'avec le métier de sommelière, elle est tout de même confrontée à des difficultés engendrées par la stigmatisation de son métier. Dans le courant de l'année de 1967, elle est plusieurs fois expulsée de ses logements, à la suite de plaintes des voisins; elle commence à être épiée par les services de police et est dénoncée par le préfet à la CCIA. Peinant tout de même à payer régulièrement la pension de sa fille, elle est en outre jugée pour violation à l'obligation d'entretien en début d'année 1969.

Ces trois jeunes femmes, qui n'avaient ni soutien économique de leur famille ni diplôme, semblent trouver dans le travail du sexe l'occasion d'acquérir des salaires et des conditions de travail qu'elles préfèrent à ceux des emplois auxquels elles ont accès. C'est du moins ce que chacune aurait affirmé lors de son audition devant le préfet de Lausanne. Par exemple Dora, qui disait gagner entre 600 et 750 francs par mois dans ces précédents emplois, déclare, comme Aline et Nina, avoir un revenu mensuel de 2000 à 2500 francs avec la prostitution. Elle souligne aussi apprécier la possibilité de travailler quand elle le souhaite. Face au préfet, qui lui demande en 1968 «pour quels motifs» elle se livre à la «débauche vénale», elle répond: «J'en ai plein le dos de travailler régulièrement et je préfère ce genre de vie qui me laisse ma liberté en me permettant de gagner largement pour subvenir à mes besoins.» Cherchant toutes trois des clients sur la promenade de Montbenon, Aline, Nina et Dora font alliance dans leur travail et se transmettent des astuces pour améliorer leurs conditions de vie et de travail. Le point principal semblant être le partage de logement et de chambres pour faire leurs passes.

Ainsi, Nina et Dora partagent plusieurs mois un même appartement à Prilly, où elles accueillent Aline lorsque celle-ci se fait expulser de son logement au centre-ville. Quelques années plus tard Aline met à son tour un studio à disposition de Dora qui, dénoncée par des voisins, rencontre des difficultés pour se loger.

Dans leur activité professionnelle, elles partagent également les conditions qu'elles posent à leurs clients, évitant ainsi de se faire concurrence. Les trois disent demander les mêmes tarifs par passe (100 francs), exiger que leurs clients mettent des préservatifs et décident de refuser de les suivre dans leur voiture. Elles semblent également se retrouver aux mêmes heures sur la Promenade et acceptent de faire des passes à plusieurs, requérant toujours la somme de 100 francs chacune.

Au-delà des similitudes concernant leurs pratiques de travail, on retrouve dans leur dossier res-

DANS LEUR ACTIVITÉ PROFESSIONNELLE, ELLES PARTAGENT LES CONDITIONS QU'ELLES POSENT À LEUR CLIENTS, ÉVITANT AINSI DE SE FAIRE CONCURRENCE.

Elles exigent de leurs clients de mettre des préservatifs et refusent de faire des passes dans les voitures.

pectif des récits semblables quant à leurs manières de faire face aux agents de police, au préfet ou à la CCIA. Toutes trois refusent l'avocat d'office, prévu par la LIA, et se font défendre par des avocats qu'elles trouvent elles-mêmes et qui collaborent entre eux. Par ailleurs, elles semblent faire alliance et user des mêmes stratégies pour contrecarrer les processus d'enquête et de prise de décision d'internement, se saisissant notamment des procédures imposées aux autorités. Par exemple, elles ne se présentent pas devant la Commission, qui doit amener la preuve de les avoir entendues, et ne relèvent pas les convocations envoyées en recommandé par cette dernière. Déménageant sans laisser d'adresse, elles fuient les autorités et entravent ainsi la progression de la procédure. Dora explique d'ailleurs cette stratégie à la police lors d'un interrogatoire, le 16 avril 1970: «- Où avez-vous logé depuis le mois

d'août 1969? Je me suis inscrite nulle part [...] De toute façon je ne veux pas avoir de domicile car vous venez sans cesse nous contrôler.»

En outre, face aux agents de police ces trois femmes revendiquent leur droit à se prostituer. Suivant cette posture revendicative, elles ne fuient pas les policiers et les confrontent lorsqu'ils les interpellent. À cette même période, plusieurs autres femmes et quelques hommes qui se prostituaient sur la même promenade de Montbenon à Lausanne tout en se soumettant aux exigences des services de police, n'étaient pas inquiété-e-s par ceux-ci, ni dénoncé-e-s à la CCIA. Davantage que leur activité de prostitution, c'est leur attitude de résistance qui semble motiver une enquête et une dénonciation auprès de la CCIA, comme en témoignent les passages du rapport de police ci-dessous: «Mardi 9 janvier 1968, à 23.30, alors que nous circulions à ►

«JE SUIS LIBRE DE FAIRE CE QUE JE VEUX DE MON CORPS.»

Affirmant la liberté d’user de son corps, Nina reprend lors d’une audition ce qui deviendra un slogan clé des mouvements féministes.

Montbenon, dans une voiture de service, nous avons constaté que quatre prostituées connues, dont les deux prénommées (Nina et Dora), stationnaient sur le trottoir [...]. Ayant arrêté notre véhicule à quelques mètres de ce quatuor, nous avons attendu quelques minutes en pensant que notre présence suffirait à faire partir ces «dames» [...]. Au bout d’un moment, constatant que ces personnes ne manifestaient aucune intention de quitter les lieux, nous nous sommes déplacés et avons été garer notre voiture sur le parc du garage City. De là, réalisant que ces «dames» continuaient leur manège comme si de rien n’était, nous avons estimé nécessaire d’intervenir afin de les identifier et de les inviter à prendre le large. [...] Mlles Nina et Dora nous prirent à partie en nous invectivant violemment, nous déclarant entre autres qu’elles étaient bien obligées de se prostituer pour payer les contraventions que nous leurs infligions et pour les frais des avocats qu’elles étaient obligées d’engager pour se défendre devant la Commission d’internement. Joignant le geste à la parole, fille Nina exhiba la

lettre reçue de la Préfecture à ce sujet, en criant: «Savary vous devez être content, c’est à cause de vous que j’ai des emmerdements.» [...]

Voyant que nous n’arriverions à rien en continuant à discuter avec ces irascibles personnes, qui refusaient de quitter les lieux, nous nous sommes retirés en les informant que leur comportement serait signalé à l’Autorité responsable.»

Dans son rapport à propos de Nina, la CCIA souligne qu’elle ne se soumet pas à l’autorité des agents de police, allant jusqu’à se plaindre de leur intervention auprès de leur supérieur tout en revendiquant une rue pour «son activité». «Son comportement a fait l’objet de plusieurs interventions de la police lausannoise. À ces occasions, la dénoncée se montrait arrogante, agressive et malhonnête, s’opposant toujours aux interventions sous prétexte que les agents n’avaient pas le droit de l’empêcher de se livrer à la prostitution. Elle a même été jusqu’à intervenir auprès du chef de la police judiciaire municipale, pour se plaindre des interventions

des agents et demander qu'on la laisse se livrer librement à son activité, en lui attribuant une rue ou un quartier».

Dans la même logique d'affirmation de la légitimité de son choix à se prostituer, elle accuse les agents de police de proxénétisme: «L'intéressée a refusé catégoriquement de nous fournir des renseignements sur sa situation personnelle. [...] Selon elle, c'est la police qui trouble l'ordre public en surveillant l'activité des prostituées [...]. De plus, elle a ajouté que les autorités faisaient preuve d'une mentalité de «maquereau» en leur infligeant des amendes qui sont payées avec leurs gains de prostituées.»

Lors d'auditions, face aux agents de police, au préfet ou aux membres de la Commission, même sous la menace de l'internement, elles maintiennent leur position et continuent d'exprimer explicitement leur intention de ne pas changer d'activité. Elles insistent notamment sur les avantages qu'elle leur procure. «Pour quel motif vous livrez-vous à l'inconduite? Je n'ai pas de profession et j'ai une certaine révolte contre la société. D'autre part, j'aime ma liberté. C'est une façon de gagner plus rapidement de l'argent. Je n'aime pas la médiocrité, car j'ai trop souffert de cela.» «Avez-vous quelque chose à ajouter? Je tiens à vous dire que pour l'instant je n'ai pas l'intention de cesser de me livrer à la prostitution.»

Affirmant la liberté d'user de son corps, Nina reprend lors d'une audition, le 29 décembre 1967, ce qui deviendra un slogan clé des mouvements féministes qui prennent de l'ampleur en Suisse au début des années 1970: «Je suis libre de faire ce que je veux de mon corps.»

Bien qu'Aline, Nina et Dora aient toutes les trois fait l'objet d'une décision d'internement, aucune d'entre elles n'a été enfermée. En raison des débats qui fragilisent la légitimité de la loi, les membres de la CCIA décident de les soumettre chacune leur tour à des délais d'épreuve, puis repoussent leurs transferts en établissement fermé. Finalement, grâce à leurs lignes de défense et à leurs stratégies d'entrave de l'enquête et de la prise de décision, elles évitent l'internement, la loi étant abrogée avant qu'il puisse être exécuté.

Dossiers, Archives cantonales vaudoises (ACV):
ACV S132/784, Nr. 257-259;
ACV SB264 A1 285, Nr. 9866.

Littérature

BUCHARD-MOLTENI Louïsette, *Le Tour de Suisse en cage. L'enfance volée de Louïsette*, Yens s/Morges, St. Gingolph, Éditions Cabedita, 1995.

COLLAUD Yves, «Protéger le peuple» du canton de Vaud, *histoire de la commission cantonale d'internement administratif (1935-1942)*, mémoire de maîtrise universitaire ès lettres en histoire contemporaine à l'Université de Lausanne, Lausanne 2013.

DEMIERRE Lise, *L'internement administratif des prostituées dans le Canton de Vaud*, mémoire de l'École d'études sociales, Genève 1953.

Lorraine Odier, Dr. en sciences sociales, collaboratrice scientifique de la CIE. Recherches socio-historiques sur les normes sociales relatives à la parentalité.

HANS ALBRECHT*

von Claudio Conidi

* Name und persönliche Angaben
auf Wunsch des Porträtierten
geändert

Von aussen betrachtet sieht es aus, als würden sich zwei Personen unterhalten, so wie die anderen Gäste, die an diesem Nachmittag in einem Restaurant in der Deutschschweiz sitzen. Mit einem Unterschied: Auf unserem Tisch liegt ein Aufnahmegerät, mit dem ich die Lebensgeschichte von Hans Albrecht aufzeichne.

Es kommt einem Wunder gleich, dass Hans Albrecht überhaupt lebt. Er kam 1938 auf die Welt. Wo, weiss er bis heute nicht. Im Alter von 30 wollte es der Zufall, dass er in einem Restaurant am Vierwaldstättersee mit einem Mann ins Gespräch kam, der, so wie Hans Albrecht, aus R. stammte, einer Gemeinde in der Zentralschweiz. Es stellte sich heraus, dass dieser Mann, von Beruf Kantonspolizist, der Vater eines ehemaligen Schulkameraden von Hans Albrecht war. Er war auch derjenige, der Hans Albrecht im Wald gefunden hatte, «sonst wäre ich vermutlich krepirt dort draussen. Mehr weiss ich nicht.»

Hans Albrecht wuchs in einem Kinderheim in der Gemeinde R. auf, zusammen mit etwa 100 anderen Kindern. Das Kinderheim gibt es nicht mehr, es wurde mittlerweile umgebaut. Für die Erziehung der Kinder waren etwa sechs Ingenbohler Schwestern verantwortlich. Hans Albrecht hatte es relativ gut, weil er von der fünften Klasse an «die Ehre hatte», die 200 Legehennen zu füttern, jeweils vor und nach der Schule. Somit war er unabhängig von den anderen «Waisenhäuslern». Er genoss noch weitere «Privilegien»: Er durfte in den Garten arbeiten gehen, zusammen mit der damals knapp 90-jährigen Schwester G. Von ihr hat er viel gelernt, sie liess ihn viel machen, auch ins Dorf gehen und Einkäufe erledigen, beim Bäcker und beim Metzger. Das Fleisch war allerdings nur für die Schwestern bestimmt, die Kinder hingegen hatten manchmal sogar Mehlwürmer in der Suppe. Hans Albrecht durfte aber ab und zu in der Küche essen, und zwar die Schwesternkost, «nicht den widerlichen Scheissfrass, den die anderen [Kinder im Esssaal] über der Küche assen». Er hatte schon «ein paar Trümpfe gehabt», im Winter durfte er sogar die Heizung bedienen: Morgens um halb fünf Uhr aufstehen, anfeuern, ein paar

«SCHWESTER H. ZOG DICH AUS DEM BETT, GING MIT DIR NACH UNTEN – DIE BADEWANNE WAR SCHON MIT KALTEM WASSER GEFÜLLT, IM WINTER! – UND DRÜCKTE DICH UNTER WASSER, ‹BIS FASCH VERRECKT BISCH›!»

Wenn die Kinder mit nassem Hemd aufwachten, warf man ihnen vor, ins Bett gemacht zu haben. Sie wurden erneut bestraft.

Schaufeln Kohle rein und Schnee schaufeln, «damit die lieben Ordensschwwestern um fünf Uhr in die Frühmesse gehen konnten», dann weiterheizen, mit Torf, damals noch von Insassen des örtlichen Armenhauses aus dem Sumpf gestochen.

Die Erziehung im Kinderheim war «schwarz-katholisch»: Täglich vor der Schule musste man um 6.30 Uhr die Schulmesse besuchen – um sieben Uhr begann die Schule. Am Mittwoch kam ein Pater und las die Hausmesse in der Kapelle des Kinderheims. Das Schwarz-Katholische manifestierte sich im Alltag auch auf subtile Art und Weise: Die Heimkinder, darunter auch uneheliche, durften beispielsweise nicht quer durchs Dorf über die Hauptstrasse zur Schule gehen, sondern mussten eine Parallelstrasse nehmen. Hans Albrecht hielt sich nicht wirklich an diese ohne Begründung erlassene Regel: Er wollte zusammen mit seinen Schulkameraden auf dem Schulweg gehen.

Hans Albrecht fällt kein Pauschalurteil über die Schwestern. Nicht alle waren schlecht: «Die eine war umgänglich, die andere übellaunig.» Eines Tages kam eine neue, sehr strenge Schwester – Schwester H. Im Haus galten strenge Regeln, beispielsweise in Bezug auf die Nachtruhe. Im Schlafzimmer durfte man nicht reden. Falls es jemand tat, kam Schwester H. ins Zimmer herein, ohne Licht, «zog dich aus dem Bett, ging mit dir nach unten – die Badewanne war schon mit kaltem Wasser gefüllt, im Winter! – und drückte dich unter Wasser, ‹bis fasch verreckt bisch›! Und dann mit nassem Nachthemd wieder unsanft zu Bett gebracht. Am nächsten Morgen hatte man natürlich von ihr aus gesehen ins Bett gemacht, dann gab es nochmals einige Ohrfeigen.» Schwester H. wurde später sogar Oberin. Die Kinder wurden nur von ihr geplagt, aber «nach Strich und Faden». Er selber hatte Glück und wurde verschont. Ausserdem hatte sie ihm ohnehin «nichts zu befeh- ▶

«DIE WOLLTEN MIR VORSCHREIBEN, WO ICH HÄTTE ARBEITEN MÜSSEN. DANN HABE ICH GESAGT: «ICH WILL DORT ARBEITEN, WO ES MIR PASST, NICHT WO IHR BEFEHLT!»»

Die Gemeindebehörden wollten ihn zur Aufsicht in der Nähe behalten.

len», da er «seine Küchen- und Gartenschwester hatte», und die sagte ihm, «solange wir Arbeit haben, Hans, bist du bei uns».

«Diese Privilegien hatte ich nur, weil ich arbeiten konnte. Sonst hätte ich die nicht gehabt.» Die anderen Kinder, sofern sie nicht in der Schule sassen, waren den ganzen Tag in der Stube oder gingen bei schönem Wetter draussen spazieren. Auf meine Frage, wie mit den anderen Kindern umgegangen wurde, sagt Hans Albrecht: Es hat nicht jede Schwester jedes Kind gemocht. Es gab Kinder, die regelmässig geschlagen wurden, «aber frag mich nicht, wegen was». Er kann sich noch an Schwester A. erinnern. Sie war gut, im Vergleich zu Schwester H. wie ein umgekehrter Handschuh. Sie hatte einen guten Draht zu den Knaben, half ihnen beispielsweise bei den Hausaufgaben, bastelte und machte Spiele mit ihnen.

Bei ihr waren die Knaben aus diesem Grund auch ruhiger. In der Schule gab es pro Klasse drei bis vier Kinder aus dem Kinderheim. Sie wurden laut Hans Albrecht von den Lehrern nicht viel anders behandelt als die übrigen Kinder.

Bereits als Jugendlicher begann Hans Albrecht sich gegen Entscheide «von oben» zu wehren. Der neue Pater – ein guter Typ – hatte die Absicht, alle Kinder in die Pfadfinder zu integrieren. Hans Albrecht ging auch zweimal mit, doch er wollte den Pfadfindern nicht beitreten und schon gar nicht mit ins Pfadfinder-Ferienlager im Tessin gehen. Er wollte lieber im Garten herumwerfen. Als Strafe für seine Weigerung wurde er drei Tage lang in der «Idioten-Zelle» eingesperrt, die vergittert und mit Hartgummiwänden ausgestattet war, bei Wasser und Brot. Nach drei Tagen geschah etwas völlig Un-

erwartetes: Die Oberin H. holte Hans Albrecht aus der Zelle, entschuldigte sich bei ihm und nahm ihn mit in die Küche, wo sie ihm eine heisse Schokolade machte und Kekse servierte. Ab dann hatte er «das schönste Leben», bis zum Ende der Schulzeit. Warum sie das tat, weiss er bis heute nicht. Er hat sich das auch nie wirklich gefragt, wozu auch? «Man wurde sowieso nur angelogen. Ich nahm es einfach entgegen.» Die anderen Kinder, die ins Pfadfinderlager gegangen waren, «wurden alle verprügelt, weil sie sich nicht gewohnt waren, normal in einer Gesellschaft zu leben. Die haben sich wie Säue aufgeführt und sind darum bestraft worden. Woher hätten sie denn das lernen wollen, wie man sich benimmt?!»

Nach der sechsten Klasse wollte Hans Albrecht die Sekundarschule besuchen. Drei Lehrer setzten sich für ihn ein, doch der Amtsvormund bestimmte: «Hans geht zu einem Bauern, nicht in die Sek.» Hans Albrecht kann das bis heute nicht verstehen, seine Stimme wird laut: «Von einer einzigen Person wurde das bestimmt! Das ist eine verdammte Frechheit!» So musste er die siebte Klasse besuchen und kam anschliessend zu einem Bauern im Aargau, der auch Gemeindeammann und Grossrat war. An ihm lässt er kein gutes Haar: Um 4.15 Uhr aufstehen, zusammen mit dem Sohn die Kühe füttern und von Hand melken, während der Bauer die Pferde pflegte. Jeden Tag musste er arbeiten, auch sonntags, ohne Lohn ausbezahlt zu bekommen. Doch die Frau des Bauern war für ihn wie eine Mutter. Er war in die Familie integriert, auch mit der Tochter kam er gut aus. Er kann sich noch gut daran erinnern, wie sie ihm an einem Tag erklärte, was eine Bratwurst sei. Bis dahin hatte er nämlich immer gemeint, dass eine «Brotwurst» aus «Brotkrümeln» gemacht sei. Die Arbeit war streng, im Sommer bis zu 18 Stunden lang, aber er bekam ausreichend zu essen und zu trinken, «du musstest nie darum bitten». Das waren die Gründe, warum er dort blieb. Ab und zu steckte ihm sogar der «Alte» zwei Franken zu, aber vermutlich auch nur, weil die Frau ihm gesagt hatte: «Gib dem Hans auch wieder mal was!» Ansonsten kein Lohn, nichts!»

In diesem Bauernbetrieb war alles Handarbeit. Er wollte aber lernen, wie man mit den damals neuen landwirtschaftlichen Maschinen umgeht. Aus diesem Grund besuchte Hans Albrecht von 1956 bis 1958 die landwirtschaftliche Schule in Pfäffikon im Kanton Schwyz. «Das Schulgeld habe ich zusammengebetelt.» Er musste drei Gesuche schreiben, eines an die Gemeinde, eines an den Bezirk und eines an den Kanton. Die Schule gehörte damals zum Kloster Einsiedeln, er hatte auch bei einem Pater Unterricht. Die Schüler, 50 pro Klasse, mussten alphabetisch nach Nachnamen sitzen, Hans Albrecht sass deswegen immer zuvorderst. Weil er zudem auch schön und gut schreiben konnte, wurde er von Pater B. immer wieder aufgefordert, an die Tafel zu kommen und zu schreiben. Das empfindet Hans Albrecht heute noch als Diskriminierung, denn nachdem er an der Tafel gestanden und geschrieben hatte, musste er alles noch ins eigene Heft übertragen, er hatte also doppelte Arbeit.

Nach der Landwirtschaftsschule ging er wieder für drei Monate in den Kanton Aargau, um als Knecht bei einem Bauern zu arbeiten: «300 Franken Monatslohn, jeden zweiten Sonntag frei. Sie waren schwarz-katholisch, aber das tat mir ja nicht weh.» Am Tag vor der Rekrutenschule musste er zum Vormund. So fuhr Hans Albrecht mit dem Fahrrad in seine Innerschweizer Heimatgemeinde. Der Vormund händigte ihm eine abgerissene Zeitungsecke aus, auf welcher mit Bleistift sein Guthaben nach fünfeinhalb Jahren Arbeit vermerkt war: «Dein Guthaben: 49 Franken 10 Rappen.» Hans Albrecht wird wütend, als er mir das erzählt. «Diesen Zettel habe ich heute noch zu Hause.»

Nach der Entlassung aus der Rekrutenschule kam es zwischen Hans Albrecht und den Gemeindebehörden zu «Reibereien»: «Die wollten mir vorschreiben, wo ich hätte arbeiten müssen. Dann habe ich gesagt: «Ich will dort arbeiten, wo es mir passt, nicht wo ihr befiehlt! Sie wollten mich in der Nähe haben, wegen der Aufsicht und so.» Er fand schliesslich eine Stelle im Kanton Luzern, wieder bei einem Bauern. Bei der Arbeit verun- ▶

fallte er und brach sich einen Arm. Weil weder er noch der Bauer genau wussten, wie das mit der Versicherung lief, ging er auf die Heimatgemeinde. Er hatte dort keinen Wohnsitz, also nahm er sich ein Zimmer im Hotel Bahnhof. Dort wurde sein Geld langsam knapp, und als er in einem Restaurant 600 Franken auf einem Tisch liegen sah, konnte er nicht widerstehen. Er wurde prompt erwischt, kam drei Monate in Untersuchungshaft. Er durfte nie draussen spazieren gehen, waschen musste man sich in der Zelle, und es gab jeden Tag «Kartoffeln, Kartoffeln und nochmals Kartoffeln». Er wurde zu einer Haftstrafe von über einem Jahr verurteilt und kam in die Strafanstalt Witzwil im Kanton Bern, welcher der grösste landwirtschaftliche Betrieb der Schweiz angegliedert ist. Hans Albrecht arbeitete in der Gemüseproduktion. «Dort hatte ich Glück und kam auf den Traktor. Aufseher B. sagte mir: «Hören Sie, Herr Albrecht, Sie sind der Erste in den 40 Jahren, seit ich hier in Witzwil arbeite, der auf den Traktor kommt.» Wahrscheinlich hat der Werkführer, der T. D., gesehen, dass ich arbeiten kann, und so kam ich auf den Traktor.»

Das war das erste Mal, dass er nach Witzwil musste. Es folgten vier weitere Einweisungen, immer für etwa 15 Monate. Die letzte, als Hans Albrecht 56 Jahre alt war. Im Gegensatz zur ersten war der Grund für die nachfolgenden administrativen Einweisungen keine gerichtliche Verurteilung wegen einer Straftat, sondern sie wurden behördlich verfügt, «weil ich die Stellen nicht annehmen wollte, die sie mir vorgeschrieben hatten. Ich sei arbeitsscheu. Und jedes Mal [nach der Entlassung] hat der Vormund mich zwingen wollen, an einen bestimmten Ort arbeiten zu gehen, und ich habe gesagt: «Nein! Ich will meine Stelle selber suchen! Ich lasse mich nicht bevormunden!» So wurde Hans Albrecht von der Gemeinde immer wieder administrativ in die Strafanstalt Witzwil eingewiesen, wo sie ihn jeweils «mit Handkuss» nahmen. Wenn er dort ankam, hat «der [Werkführer] T. D. dann jeweils gesagt, «Herr Albrecht, ich brauche wieder einen für auf den Traktor, Sie kommen gerade recht.»

Wie angespannt das Verhältnis zwischen Hans Albrecht und den Behörden war, verdeutlicht diese Szene: Einmal besuchte ihn der Vormund in Witzwil in der Absicht, die knapp 800 Franken, die Hans Albrecht dort verdient hatte, auch noch mitzunehmen. Da sah der eingesperrte Zwangsarbeiter rot: Er stieg auf den Traktor, der noch den Schneepflug montiert hatte, fuhr von hinten ins Auto des Vormunds und begann es gegen die Anstaltsmauern zu schieben. Der Vizedirektor von Witzwil konnte Hans Albrecht stoppen, bevor er das Auto demolierte, und ihn wieder beruhigen: «Lassen Sie das sein! Es passiert ihnen nichts, Herr Albrecht!» Der Vormund kam nie wieder nach Witzwil.

Nach den Entlassungen mied Hans Albrecht seine Gemeinde und suchte sich eine Arbeit «da und dort, überall». Er konnte im Schnitt jeweils ein, zwei oder

«SIE LIESSEN MICH NIE SELBSTÄNDIG WERDEN, NIE!»

Hans Albrecht konnte im Schnitt jeweils ein, zwei oder drei Jahre lang frei arbeiten, bis die Gemeinde ihn wieder fand und nach Witzwil schickte.

drei Jahre lang frei arbeiten – «sie wussten ja nie, wo ich bin» –, bis die Gemeinde ihn wieder fand und nach Witzwil schickte. Selber entscheiden durfte er nie: «Sie liessen mich nie selbständig werden, nie!»

Wie das alles vor sich gegangen ist, weiss Hans Albrecht nicht mehr genau. Ein Mal schickten sie ihn in die Anstalt St. Johannsen im bernischen Le Landeron. Er blieb nicht lange dort. Kaum angekommen, schob er die Matratze zwischen den Gittern durch und zündete sie an. Ironischerweise schickten sie ihn zur Strafe ausgerechnet nach Witzwil. «Da habe ich gedacht, das sind eigentlich schon Idioten. Die kennen mich gar nicht. In Witzwil stand Werkleiter T. D. schon bereit: «Guten Tag Herr Albrecht. Wir brauchen Sie.» Weil sie ihn dort mittlerweile kannten, genoss er Vertrauen und bekam immer wieder Spezialaufträge, wie Hans Albrecht im Gespräch

mit Stolz vermerkt. Das Vertrauen des Werkleiters in ihn war so gross, dass er ihm einmal sogar sein Auto anvertraute, um es vom Feld zur Anstalt zurückzufahren. Hans Albrecht beginnt zu lachen: «Es haben alle Pfähle, so nannte man die Aufseher, gestaunt, als der Albrecht mit dem Landrover angefahren kam!» Witzwil «war meine zweite Heimat. Witzwil war keine Strafe für mich. Ich habe es nie schöner gehabt. Bei wem auch?»

Nach der letzten Entlassung, mit Mitte 50, fand er wieder eine Stelle und blieb bis zu seiner Pensionierung bei dieser Firma. Es ging gut dort. In dieser Zeit hat er auch seine Mutter kennengelernt. Bei der Gemeinde, auf dem Zivilstandsamt, arbeitete ein ehemaliger Schulkollege, der für Hans Albrecht ein paar Nachforschungen zu dessen Familie anstellte. Er fand die Mutter von Hans Albrecht, und so haben die beiden Kontakt auf- ▶

«DA WERDE ICH HEUTE NOCH WÜTEND! EIN MENSCH MUSS GAR NICHTS! DER MENSCH DARF.»

Das Wort «müssen» und mit ihm der Zwang von oben lösen bei Hans Albrecht noch immer eine starke Reaktion aus.

genommen und sich auch einmal getroffen. Es blieb allerdings bei diesem einen Treffen, der Kontakt wurde wieder abgebrochen. Angeblich hat Hans Albrecht drei Schwestern, weiss allerdings sehr wenig bis nichts über sie, da sie alle andere Väter haben. Mit der ältesten hatte er noch ein wenig Kontakt. Sie hatte geheiratet, doch leider erkrankte sie nach der Geburt ihres ersten Kindes an Krebs. Hans Albrecht stand ihr in den letzten Monaten bei. Er hat auch einen Bruder, der in Spanien lebt. Sie haben sich vor 15 Jahren einmal getroffen, aber keinen weiteren Kontakt gepflegt. Sie hatten sich seit dem Ende der Schule nicht mehr gesehen. Das Einzige, was ihn «wurmt», ist, dass er seinen Vater nie kennengelernt hat.

Hans Albrecht hat im Gespräch keine Mühe, über seine Zeit im Kinderheim und die Jahre in Witzwil zu erzählen, im Gegenteil: Immer wieder muss er lachen, wenn er ein paar Anekdoten über die Zeit in der Strafanstalt erzählt. Über seine Familie zu reden und darüber, was in der Zeit zwischen den Einweisungen alles passiert ist, fällt ihm hingegen nicht leicht. Nach knapp einer Stunde Gespräch sagt er mir: «Ich habe viel mitgemacht, ich will nicht alles aufwühlen.» Ich frage ihn, was ihm über diese Jahre Freude gemacht habe. Er sang

in einem Jodelclub mit und hatte mit diesem sogar einen Auftritt, der im Fernsehen übertragen wurde. Mit dem Club ging er auch ans Europäische Folkloretreffen in Österreich mit anschliessender Tournee. Als besonders schön empfand er die gute Kameradschaft.

Wenn man der Geschichte von Hans Albrecht zuhört, schimmert immer wieder durch, dass er alles andere als «arbeits-scheu» gewesen ist, im Gegenteil: Er hat sein Leben lang hart gearbeitet. Mühe hat ihm bereitet und bereitet ihm immer noch, wenn jemand «von oben» ihm vorschreiben will, was er zu tun hat. Er will selber entscheiden, ob es, wie in seiner Kindheit, um die Pfadfinder oder um eine Arbeitsstelle geht. Wie sehr er sich am Zwang von oben störte und immer noch stört, verdeutlicht eine kleine Szene im Gespräch: Als ich zu ihm einmal «du musst» sage, reagiert er brüsk: «Der Mensch muss gar nichts!» Gegen Ende des Gesprächs greift er das wieder auf und erklärt mir, warum er so reagiert habe: «Da werde ich heute noch wütend! Ein Mensch muss gar nichts! Der Mensch darf.»

Heute lebt Hans Albrecht in der Deutschschweiz, und er plant den Umzug in ein Altersheim in seiner Gemeinde. Er hat viele Freunde und Bekannte dort. Viel

«FÜR DAS, WAS ICH DA FÜR SIE GETAN HABE, IST SIE MIR HEUTE NOCH DANKBAR.»

Menschen, die ihm gegenüber Dankbarkeit zeigten, fehlten Hans Albrecht früher in seinem Leben.

über seinen Alltag erzählt er nicht. Er spricht allerdings über eine Bekannte von ihm, die über 90 Jahre alt ist. Ihr hat er den Garten gestaltet, so wie sie ihn haben wollte. Er beschreibt detailliert, wie er das tat. Er hat beispielsweise die abgesägten Äste nicht entsorgt, sondern auf einen Haufen geworfen, damit die Igel ein Versteck haben. Er hat ihr empfohlen, die Holzstapel im Garten zu lassen, auch wenn sie schon am Vermodern sind. Auch dort können Igel einen Unterschlupf finden. So kann sie dann jeden Abend den Igel zuschauen. Er telefoniert täglich mit ihr, geht sie regelmässig besuchen, sie lösen Kreuzworträtsel zusammen, damit beide geistig fit bleiben. Als sie vor zwei Jahren krank wurde und ihre Töchter nicht sofort kommen konnten, hat er sich um sie gekümmert – Fieber gemessen, Tee gekocht und natürlich die Töchter angerufen.

Während er mir diese Begebenheiten schildert, frage ich mich innerlich, warum er mir das erzählt. Ich denke mir, das hat doch nichts mit seiner Lebensgeschichte zu tun. Doch ich werde eines Besseren belehrt: «Für das, was ich da für sie getan habe, ist sie mir heute noch dankbar. Weissst du, solche Leute haben mir gefehlt, früher.»

Interview von Claudio Conidi (UEK) mit Hans Albrecht* vom 11. August 2016.

Claudio Conidi studierte Geschichte und Italienisch an der Universität Basel. Anschliessend Studium an der Pädagogischen Hochschule Basel (Lehrdiplom Sek. II). Unterrichtete an diversen Schulen, unter anderem am Brückenangebot Integration in Aarau. Für die UEK führte er Interviews mit Betroffenen und Institutionenvertretern.

CHRISTIAN MEHR

von Daniel Lis

Die Geschichte der Familie Mehr wurde über Generationen geprägt von behördlicher Überwachung und Einsperrung und von über sie angelegten diffamierenden Akten. Hinzu kamen Kindswegnahmen und Sterilisierungen. Dies alles mit dem Ziel, «Vagantität» – und damit war die Kultur der Jenischen gemeint – als eine vererbare und in der Hauptsache von Frauen übertragene «Krankheit» auszulöschen. Die administrative Versorgung von Christians Mehrs Mutter zur Zeit seiner Geburt 1966 steht in diesem Zusammenhang.

Wie war es möglich, dass Familien über mehrere Generationen hinweg zu Opfern von administrativen Versorgungen und anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen wurden? Was bedeutete dies für die Beziehungen zwischen den Generationen? Es ist nicht zuletzt die transgenerationelle Frage nach den Folgen der administrativen Versorgungen, die zu diesem Porträt von Christian Mehr geführt hat. Eine Freundschaft meiner Schwiegermutter mit Christian Mehrs Mutter, Mariella Mehr, die in den Strafanstalten Hindelbank administrativ versorgt gewesen war, bot mir eine persönliche Annäherung. Damals – vor ihrem Durchbruch als Schriftstellerin – kämpfte Mariella Mehr um das Sorgerecht für ihren Sohn und darum, ihre Familie aus der unheilvollen Kette der fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen zu befreien. Meine Schwiegermutter und Mariella verloren sich schon bald aus den Augen, sodass es in der Erzählung über die damalige Freundschaft eine offene Frage blieb, was aus Christian geworden war. Ich versuchte, den Faden dort wieder aufzunehmen.

Nach einem Interview im Juli 2016 mit Mariella Mehr, der inzwischen gefeierten und mit Literaturpreisen und einem Ehrendoktor geehrten Schriftstellerin und jenischen Bürgerrechtlerin, nehme ich Kontakt mit Christian Mehr auf. Schon beim ersten Mal verbringen wir über eine Stunde am Telefon. Abgesehen von einem Heimaufenthalt im Kinderheim Sardasca in der Gemeinde Klosters, Kanton Graubünden, verbringt er die verschiedenen Stationen seiner Kindheit im Kanton

ZUM TEIL IN EINER MIR VERTRAU- TEN GEGEND AUFGEWACHSEN, ERZÄHLT MIR CHRISTIAN MEHR SEINE GESCHICHTE, DIE UNTER- SCHIEDLICHER VON DER MEINEN NICHT SEIN KÖNNTE.

Christian Mehr wurde bereits sieben Monate vor seiner Geburt bevormundet. Die Vormundin hatte soeben seine Mutter zur «Nacherziehung» in die Strafanstalten von Hindelbank eingewiesen.

Bern. Die Aufenthalte bei der Pflegefamilie, in Spitälern, Kliniken und Jugendpsychiatrien, in einer Heimschule und weiteren Orten werden meist nur durch kurze Besuche bei der Mutter unterbrochen. 1975 wird die Vormundschaft über Christian Mehr aufgehoben. Aber auch die Zeit danach bleibt für ihn schwierig.

Mit 19 Jahren zieht Christian Mehr nach Zürich. Heute ist sein Berner Dialekt stark vom zürcherischen Dialekt eingefärbt. Er ist ein viel beschäftigter Mann. Mindestens zweimal pro Woche muss er sich wegen seiner langjährigen gesundheitlichen Probleme im Spital behandeln lassen. Sofern es die Gesundheit zulässt, arbeitet er freiwillig als Systemadministrator beim Kafi Klick, einem Internetkaffee für Armutsbetroffene. Zudem hat er ein Engagement bei der Punkgruppe The Goodbye Johnnys.

Im September 2016 empfangen er und seine Hündin Lolla mich in seiner einfachen Wohnung in einem Aussenbezirk von Zürich. Elf Jahre früher als ich geboren und zum Teil in Bern in einer mir vertrauten Ge-

gend aufgewachsen, erzählt mir Christian Mehr seine Geschichte, die bei aller vermeintlichen Vertrautheit unterschiedlicher von der meinen nicht sein könnte.

Sieben Monate vor seiner Geburt ernannt die heimatische Bündner Vormundschaftsbehörde Clara Reust zum Beistand von Christian Mehr. Das Kind solle Gelegenheit haben, «ein guter Schweizer zu werden». Reust ist gleichzeitig Vormund von Mariella Mehr und weist die schwangere Mutter zur «Nacherziehung» in die Anstalten Hindelbank ein. Als Nachfolgerin des wegen Kindsmissbrauchs entlassenen Gymnasiallehrers und langjährigen Leiters der Abteilung Schulkind im Zentralsekretariat der Pro Juventute, Alfred Siegfried, setzt Reust mit der Aktion «Kinder der Landstrasse» jenes Projekt fort, in dem überwiegend jenen Familien ihre Kinder weggenommen wurden.

Seit Christian Mehrs 1839 geborener Urururgrossvater mütterlicherseits sich mit einer Frau von «scheinbar nicht unbelasteter Heredität» verheiratet hatte – Benedikt Fontana nannte sie in seiner Dissertation ▶

«MIR HAT EINFACH KEINER ZUGEHÖRT UND ES IST MIR ALLES ZU VIEL GEWORDEN UND DANN HABE ICH ANGEFANGEN SCHULZIMMER FLACHZULEGEN, DAMIT SIE MAL ENDLICH ZUHÖREN. SIE HABEN ZUGEHÖRT UND HABEN MICH GERADE IN DIE PSYCHIATRISCHE ANSTALT GESTECKT.»

Christian Mehr erleidet während seiner Zeit bei der Pflegefamilie schwere Verbrennungen.
Es folgen Aufenthalte in Kinderheimen und jugendpsychiatrischen Anstalten.

von 1967 die «Stammutter der Vagantensippe» – galt die Familie als «erblich vorbelastet». Über die Heirat seines Ururgrossvaters mit einer jenen Frau schreibt der Psychiater weiter: «Von hier weg haben wir es mit einem ausgesprochenen Vagantenstamm dieser Sippe zu tun.» Gestützt auf die von der Pro Juventute über sie angelegten Akten charakterisiert Fontana, der 1977–1991 Leiter der Psychiatrischen Klinik Waldhaus in Chur war, die als «Sippe Xenos» (griechisch *xenos*, der Fremde) kodierte Familie Mehr und Christians Urgrossvater mütterlicherseits: «Er war ein schlimmer Raufbold und schwerer Alkoholiker. Bei Streitigkeiten griff er gleich zum Messer. Wegen seiner Liederlichkeit und Trunksucht war er in einer Arbeitskolonie versorgt. 1942 starb er aus uns unbekannter Ursache. Die Mutter stammt aus einem St. Galler Vagantengeschlecht. Sie war trunksüchtig und prostituierte sich. Auch sie war wegen Liederlichkeit in einer Arbeitserziehungsanstalt.»

Über deren Tochter, Christian Mehrs Grossmutter Eva Maria Mehr, geboren 1924, schreibt Fontana, dass

sie als Sechsjährige ihren Eltern weggenommen und zu einer Pflegefamilie gebracht wurde. Ein «sonderbares Verhalten» und eine «krankhafte Phantasie» werden dem kleinen Mädchen von Gutachtern zugeschrieben, die sie als Anführerin von sexuellen Spielen mit Knaben sehen. Für Eva Maria Mehr folgen aufgrund solcher Beurteilungen wechselnde Pflegeeltern, Beobachtungsheim, Erziehungsheim und zwei weitere Heime. Volljährig kommt sie in eine geschlossene Arbeitserziehungsanstalt, danach in eine Heilanstalt. In einer der kurzen Phasen der Freiheit bringt sie 1947 ihre Tochter Mariella zur Welt. Drei Monate später versucht sie sich mit ihrer kleinen Tochter in der Reuss zu ertränken. In der Folge einer Schizophreniediagnose wird sie sterilisiert und verbringt die letzten dreissig Jahre ihres Lebens in der Heil- und Pflegeanstalt Königsfelden.

Mariella Mehr wird auf Veranlassung von Alfred Siegfried in ein Kinderheim eingewiesen. Sie durchlebt eine Kindheit und Jugend bei Pflegeeltern, in Kinderheimen und psychiatrischen Anstalten, geprägt von körper-

lichen und seelischen Misshandlungen und sexuellem Missbrauch. Als sie 1965 von Ziro Moya, ihrem damaligen Partner – er war italienisch-französischer Staatsbürger und hatte nationalsozialistische Konzentrationslager überlebt –, schwanger wird, lässt Clara Reust, wie bereits erwähnt, die 17-Jährige zur Nacherziehung in die Anstalten Hindelbank einweisen. Beim Versuch, die Vaterschaft anzuerkennen und die für die Eheschliessung notwendigen Papiere in Italien aufzutreiben, wird Ziro Moya nicht mehr in die Schweiz gelassen. Nach ihrer Entlassung aus Hindelbank wird Mariella Mehr auf Veranlassung von Reust ohne ihr Wissen sterilisiert.

Nach knapp einem Jahr auf der Mutter-Kind-Station in Hindelbank wird Christian Mehr einer Pflegefamilie zugeteilt. Bei dieser Familie erleidet er durch ein viel zu heisses Wasserbad schwere Verbrennungen am ganzen Körper. Bis heute erinnern ihn die regelmässigen Spitalbesuche an dieses Ereignis. «Ich weiss doch, wieso ich ein Krüppel bin. Sorry, ich darf das sagen, weil ich bin auch einer.» Trotzdem bleibt er bei der Pflegefamilie platziert. Seine Mutter sieht er nur bei kurzen Besuchen. Es folgen Aufenthalte in Kinderheimen und in jugendpsychiatrischen Anstalten. «Mir hat einfach keiner zugehört und es ist mir alles zu viel geworden und dann habe ich angefangen Schulzimmer flachzulegen, damit sie mal endlich zuhören [...]. Sie haben zugehört [...] und haben mich gerade in die Psychiatrische Anstalt gesteckt.» Er lacht laut. «Wie halt die Schweiz so ist.»

Anfang der 1970er-Jahre lernt Mariella ihre Mutter und kurze Zeit später ihren Vater kennen. Doch beide sind vom Leben gezeichnet. Eine Beziehung zu ihnen ist nicht mehr möglich. Die Anklage des an ihr und ihrer Familie begangenen Unrechts und der Kampf um die Rechte ihres verfeimten Volkes, der Jenischen, wird gleichzeitig zu Mariellas Kapital, indem sie darüber zu schreiben beginnt und eine erfolgreiche Journalistin und Schriftstellerin wird. Derweilen bleibt sie aber gezwungen, der Pro Juventute zu beweisen, dass sie sich um ihren Sohn kümmern kann. Mithilfe der Presse erreicht sie, dass die Vormundschaft über ihren Sohn an

die Stadt Bern delegiert wird und dass 1975 eine befreundete Privatperson die Vormundschaft übernehmen kann. Aufgrund der Revision des Familienrechts von 1973, bei der das ausserehelich geborene Kind dieselben Rechte erhielt wie das Kind verheirateter Eltern, wird die Vormundschaft 1976 aufgelöst. 1975 kommt Christian Mehr auf die Initiative von Mariella ins anthroposophische Schulheim Schlössli in Ins. Dort soll er musisch gefördert werden. Doch Christian Mehr kommt vom Regen in die Traufe: «Das Schlösslein, ich kann dir sagen, das Schlösslein hat mich fast geknackt. Weil, ich habe drei Jahre lang einen Zwei-Meter-Sieben-Typ als Lehrer gehabt. Der hat mich buchstäblich etwa drei- bis fünfmal pro Woche mit dem eigenen Stecken, den ich zum Verprügeln aussuchen musste ... Und eben, dort habe ich übrigens noch nicht gewusst, dass ich jüdische Teilabstammung habe. Der hat gar nicht gewusst, wie recht er gehabt hat. Aber das hat er auch nicht wissen können. Es ist einfach Sadismus gewesen. Der hat mich verprügelt und mir gesagt: «Du dreckiger, verbrannter Jude und blablablabla», und einfach so mich verschlagen. Und das hat er drei Jahre wirklich professionell gemacht.»

Christian Mehr versucht seine Mutter über sein Elend zu informieren. Es ist aber die Zeit, als Mariella als Schriftstellerin auf dem Weg zum Durchbruch ist, welcher ihr helfen mochte, das Blatt zu wenden. Mariellas erstes Buch, *Steinzeit*, ist in Vorbereitung und erscheint 1981. Im Buch reflektiert sie auch die Beziehung zu ihrer Mutter, die sie erst wenige Jahre zuvor kennengelernt hat. In einem späteren Brief, den sie nach Erhalt der lange Zeit gesperrten Vormundschaftsakten publizierte und der an die 1979 verstorbene Mutter adressiert ist, schreibt Mariella: «Deine Hilferufe aus Arbeitshäusern und Irrenanstalten, Deine Flüche, Deine Bitten und Winseln, Deine Verzweiflung und Deine nutzlosen Selbstbeschuldigungen, sie liegen jetzt in Briefen vor mir, die mich damals, als du sie schriebst, nie erreichten. Müll produziert Müll, also vergilbten sie in den orangen Aktenordnern mit dem Vermerk versehen: Nicht weiter geleitet. Sie ▶

vergilbten neben den meinen, die Dich nie erreichten: Herzallerliebstes Mütterlein, mach mir's Herztürchen auf zum Herznesterl, damit auch mir warm werde. Wie konnte ich wissen, dass in Deinem Herzen andere hausten und sauten, die Strassenkehrer zur Nachtzeit mit ihren christlichen Schwänzen herumhurten, bis endlich, endlich Nacht in Dein Gehirn einkehrte.»

Von seiner Grossmutter weiss Christian Mehr bis zu deren Tod nichts: «Also ich weiss noch von der Grossmutter, vom Vater und von meinen Onkeln.» Christian hustet. «Aber, das passiert mir immer, wenn ich rede, schnürt es mir zu. Ja, das ist eben auch so etwas, aber es geht schon. Ich weiss von der Grossmutter, also von der Mutter von Mariella und nur von ihr.» Christian Mehr hustet. «Und du musst wissen, sie ist, glaube ich, 1979 in Königsfelden gestorben. Und sie hat mir erst dann von meiner Grossmutter erzählt. Also sie ist dann irgendwann etwa ein Jahr später ...» Christian Mehr muss erneut husten. «Ja, als ich so 14 gewesen bin oder so, ist sie zu mir gekommen und hat gesagt: «Du, hör, Deine Grossmutter ist dann gestorben.» That's it.» Erst als Mariellas Buch rauskommt, erfährt er mehr über sie: «Steinzeit, das ist das erste Buch, das ich von ihr gelesen habe. [...] Ich bin nachher zu ihr und habe ihr gesagt: «So etwas musst du mir nie mehr zum Lesen geben. Also entweder erzählst du es mir ...» Aber klar, sie hat nicht können. Stell Dir das mal vor als 15-Jähriger. [...] Und du erfährst dann von Deiner Grossmutter, dass sie sich zweimal hat wollen in die Limmat schmeissen [...]» Doch für Christian Mehr ändert sich trotz Mariella Mehre's Bucherfolg vorerst nichts an seiner Lage: «Und dort ist es passiert. Irgendetwas kann da nicht mehr stimmen. «Steinzeit» ist gerade gelaufen, weiss, alles das Zeug ist alles am Anlaufen gewesen. [...] Sie hat ... Ich meine hey, ich habe es ihr drei Jahre lang erzählt: «Ich werde verprügelt, hol mich raus.» [...] Sie hat eben immer gesagt: «Der Staat, der Staat ist ... Ich kann nichts machen. Ich kann nichts machen.» Das stimmt eben nicht. [...] Das machst du mit keinem Kind, unabhängig davon, was du vorher erlebt hast, das machst du nicht. [...] Nachher nimmt sie mich

24 Stunden raus. Ich denke: «Fuck, jetzt komme ich endlich entweder in ein anderes Heim, aber sicher weg von ihm», aber sie tut mich zurück [...] und sagt: «Du musst durchhalten. Ich kann dich nicht rausholen.» Ich habe dort schon, Jesses Gott, eben 1977, da habe ich – Jesses Gott, zwei Jahre bereits keinen Vormund mehr gehabt. Also sie hat schon das volle Kindersorgerecht, alles gehabt. [...] Und dort ist es passiert, dort bin ich zum Punkrocker geworden. Weisst du wieso? Weil ich gefunden habe: Ja, fuck! «Deine Mama lässt dich auch noch alleine. Also die, die eigentlich das Gleiche erlebt hat, [...] und lässt dich zurück zu deinem Peiniger. Also dann ist ja gar niemand mehr da. Also muss ich selber ...» [...] Das ist auch meine Geschichte, also nicht nur Pro Juventute. Das ist unsere Familiengeschichte.»

Von der Laudation des Schulabschlussdiploms wird Christian Mehr ausgeschlossen und aus disziplinarischen Gründen aus dem Schulheim entlassen. Er zieht zur Mutter in die Stadt Bern und erlebt aus nächster Nähe die Zeit des autonomen Jugendzentrums um die Berner Reitschule. Die Punkmusik ist Ausdruck seines Lebensgefühls. «[Ich] habe überhaupt nicht singen können, einfach schreien war Musik, aber geil, und voll politisch. [...] Ich habe immer schon gewusst, dass ich auf die Bühne wollte. Ich will schreien und ich will den Leuten in die Birne drücken, was so geht.»

Für ein Zusammenleben mit der Mutter ist es jetzt zu spät. Es kommt zum Konflikt zwischen den beiden, und Christian Mehr wird von seiner Mutter aus der Wohnung geworfen. Er wird Teil der Hausbesetzerszene, konsumiert immer mehr Drogen und bricht nach Zürich auf, wo er zunehmend in den Strudel der harten Drogenszene gerät. In den nächsten Jahren droht er im Elend des Zürcher Platzspitzes zu versinken. «Also du musst wissen, ich habe neunzehn Jahre Gas gegeben. Also richtig Gas gegeben. Aber ein bisschen anders, als es die Mama getan hat. Also sie hat ja eigentlich praktisch nur mit Alkohol ... Ich dagegen bin ein Polytoxoman. Ja, also einfach was kommt, rein ab, intravenös, scheiss-egal.» Zum Hintergrund seiner Sucht sagt er: «Heroin ist

«ICH HABE ZU IHR GESAGT: «SO ETWAS MUSST DU MIR NIE MEHR ZUM LESEN GEBEN. ALSO ENTWEDER ERZÄHLST DU ES MIR ...» – ABER KLAR, SIE HAT NICHT KÖNNEN.»

Christian Mehr erfährt von seiner Grossmutter über das Buch «Steinzeit», das seine Mutter Mariella Mehr geschrieben hat.

für mich eigentlich immer eine gute Schmerztherapie gewesen, weil es einfach keine bessere gibt.»

Als Anfang-dreissig-Jähriger unterzieht Christian Mehr sich verschiedenen Therapien und schafft es, sich von den Drogen zu befreien. Der Kampf mit den Dämonen der Vergangenheit bleibt: «Nur wenn ich mich richtig damit auseinandersetze, schaffe ich es, irgendwann mal meine Venen nicht mehr zu füllen. Also, weil Sucht hat ja immer einen Hintergrund. Ein Teil bist immer du selber, aber es hat auch immer einen Hintergrund, wieso du dich betäuben musst.»

Ein zentrales Thema für Christian Mehr ist, dass er seinen Vater nie kennenlernte. Diesem blieb die Einreise in die Schweiz aufgrund des erst 1972 aufgehobenen Einreiseverbots lange verwehrt; 1974 starb er an Magenkrebs, ohne zu wissen, dass sein Sohn die schweren

Verbrennungen als Kleinkind überlebt hat. Rund dreissig Jahre später, im Rahmen der Forschungsarbeiten der Historikerin Sara Galle und einer Aktenbiografie, die sie über Christian Mehr verfasst, erhält er Zugang zu seinen Akten. Auch die Briefe seines Vaters und seiner Grossmutter väterlicherseits kommen zum Vorschein: «Als ich die Chance gehabt habe, vor zehn Jahren, und eben die Sara Galle gefunden hat: «Hör mal, wenn du wirklich bereit bist, dann gehen wir das Zeug holen und fangen an.» Ich habe ihr gerade in den Arm geheult, dann noch, als wir den ersten Teil gelesen, weil ich so überwältigt gewesen bin, dass das, hey, ganz anders ist, als ich von Mama übertragen bekommen habe. Weisst, nichts anders was Pro Juventute gemacht hat – das habe ich hinten und vorne durch und sehe ich ja jeden Tag. Also ich habe etwa 30, 35 Vollnarkosen gehabt, wegen ihnen. Wegen ihnen muss ich noch heute zweimal in der Woche ins Spital und alle Jahre neue Schuhe, weisst du, so teure neue Schuhe. Ich kann keine normalen Schuhe kaufen wie du. Das ist für mich unmöglich. Weil sonst habe ich nur noch mehr Schmerzen. Ich habe dann eigentlich begriffen, was ist eigentlich Misshandlungen, weisst, und Stigmatisierungen und eben, «dass man schauen muss, dass wir gute Schweizer werden und ja nicht zum Vagabund und whatever, was auch immer. Weil ja die Mutter und Vater und Grossmutter und so weiter waren es ja bereits.» Also so haben sie ja gedacht. Dort habe ich dann in den letzten Jahren langsam angefangen zu begreifen: «Hey fuck, die haben uns einfach das Recht auf Familie geklaut.»

Für die Konstruktion seiner Identität hat dies einen wesentlichen Einfluss: «Ich weiss im Fall inzwischen mehr von meinen Grosseitern väterlicherseits her. [...] Also ich habe zig Briefe von irgendwo. Fuck, wie die gefightet, gekämpft haben für mich. Und die Reust hat einfach blockiert, wo es gegangen ist, einfach, fuck, fuck, fuck. Das ist ein Verbrechen. Das ist ein totales Verbrechen, das sie an uns begangen haben.»

Die durch die Akten neu gewonnenen Sichtweisen verkomplizieren aber auch die Beziehung zur Mutter: «Ja, heute weiss ich, deshalb kann meine Mama eben ▶

noch weniger mit mir reden. Alleine, weil für sie ist mein Vater eigentlich der Schweinehund gewesen, der sie im Knast hat hängen lassen. Das stimmt eben alles nicht. Das stimmt eben nicht. Er ist eben ausgewiesen worden. [...] Dann haben sie ihn nicht mehr reingelassen. Und die Mama ist eben versorgt gewesen. Ich bin ja in Hindelbank geboren worden.»

Christian Mehr erhält durch die Briefe eine positive Sicht auf seinen Vater, die ihm erlaubt, seine eigene Identität zu finden. Gleichzeitig sieht er seine Mutter nicht mehr nur als Opfer. Für Christian Mehr war es schwierig, eine Beziehung zu ihr aufzubauen. Das Wissen um die Geschichte seiner Mutter hat ihm Erklärungen geboten, ohne ihm die Beziehung ersetzen zu können: «Wie will man Mutter sein, wenn man selber nie Geborgenheit kennengelernt hat. Also weisst, ich habe das gehabt, ein Jahr auf der Mutter-Kind-Station in Hindelbank, und das reicht, aber sie hat es nicht einen Tag gehabt.» An einer anderen Stelle bemerkt er: «Es ist schon verrückt. [...] Und das hat meine Mama nicht einen Tag gehabt, bis sie den Ziro kennengelernt hat, aber dort ist es halt dann einfach schon zu spät gewesen. Eigentlich, mit 16, 17, ist für sie schon der Zug eigentlich abgefahren gewesen. [...] Es ist eigentlich alles schon zu spät gewesen. Ja, sie hat's einfach nicht mehr annehmen können. Und, ja, und wir ..., eben, ich bin dann gegangen [mit 17 Jahren].»

An ein Gespräch mit seiner Mutter über die Vergangenheit glaubt er heute nicht mehr. «Jetzt wäre ich immer noch bereit, aber jetzt ist es nicht mehr möglich. Oder? Mit ihr einmal noch, fast ein bisschen, ja nicht gerade therapeutisch, aber Aufarbeitungsarbeit machen, das wäre ... Das haben wir nie gemacht. Weisst du, sie hat immer ... Sie hat, glaube ich, etwa 15 Bücher geschrieben, und zig Artikel und so. Das ist meine Familiengeschichte, die ich von ihr bekommen habe. Geredet haben wir im Fall aber nie zusammen über das.»

Wie sieht Christian Mehr sich selbst in dieser Familiengeschichte? «Unsere Geschichte ist sicher brutal und Scheisse und ich wünsche es keinem einzigen.

Es ist gut, dass nur ich sie habe.» Und an einer anderen Stelle erwähnt er: «Ein ganz grosses Ziel von mir ist auch immer gewesen, die ganze Scheisse zu durchbrechen, einfach zu probieren, das, was sie eigentlich haben wollen, das ist ja auch etwas gewesen, dass sie immer haben wollen, dass es einfach weitergeht, dass es eben drin ist, genetisch.»

Nicht unähnlich wie bei seiner Mutter fand bei Christian Mehr ein langer Prozess der Auseinandersetzung mit dem statt, was früheren Generationen widerfahren ist. Nicht zuletzt hat er diesen Prozess der Bewusstseinswerdung auch in eine Ressource für sich umgewandelt. Und was denkt er über sich und die Chancen der zukünftigen Generation? «Du musst wissen, dass meine Aufarbeitung ist, es eigentlich mehr zu akzeptieren, dass ich nun einmal das Glück oder noch das Pech gehabt habe ..., das gibt es einfach fast nicht, in der Pro Juventute, dass ich ein Betroffener und ein Nachkomme bin. Aber eigentlich ist es auch wichtig, dass die Betroffenen versuchen ihren Nachkommen zu vermitteln: «Schaut, fuck, uns haben sie kaputt gemacht und alles, aber wir sind jetzt eine neue Generation. Also versucht's.»

«WIE WILL MAN MUTTER SEIN, WENN MAN SELBER NIE GEBORGENHEIT KENNENGELERNT HAT. ALSO WEISST, ICH HABE DAS GEHABT, EIN JAHR AUF DER MUTTER-KIND-STATION IN HINDELBANK, UND DAS REICHT, ABER SIE HAT ES NICHT EINEN TAG GEHABT.»

Das Wissen um die Geschichte seiner Mutter hat ihm Erklärungen geboten, ohne ihm die Beziehung ersetzen zu können.

Interview von Daniel Lis (UEK) mit Christian Mehr vom 13. September 2016

Dokumentarfilm «Unerhört Jenisch» von Karoline Arn und Martina Rieder, Schweiz 2016.

Literatur

FONTANA Benedikt, «Nomadentum und Sesshaftigkeit als psychologische und psychopathologische Verhaltensradikale. Psychisches Erbgut oder Umweltprägung», in: *Psychiatria clinica* 1 (1968), S. 340–366.

GALLE Sara, «Christian Mehr», in: GALLE Sara, MEIER Thomas (Hg.): *Von Menschen und Akten. Die Aktion «Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute*, Zürich 2009, S. 206–219.

Parallel dazu veröffentlichte Sara Galle Filmausschnitte aus ihrem Interview mit Christian Mehr von 2005.

MEHR Mariella, «Von Mäusen und Menschen. Vortrag an der Psychiatrischen Klinik St. Urban LU, 19. Dezember 1996», in: Simone Prodoliet (Hg.): *Blickwechsel. Die multikulturelle Schweiz an der Schwelle zum 21. Jahrhundert*, Luzern 1998, S. 155–169.

SCHÄR Bernhard C., «Nackte Ohnmacht, verletzte Körper und unverhüllte Kritik: Mariella Mehr», in: SCHÄR Bernhard C., AMMANN Ruth, BITTNER Stefan et al. (Hg.): *Bern 68. Lokalgeschichte eines globalen Aufbruchs – Ereignisse und Erinnerungen*, Baden 2008, S. 192–196.

Daniel Lis promovierte an der Universität Basel im Fach Jüdische Studien. Er arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Nationalen Forschungsprogramm Fürsorge und Zwang an der Universität Zürich. Für die UEK führte er Interviews mit Betroffenen.

GILDA CUGNY

par Marco Nardone

Ce portrait raconte l'histoire de Gilda Cugny. Je me suis basé sur la thèse du médecin lausannois Jacques Stockhammer de 1962 qui a interviewé Gilda, sur les dossiers de la Commission cantonale d'internement administratif (CCIA), du Service de la santé publique (SSP) du canton de Vaud, ainsi que sur deux dossiers composés par le Consulat suisse de Besançon. Il m'importe de souligner que les informations provenant du SSP et de la CCIA ont été récoltées et sélectionnées par les autorités impliquées, chacune à sa manière, dans les décisions d'internement administratif. Les informations disponibles expriment ainsi un point de vue particulier et situé qui se concentre sur le comportement à réprimer par la mesure d'internement. En revanche, le point de vue de Gilda est plus facilement accessible dans la thèse de Stockhammer. Malgré l'analyse développée sous l'angle médical, Gilda est citée à plusieurs reprises. Les dossiers du Consulat suisse contiennent des articles de presse avec des photographies et plusieurs lettres écrites par Gilda elle-même.

À Lausanne, dans les années 1950 et 1960, Gilda Cugny est soumise à de nombreuses auditions par la police municipale, la préfecture, le SSP et la CCIA. À la fin d'une de ces auditions, elle déclare: «Je n'ai rien d'autre à dire, si ce n'est que je voudrais bien reprendre une vie normale.» Pourquoi n'est-il pas possible pour Gilda de vivre une vie normale?

Gilda naît le 11 novembre 1924 à Besançon, en France. Elle est la sixième d'une fratrie de sept enfants, mais les autres meurent peu après leur naissance. Le père de Gilda, de nationalité suisse, décède quand elle n'a que dix-huit mois. Gilda possède la double nationalité. Elle grandit avec sa mère, son beau-père et sa tante. Pour aider la famille à gagner de l'argent, elle commence très jeune à vendre des friandises et des fleurs dans la rue et les établissements publics. Elle chante aussi dans les cafés. Le chant est sa passion. Dès la fin de sa scolarité primaire, elle travaille dans des fabriques. Aidée par le Consulat suisse de Besançon et l'Office cantonal du travail de Lausanne, Gilda se dé-

«JE N’AI RIEN D’AUTRE À DIRE, SI CE N’EST QUE JE VOUDRAIS BIEN REPRENDRE UNE VIE NORMALE.»

Dans les années 1950 et 1960 Gilda Cugny est soumise à de nombreuses auditions par les autorités.

place vers la Suisse au printemps 1954 afin de trouver un emploi stable. Elle trouve une place à l’hôtel Villars-Palace à Villars-sur-Ollon. Après deux mois seulement, elle tombe «dans un état de faiblesse extrême», comme elle l’explique dans une lettre adressée au vice-consul. À l’âge de trente ans, elle doit se faire soigner à cause d’une tuberculose pulmonaire. Une longue période d’hospitalisation débute: jusqu’en 1955 à la clinique des Sapins à Leysin et entre 1956 et l’automne de 1959 à la clinique Sylvana, puis encore à Leysin et au Pavillon de Mottex à Blonay.

La maladie infectieuse n’est pas le seul motif d’hospitalisation. Dès son arrivée en Suisse, Gilda est intéressée à subir une opération particulière: l’émasculation. Le registre d’état civil de la commune de La Sarraz, dont elle est originaire, porte en fait l’inscription «Roger Jean Daniel Cugny». Renseignée sur les possibilités juridiques, elle veut demander une modification de l’état civil après l’opération. L’avis psychiatrique du Dr. Schneider, directeur de la Polyclinique psychiatrique universitaire de

Lausanne, est favorable à l’intervention chirurgicale. Le seul médecin suisse compétent pour une telle opération s’appelle Dr. Wolf et travaille à l’hôpital de La Chaux-de-Fonds. Charles Wolf dispose d’une riche expérience d’opérations de castration, dont la plupart sont des castrations forcées, souvent motivées par des raisons eugéniques. Il explique à Gilda que le processus de changement de sexe n’est ni complet ni absolu. Dans un premier temps, il est possible d’effectuer une émasculature, tandis que la réalisation d’un vagin artificiel peut être entreprise dans un deuxième temps. L’opération est accompagnée par un traitement hormonal. Le chirurgien s’occupe exclusivement de l’émasculation, qui a lieu au cours de l’été 1956, lorsque Gilda a trente et un ans. L’histoire est très vite relatée par la presse. Un article apparaît le 23 août 1956 dans *L’Est Républicain*, ainsi que le jour suivant dans la *Tribune de Genève*, *France-Soir* et *Le Comtois*. L’accord du Service sanitaire cantonal et l’absence d’opposition de la part du procureur général jouent en faveur de Gilda. La demande de rectification des actes de l’état civil est déposée au greffe le 6 décembre 1956.

Le 18 décembre 1957 a lieu la séance du Tribunal civil du district de Cossonay. Gilda a trente-trois ans. Le tribunal accorde la modification de l’état civil. La personne enregistrée depuis sa naissance sous le nom de Roger Jean Daniel Cugny devient ainsi officiellement une femme et son prénom est Gilda. À l’instar d’un cas analogue traité par le Tribunal cantonal de Neuchâtel en 1946, le Tribunal de Cossonay argumente: «D’une part, la modification requise peut avoir, psychologiquement, des effets heureux sur lui. Déjà persuadé qu’il est réellement une femme, il pourra, assuré de la légalité de son nouvel état, connaître une existence plus heureuse et plus utile. D’autre part, on peut prévoir que socialement, il sera plus facilement accepté comme femme que comme homme. Enfin, et cet argument a aussi sa valeur, il apparaîtrait singulièrement inhumain de repousser la requête du demandeur alors que celui-ci, dans l’espoir de changer de sexe et d’état civil, s’est fait émasculer, encouragé à subir cette opération par les médecins et ►

soutenu financièrement par l'assistance publique elle-même.» De plus, on considère que Gilda a plus de probabilités de trouver un travail si ses papiers indiquent qu'elle est une femme.

Tout va bien pour Gilda. Sa tuberculose est stabilisée. L'opération d'émascation s'est bien passée et elle perçoit une réelle transformation. Le changement d'état civil réussit.

Cependant, les autorités cantonales n'acceptent pas cette situation inédite dans le canton de Vaud. Le Ministère public recourt contre la décision prise. Le 16 avril 1958 la Chambre des recours du Tribunal cantonal vaudois annule le changement d'état civil. Les avis des médecins et des premiers juges servent de base pour rappeler que le changement de sexe de Gilda n'est pas effectif: «Tout en reconnaissant que Cugny n'a pas réellement changé de sexe, les premiers juges ont cru pouvoir ordonner la rectification sollicitée en se fondant sur des considérations sociales et humanitaires, [...] de telles considérations sont dépourvues de toute pertinence en matière d'état civil.» Gilda s'oppose à cette décision, mais le 13 novembre 1958 son recours au Tribunal fédéral suisse est considéré irrecevable.

Pour Gilda cela ne change pas la considération d'elle-même en tant que femme. Lors de l'audition à la préfecture de Lausanne en janvier 1960 elle donne son avis: «Je ne tiens pas compte de la décision du tribunal, j'ai été opérée et n'ai plus de sexe.» À Lausanne elle est connue comme Gilda Cugny. Depuis son opération, elle signe les documents que nous avons pu retrouver toujours de la même manière: «Mlle Gilda Cugny», mademoiselle Gilda Cugny.

La normalité que Gilda était en train de se construire est soudainement battue en brèche par le pouvoir des autorités cantonales vaudoises et du Tribunal fédéral. Les conséquences sont très lourdes pour sa vie: Gilda est officiellement considérée comme Roger. Aux yeux des autorités elle est un «travesti», un «homosexuel», un «désaxé», un «cas anormal». «Pourtant, je ne demande rien d'autre que de vivre ma vie de femme», affirme Gilda. Elle doit se

«IL FAUT BIEN ADMETTRE QUE CETTE SITUATION EST RÉELLEMENT INTOLÉRABLE ET QUE SI ELLE EST AINSI, CE N'EST PAS ENTIÈREMENT LA FAUTE DE ROGER CUGNY.»

Le Prof. Thélin de l'Institut de médecine légale de l'Université de Lausanne confirme la part de responsabilité des autorités.

présenter en tant qu'homme en ce qui concerne toutes les affaires bureaucratiques. Cela vaut par exemple lorsqu'elle cherche un travail. Gilda est accusée par la police de ne pas vouloir travailler: elle «est certainement un fainéant». Les employeurs qui cherchent une femme n'acceptent pas Gilda en raison des documents attestant qu'elle est un homme. Elle est bien capable de travailler et attribue la cause de ses échecs professionnels aux autorités: «Mes patrons auraient dû être prévenus de mon cas spécial et cela aurait été.» Elle voudrait travailler comme vendeuse, barmaid ou demoiselle de réception.

En outre, Gilda ne peut plus compter sur le soutien financier de l'Assistance publique en ce qui concerne la deuxième opération, c'est-à-dire la réalisation d'un vagin artificiel. Officiellement, cela s'explique par le fait que le Service de prévoyance sociale et d'assistance publique (SPSAP) estime ne pas vouloir soutenir une intervention qui est en contradiction avec la décision prise par le Tribunal cantonal. Le support que Gilda a d'abord reçu se transforme en une opposition cruciale.

Dans le souhait de réintroduire une demande de rectification de l'état civil, elle continue de réclamer que le processus entamé en 1956 soit achevé par les nouvelles opérations. C'est par exemple le cas lorsqu'elle se présente au SSP le 20 octobre 1959, à quelques semaines de son trente-cinquième anniversaire. Elle affirme qu'elle ne peut plus vivre ni travailler tant qu'elle n'aura pas un vagin artificiel et une poitrine de femme. Gilda exprime clairement que ce sont les opérations dont elle a besoin pour aller mieux: «[...] mais tant que je suis ainsi, que voulez-vous que je fasse? J'ai honte; tandis que lorsque je saurai que je suis autrement, que j'aurai le droit de croire que je suis devenue une femme, je reprendrai courage et me sentirai tout autre.» Les psychiatres qui accompagnent Gilda sont d'accord avec elle. Dans un rapport dressé le 19 mai 1960 par le Prof. Thélin de l'Institut de médecine légale de l'Université de Lausanne, nous lisons que Gilda «est entre deux et que cette situation lui devient intolérable». Le professeur continue en confirmant la part de responsabilité des autorités: «Il faut bien admettre que

cette situation est réellement intolérable et que si elle est ainsi, ce n'est pas entièrement la faute de Roger Cugny.» Gilda compte sur le Dr. Baumgartner de Genève qui serait prêt à l'opérer. Mais elle n'a pas d'argent et le SPSAP refuse de lui payer l'opération.

En tant que femme, Gilda voit sa vie «à l'avenir dans une optique artistique et de cabaret». Ces passions ne sont pas nouvelles: «La danse et le chant ça a toujours été mon fort.» Elle aime les cafés et les boîtes de nuit, elle en aime l'ambiance du monde du spectacle. En 1959 Gilda a trente-cinq ans, arbore des vêtements féminins, se maquille et porte une perruque.

Les manières de faire de Gilda ne passent évidemment pas inaperçues. Son comportement et son habillement ne sont pas du tout acceptés. De plus, ils ne sont pas autorisés. Du point de vue des autorités, les aspirations de Gilda sont à réprimer. Mais elle n'est pas une hors-la-loi. L'internement administratif semble alors bien se prêter à ce genre de répression. En août 1959, M. Burnet, chef du SSP, évoque pour la première fois l'idée d'interner administrativement Gilda, sans pour autant entamer la démarche nécessaire.

Le SPSAP trouve une chambre pour Gilda à l'Hôtel des Voyageurs à Lausanne à partir du 6 octobre 1959. Les enquêtes de la police à l'égard de la sexualité, du genre, de l'habillement, de l'attitude, du style de vie et de compagnie de Gilda nous révèlent qu'elle est sujette à des observations minutieuses, profondes, systématiques. Une fois attirée l'attention de la police, Gilda n'arrive plus à se débarrasser de ces regards envahissants. Les activités sexuelles de Gilda sont qualifiées de «contre nature», en ce qu'«elles gardent un caractère évident de pédérasie». L'intimité de Gilda ne lui appartient plus: elle devient une affaire publique, un problème d'ordre moral et social, examiné de manière approfondie par les médecins et scrupuleusement observé par la police. Même l'intimité sociale de Gilda est brutalement violée: «il nous est revenu que récemment, Roger Cugny s'était rendu dans un appartement en compagnie d'un repris de justice, d'une prostituée, et d'autres personnes de moralité ►

douteuse, dont une jeune fille qui venait d'avoir 18 ans. Là, à un moment donné, au cours d'une conversation qui portait sur son état physique, il s'est exhibé pour bien démontrer son anomalie sexuelle.» La police sait ce que Gilda fait vers trois heures du matin, avec des ami-e-s dans un appartement privé. Lors de l'audition à la préfecture en janvier 1960 Gilda s'exprime à ce sujet en affirmant qu'«il n'y pas eu d'exhibition; je reconnais toutefois avoir levé mes jupes» pour satisfaire la curiosité des personnes présentes. Cependant, ce suivi policier intense s'effectue surtout en plein jour, en suivant ses déplacements, en l'observant dans la rue, les places et pendant les soirées dans les cafés.

Gilda est dépeinte comme une personne qui trompe les hommes en se faisant passer pour une femme. Les rapports de police et des médecins montrent que Gilda entretient à Lausanne des relations sociales nombreuses et importantes, elle est très convoitée. Elle-même se décrit comme une femme «qui se sent jolie et qui sait que les hommes s'intéressent à elle». En revanche, la police la considère simplement un homosexuel. La surveillance de Gilda arrive au point où «un examen approfondi» est jugé opportun par les policiers qui s'introduisent dans sa chambre à l'Hôtel des Voyageurs à neuf heures du matin le 22 décembre 1959, deux mois après son installation. La police l'accuse de racoler et de se prostituer. En janvier 1960 la préfecture renvoie Gilda devant la CCIA afin de l'interner administrativement. Gilda conteste toutes les accusations. Lors des auditions à la police et à la préfecture, elle affirme clairement: «Je ne fais pas de racolage.»

La CCIA rend sa décision le 10 mars 1960: «Attendu que, si Roger Cugny semble porter atteinte à la décence publique, il n'est pas établi que ce soit par le moyen de la prostitution ou du racolage, que dès lors, ces atteintes à la décence publique ne relèvent pas de la loi du 8 décembre 1941 sur l'internement administratif d'éléments asociaux.» Ainsi, la première tentative d'interner administrativement Gilda échoue. Sa lutte continue.

L'impression qu'il s'agit d'une véritable lutte est confirmée par les mots utilisés par M. Monnet, chef du

SPSAP. En évoquant les possibilités d'action contre Gilda dans une lettre au préfet du 15 juillet 1960, il emploie un vocabulaire relevant de la guerre: «Il me paraît trop facile de vouloir faire de l'Assistance publique vaudoise le bouc émissaire en cette affaire. En effet, elle ne dispose que de deux armes seulement.» La première est «la suppression de tout secours». L'autre est l'internement administratif pour refus de travailler.

La deuxième tentative d'interner Gilda ne se fait pas attendre. En mars 1960, vingt jours après la décision négative de la CCIA, une séance est convoquée au SSP permettant aux différents acteurs impliqués, notamment des médecins, des psychiatres, des membres du SSP, du SPSAP, de la CCIA et de la préfecture de se coordonner en vue de garantir l'internement administratif de Gilda. Il s'agit de la première des cinq séances de ce type entre 1960 et 1963.

Quatre mois après la première décision négative, le 25 juillet 1960, Gilda est dénoncée à la CCIA pour la deuxième fois. Grâce à la séance ci-dessus, cette dénonciation est mieux organisée. Des nouveaux rapports de police, fondés sur des nouvelles actions de surveillance, sont produits. Lors d'une nouvelle séance de coordination le 29 août 1960, les différentes autorités décident cependant d'emprunter l'internement administratif par la voie psychiatrique. Et cela par tous les moyens disponibles. Le médecin cantonal Gallandat l'exprime de cette manière: «La pitié ne doit plus intervenir dans ce cas. Cugny n'est pas un homme qui souffre, il n'a aucun sens moral. Son internement doit intervenir en vertu de la loi sur les malades mentaux et autres psychopathes.» Tous les renseignements utiles sont pris et des avis de droit sont échangés. Mais finalement la CCIA n'a pas le temps de statuer.

Toute la pression et la répression qui pèsent sur la vie de Gilda deviennent insupportables. Bien que théoriquement réalisable, la deuxième opération attendue par Gilda n'est pas réalisée. Les activités et les déplacements qu'elle entreprend sont contrôlés et suivis par la police. Ses relations sociales sont examinées et critiquées. Sa sexualité est minutieusement étudiée et jugée

LA POLICE SAIT CE QUE GILDA FAIT VERS TROIS HEURES DU MATIN, AVEC DES AMI-E-S DANS UN APPARTEMENT PRIVÉ.

Même la vie intime de Gilda Cugny est brutalement violée.

par plusieurs médecins. Sa situation ne lui permet pas de travailler de manière régulière. Ainsi, le samedi 3 septembre 1960 à la gare de Lausanne Ouchy, Gilda monte dans la première voiture du métro dans un état troublé, peut-être sous l'emprise d'alcool. Le train démarre. Soudain, elle sort en courant et se jette sur les rails devant le convoi. Le train s'arrête à quelques cinquante centimètres de Gilda. La police intervient. Les agents de secours Perreaud et Wehren expliquent qu'«au cours de son transport à l'hôpital Nestlé, CUGNY, qui avait quelque peu retrouvé ses esprits, nous déclara, entre deux sanglots, qu'il avait décidé de mettre fin à ses jours. Incompris du public, ne sachant pas lui-même s'il était un homme ou une femme, il ne pouvait supporter plus longtemps une telle situation. C'est d'ailleurs à cause de cela, ajoutait-il, «que je me laisse aller à boire.»

Le 5 septembre 1960, deux jours après sa tentative de suicide, Gilda arrive à l'Hôpital psychiatrique de Cery à Prilly. Elle a bientôt trente-six ans. Lors de son séjour à l'hôpital Nestlé «le Dr Cornu a établi [...] un rapport

à l'intention de l'Hôpital de Cery, vu son état dépressif, dangereux pour lui-même et pour l'ordre public». Cela permet de fait l'internement administratif selon la loi du 23 mai 1939 sur les malades mentaux et autres psychopathes. Successivement, la préfecture formalise l'admission à Cery et un rapport du Prof. Thélin ajoute d'autres raisons d'ordre psychiatrique légitimant l'internement. Si le médecin cantonal Gallandat estime que la pitié ne doit plus intervenir à l'égard de Gilda, le Prof. Thélin va beaucoup plus loin. Lors de la troisième séance en octobre 1960, il soutient: «[...] nous avons de la chance que Cugny ait commis sa tentative de suicide, car c'est cet élément qui permet de le garder à l'Hôpital de Cery.» Le sous-directeur de Cery, le Dr. Cantoni, énonce une proposition que tous les autres acceptent: annoncer à Gilda qu'elle a le droit de poursuivre les opérations et les démarches juridiques désirées si elle les paye personnellement. Elle est libérée le 12 juin 1961 et, à l'aide du service social de l'Hôpital de Cery, doit chercher un emploi et travailler de manière régulière pendant une ►

année. Les représentants institutionnels sont convaincus que Gilda ne va pas réussir cet essai. Ils connaissent bien sa situation et ses expériences passées. La proposition a le but de pouvoir opposer un argument valable à la poursuite des opérations. Une condition ultérieure est que ce «test» se déroule loin de Lausanne. Il est aussi décidé d'entreprendre les démarches pour soumettre Gilda à une mesure tutélaire. Cela s'explique par la volonté de faciliter et accélérer la prise de décision à son égard, mais la justice de paix de Lausanne estime que ce n'est pas le cas de procéder dans ce sens.

Gilda trouve un emploi comme ouvrière dans le secteur de l'horlogerie, aux Etablissement Techno SA à Cormoret, dans le Jura bernois. Elle gagne le salaire du personnel féminin de 2,10 francs de l'heure, insuffisant pour pouvoir faire des économies. Contrairement aux préavis formulés, le travail de Gilda donne satisfaction à son employeur. Les rapports avec certains pensionnaires et avec la maîtresse de la pension *Le Home* où Gilda est logée sont pourtant différents. Après cinq mois le «test» échoue et le 4 novembre 1961, elle retourne à Cery. Elle a trente-sept ans lorsqu'elle est dans une chambre spéciale parce qu'à l'avis du Dr. Müller, directeur de l'Hôpital de Cery, «il est impossible de l'intégrer dans les divisions». Le directeur estime cependant que Gilda ne peut plus être gardée à Cery «car au sens de la loi, les motifs font actuellement défaut».

Le 13 décembre 1961, après une année et trois mois, avec une pause de cinq mois pour le «test» susmentionné, l'internement psychiatrique arrive à terme. Lors de la séance de décembre 1961, il est décidé que la CCIA doit être saisie encore une fois en cas de nécessité. Gilda se rend dans le Jura neuchâtelois où elle trouve un travail avec l'aide du service social de l'Hôpital de Cery. Cette situation ne dure pas longtemps et entre 1962 et 1963 Gilda est placée dans différents hôtels et maisons de repos et de vieillards entre Yvonand, Nyon et Lausanne. Elle subit également une hospitalisation pour une maladie infectieuse qui, d'ailleurs, ne lui permet pas de travailler. Elle retourne à Lausanne en juin 1963.

LES INFORMATIONS QUE NOUS POUVONS EXTRAIRE DES ARCHIVES CONSULTÉES S'ARRÊTENT À CE MOMENT-LÀ.

Nous ne savons pas si elle parvient à s'affranchir de l'imposante machine répressive mise en œuvre par les autorités vaudoises.

Les autorités voient la nécessité de faire appel à la CCIA. Le procureur général Chavan s'occupe lui-même de dénoncer Gilda le 17 décembre 1963. Il soutient que son comportement «compromet manifestement la sécurité d'autrui, notamment au point de vue moral». Alors que Gilda a trente-neuf ans, la répression continue. De nouveaux rapports de police sont rédigés. La police estime que Gilda est plus discrète depuis sa sortie de l'hôpital psychiatrique. En même temps, la police cherche toute sorte d'informations utiles aux fins de l'internement administratif. Ces énormes efforts ne suffisent pas pour que la CCIA décide d'interner Gilda. Encore une fois, il n'est pas établi qu'elle s'adonne habituellement à la prostitution ou au racolage. Dans sa décision du 19 mars 1964 la CCIA remarque, en reprenant les affirmations de la police, que «le comportement de Cugny semble s'être plutôt amélioré».

Les documents les plus récents des dossiers retenus nous apprennent très peu sur la suite du parcours de Gilda. Nous apprenons qu'elle réussit à entreprendre la dernière opération désirée, effectuée en juin 1964 par les Dr. Baumgartner et Koechlin. Les frais sont payés par un ami de Gilda. Ce monsieur assure au

SPSAP que l'opération est un succès. Mais le 7 octobre 1964, au seuil de ses quarante ans, elle est hospitalisée à la Clinique universitaire d'obstétrique et de gynécologie de Lausanne à cause d'une infection survenue suite à l'opération. Ensuite elle est prise en charge par le service de chirurgie. Le SPSAP ne veut pas payer les frais de cette hospitalisation.

Les informations que nous pouvons extraire des archives consultées s'arrêtent à ce moment-là. Nous ne savons pas ce que Gilda a vécu ensuite. Nous ne savons pas si elle parvient à s'affranchir de l'imposante machine répressive mise en œuvre par les autorités vaudoises. Nous ne connaissons pas les résultats définitifs de la dernière opération. Nous ne savons pas si elle arrive à obtenir le changement d'état civil. Nous pouvons toutefois supposer qu'elle se déplace: soit vers la France où elle est née, soit vers d'autres cantons où le changement d'état civil est accepté, comme Neuchâtel, Zurich, Nidwald, Bâle-Ville. À cause des risques liés à l'opération et l'infection surgie suite à celle-ci, il est même possible que Gilda soit décédée. Cela pourrait expliquer la fin soudaine des informations contenues dans les dossiers.

Dossiers personnels, Archives cantonales vaudoises,
S132 784 dossier 251;
SB 124 G 17/9/4.
Archives fédérales suisses,
E2200.106-01#1974/39#175;
E2200.106-01#1976/115#4.

Littérature

STOCKHAMMER Jacques, *Contribution à l'étude du transvestisme: trois cas*, Thèse de la Faculté de biologie et de médecine à l'Université de Lausanne, Lausanne 1962.

Marco Nardone, titulaire d'un bachelor en science politique de l'Université de Lausanne et d'un master en sciences sociales de l'Université de Neuchâtel, en tant que collaborateur scientifique de la CIE il a travaillé dans les archives et réalisé plusieurs entretiens.



Sapeurs-pompiers
Ville de Genève

SAPEURS-POMPIERS

SAPEURS

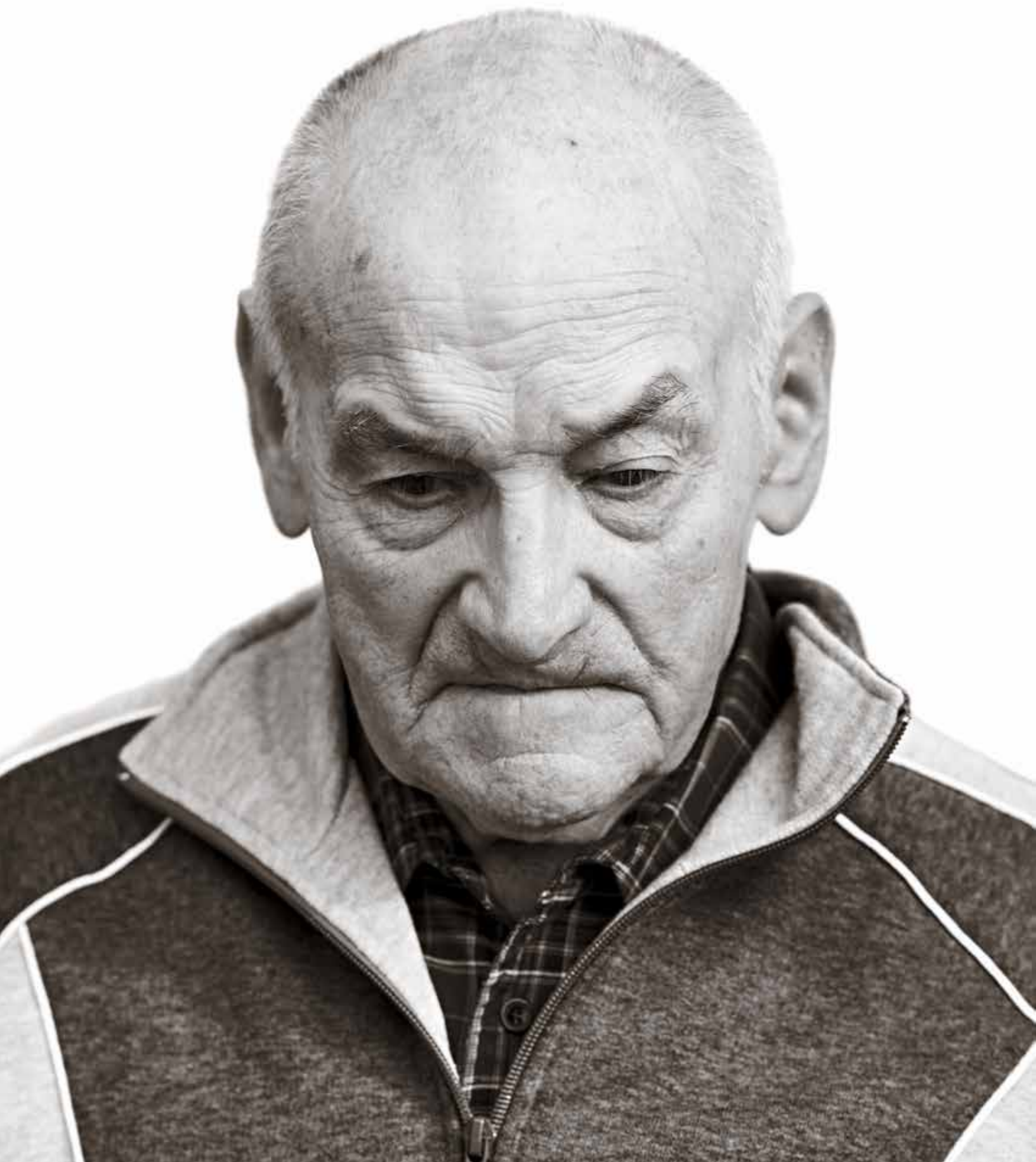














Eduard Blaser

Aeschi bei Spiez (BE), 8. November 2017





WERNER FISCHER*

von Kevin Heiniger

* Name und persönliche Angaben wurden auf Wunsch des Porträtierten geändert.

Werner Fischer wurde 1932 in einem Schwyzer Bergdorf als fünftes Kind eines Störmetzgers geboren. Als er einige Monate alt war, starb der Vater bei einem Arbeitsunfall. Aus welchen Gründen es zur Auflösung der Familie kam und warum die Kinder in der Folge an unterschiedlichen Orten aufwuchsen, erfuhr Werner Fischer sein Leben lang nicht. Die Vormundschaftsakten der Heimatgemeinde geben folgende Auskunft: «Anfänglich stand Wtw. Fischer ihren Familienpflichten ganz gut bevor, allmählig wurde sie aber nachlässig und gleichgültig, gab sich mit herumziehenden Leuten und Vaganten ab, wie sie es laut Aussage ihres Mannes schon früher machte. [...] Sie verkehrte mit wem sie wollte und wurde so liebenswürdig bis sie in die Schwangerschaft kam, der baldigen Niederkunft entgegensieht und die Heimatgemeinde wieder eine Last mehr auf dem Puggel hat.» Dass Anna Fischer bereits vor der Eheschliessung einem unehelichen Knaben das Leben geschenkt hatte und nun das siebte Kind erwartete, bestätigte die Behörde in ihrer Logik: Die noch junge Witwe galt aufgrund ihres angeblichen Verhaltens aus der Sicht der Armenbehörde als liederlich und war deshalb unter allen Umständen davon abzuhalten, weiteren unehelichen Nachwuchs zu zeugen. Von der ursprünglich vorgesehenen Versorgung in der Zwangsarbeitsanstalt Kaltbach nahm die Gemeinde Abstand. Stattdessen wies sie die hochschwangere Anna Fischer im Januar 1935 ins katholische Mütter- und Kinderheim Alpenblick in Hergiswil ein und einige Monate später – nun mit Kleinkind – ins Bürgerheim Ibach. Werner und seine Geschwister kamen ins Kinderheim Hagendorn bei Cham. Die beiden älteren Schwestern wurden – ohne Wissen der Mutter und vermittelt durch das Seraphische Liebeswerk Luzern – zur Adoption freigegeben. Die fünfjährigen Zwillinge Veronika und Kurt wurden im Vollzug dieser Kindswegnahmen separiert. Auch der 1935 geborene Halbbruder Hans kam im Alter von anderthalb Jahren getrennt von seinen Geschwistern in ein Heim in Steinen.

Die Jahre von 1936 bis 1941 verbrachte Werner Fischer im Seraphischen Liebeswerk in Luzern.

«ANFÄNGLICH STAND WTW. FISCHER IHREN FAMILIENPFLICHTEN GANZ GUT BEVOR, ALLMÄHLIG WURDE SIE ABER NACHLÄSSIG UND GLEICHGÜLTIG, GAB SICH MIT HERUMZIEHENDEN LEUTEN UND VAGANTEN AB.»

Nach dem Tod des Vaters begründete die Heimatgemeinde so die Versorgung der Mutter und die Platzierung der Kinder.

Anschliessend wurde er ins Kinderheim St. Benedikt im aargauischen Hermetschwil umplatziert. Grund für den Ortswechsel, so seine Vermutung, sei vielleicht der lange Schulweg in der Stadt Luzern gewesen. Gemäss Akten führten seine mangelhaften Schulleistungen in Verbindung mit seinem verträumten Wesen zu dieser «korrigierenden» Massnahme: Die Unterbringung in einem Kinderheim mit Internat sollte verhindern, dass der Knabe auf dem Schulweg trödelte.

Über die Jahre in Hermetschwil weiss Werner Fischer nicht viel Gutes zu berichten. Die Nonnen waren distanziert und im Umgang mit den Kindern wenig liebevoll. Das Fehlen der Mutter ist eine der vorherrschenden Erinnerungen an die Jahre im Heim. Einmal, als er besonders starke Sehnsucht nach ihr gehabt habe, sei er ausgerissen, um sie zu besuchen, sei aber «nur» bis ins 15 Kilometer entfernte Mettmenstetten gekommen. Als Strafe fürs Weglaufen musste er während der gesamten Dauer des Essens in der Ecke des Saals knien, die Arme seitlich vom Körper weggestreckt.

Bezeichnenderweise behielt Werner Fischer Momente der Krankheit in positiver Erinnerung. Die Ordensschwester pflegten ihn dann individuell, was im Massenbetrieb des Kinderheims nicht an der Tagesordnung war: «Ich hatte einmal etwas Halsweh. [...] Und, ich kann mich noch erinnern, es war eigentlich noch angenehm, da war die Nonne ja besorgt. Und sie hat mir einen Wickel gemacht [...]. Jedenfalls durfte ich im Bett bleiben. [...] Und sie ist natürlich besorgt –, und auch eine andere ist immer wieder gekommen und hat Fieber gemessen. [...] Und ich hatte natürlich Freude und habe gedacht, so ist gut.»

Als Bettnässer stand Werner unter grossem Druck und der ständigen Angst, in der kommenden Nacht wieder zu nässen. Bettnässer durften abends nichts mehr trinken, was vor allem im Sommer quälend war: «Und dann sah ich, dass es im Kübel noch restliche Trinksame hatte. Ich weiss nicht mehr, ob es Milch oder Tee war. Und dann hab ich halt, mangels Dings, den Kübel angesetzt und getrunken. Und prompt hat es jemand ▶

**«JA, VIELLEICHT HÄTTE ICH SAGEN
KÖNNEN, MIR GEFÄLLT ES
NICHT, ICH MÖCHTE WEG. ABER ICH
HÄTTE DAS JA NICHT GESAGT.
DENN MIR WAR DIE WELT EINFACH
SO, WIE SIE IST. IST ES NICHT IN
ORDNUNG, SCHAU ICH, DASS ICH
DARAN VORBEIKOMME. UND
IST SIE IN ORDNUNG, DANN IST ES
SOWIESO GUT.»**

Es scheint, als habe sich Werner Fischer mit einer Art Fatalismus von seinem Umfeld abzugrenzen versucht, das ihn ständig massregelte und dem er nie genügte.

gepetzt. Das hat mich wieder ewige, fast ewige Strafen gekostet. Da hat [die Nonne] wieder irgendetwas ausgeheckt.» Allmorgendlich wurden die nässenden Kinder mit Schlägen in den Waschraum getrieben, wo sie die verschmutzte Wäsche in Zubern waschen und auswringen mussten. Für jedes Wäschestück erhielten sie zusätzlich jeweils zwei Tatzten, also Hiebe mit der Haselrute auf die Handfläche. Weitere Schläge konnte es geben, wenn das Bett nicht bis zur Morgenmesse, die täglich um sieben Uhr stattfand, in Ordnung war. Bisweilen wurden nässende Kinder mit einem Schild auf dem Rücken zur Schule geschickt, auf welchem «Ich bin Bettnässer» geschrieben stand. Mit Bettnässen aufgehört hat Werner Fischer erst mit 17 Jahren bei einer Bauernfamilie in Oberwinterthur. Die alte Bäuerin habe Verständnis gezeigt und gesagt, das könne passieren. Das sei das letzte Mal gewesen.

Das Heimregime war straff organisiert. Jedes Kind war einer Gruppe zugeteilt und hatte gewisse Aufgaben und Ämtchen zu erfüllen, wie etwa das Abräumen und

Putzen des Speisesaals samt anschliessendem Abwasch oder das Reinigen der Schlofsäle, Gänge und Toiletten. Der Samstag war allgemeiner Putztag. In der wärmeren Jahreszeit wurden die Kinder im Garten beschäftigt. Hier hatte Werner Fischer einen Sonderstatus, weil er stricken konnte und den Maschenstich beherrschte. Während die anderen Unkraut jäteten, konnte er in der Laube sitzen und Socken flicken.

Die Ernährung im Kinderheim Hermetschwil war – während des Zweiten Weltkriegs, wohlgermerkt – nicht üppig, aber ausreichend, wenn auch wenig abwechslungsreich. Zudem wurde auch in diesem Lebensbereich normiert und diszipliniert: «Die Methode war so: Hunger hatte man immer ein bisschen. Man konnte nicht sagen, spontan, ich möchte noch ein wenig, sondern sie kam einfach und hat, solange sie noch etwas hatte, jedem etwas rein getan. Und dann hat man manchmal noch bekommen und konnte es gar nicht mehr essen. [...] Ich glaube, es war, nachdem man reklamiert hatte, dass man zu wenig zu essen bekommt. Und dann hat

sie es übertrieben, und zwar nicht davon, was man gern hat, von den Kartoffeln. [...] dann hat sie aus Rache mir ein paar Tage lang immer nur Haufen gegeben, dass ich fast –. Von einem Extrem ins andere. Das haben die andern gesehen und haben auf keinen Fall reklamiert.»

Werner Fischer war schon als Kind ein Träumer und Einzelgänger. Anstatt mit den andern Räuber und Gendarm zu spielen, strich er während der knapp bemessenen Freizeit lieber allein durch Wald und Wiesen und beobachtete Insekten und anderes Getier. Fast scheint es, als habe sich Werner Fischer in einer Art Eskapismus von einem Umfeld abzugrenzen versucht, das ihn ständig und auf oftmals unzimperliche Weise massregelte und dem er nie genügte. Unter diesem Gesichtspunkt mutet es nur natürlich an, dass er darauf mit einer Art Fatalismus reagierte: «Ja, weisst du, das waren ja noch Zeiten, als ich noch minderjährig war, so dass andere bestimmt haben, wie es läuft. [...] Ja, vielleicht hätte ich sagen können, mir gefällt es nicht, ich möchte weg. Aber ich hätte das ja nicht gesagt. Denn mir war die Welt einfach so, wie sie ist. Ist es nicht in Ordnung, schau ich, dass ich daran vorbeikomme. Und ist sie in Ordnung, dann ist es sowieso gut.»

Mit der erwachenden Sexualität kam eine Komponente hinzu, die beim jugendlichen Werner Fischer eine gewisse Desorientierung zu fördern schien – dies umso mehr, als in dem kirchlich geführten Heim von ernsthafter Sexualaufklärung keine Rede sein konnte. Ein Mitschüler, mit dem er eine engere Freundschaft geschlossen hatte, habe ihn einmal aufgefordert, in sein Bett zu kommen. Da Werner Fischer aber eher scheu und zurückhaltend war, sei nicht viel passiert. Im Jahr 1965 gab er im Rahmen einer psychiatrischen Untersuchung zu Protokoll, dass er sich bereits im Alter von fünf oder sechs Jahren mit Vorliebe nackt im Spiegel betrachtet habe. Mit aufkommender Pubertät sei «sein Bewusstsein [...] überschwemmt [gewesen] mit sexuellen und erotischen Vorstellungen», wobei seine Gedanken vornehmlich um die Frage gekreist seien, wie er seinen nackten Körper im Freien präsentieren könnte: «Am liebsten soll er sich

selbst nackt beobachtet haben. Auch soll er im Freien oft nackt gebadet haben. [...] Ein besonders wohliges Gefühl soll der Pat. empfunden haben, wenn er nackt langsam ins Wasser schritt, sein Spiegelbild betrachtete und das Wasser immer höher über die Oberschenkel an das Genitale stieg. Überhaupt hatten Luft, Sonne und Wasser eine gewisse erotisierende Wirkung auf den nackten Körper des Pat. Er suchte immer Möglichkeiten, sich nackt in Wasser, Sonne und Luft auszusetzen.»

Bei der Entlassung aus dem Heim im Frühling 1947 war Werner Fischer gemäss eigener Aussage völlig unvorbereitet auf das «wirkliche Leben». Er habe keine Ahnung gehabt, welcher Beruf für ihn geeignet sein könnte, und auch in Geldangelegenheiten sei er völlig unerfahren gewesen. Weder die Gärtner- noch die Schneiderlehre beendete er, sodass er, als er im Februar 1952 in die Rekrutenschule einrückte, keinen Lehrabschluss hatte. «Gelebt hat man trotzdem, oder. Aber damals ist man erst mit zwanzig –. Man war wie ein abgestellter Hahn. [...] Und da hab ich dann die Schneiderlehre aufgegeben. Ich hatte ja keinen Beistand und keinen Rat.»

In den folgenden Jahren arbeitete Werner Fischer immer wieder für längere oder kürzere Zeit auf Baustellen und wohnte an unterschiedlichen Orten, unter anderem in einem Schüler- und Studentenheim in Ebikon. Dort brach eines Tages ein Zimmergenosse Werner Fischers Schrank auf und entwendete dessen Erspartes, immerhin etwa vierhundert Franken. Als er den Diebstahl anzeigen wollte, kehrte der Polizist die Klage kurzerhand um und beschuldigte Werner Fischer des Betrugs: «Er hat gesagt: Sie können nicht gehen, bis Sie da ein Protokoll gemacht haben. Er hat mich eingesperrt. Er hat ein Dings gehabt zum Einsperren, [...] ein Zimmerchen einfach [...], das keinen Ausgang hat. Er hat mich da reingetan. [...] Das hat dann fast zwei Stunden gedauert.» Für Werner Fischer war dieser erste Kontakt mit der Staatsgewalt äusserst frustrierend und mutet im Nachhinein wie ein schlechtes Vorzeichen an: Als Aussenseiter schien er von dieser Seite keine Hilfe erwarten zu können, nein, offenbar war das Gegenteil der Fall. ▶

Wegen seines Hangs zum Exhibitionismus geriet Werner Fischer im Frühling 1956 zum ersten Mal in ernsthafte Schwierigkeiten: «Ich habe dann wegen meinem Verhalten, weisst du, meinem Drang, an die Reuss runter zu gehen und wenn möglich ohne Badehose, habe ich natürlich Schwierigkeiten bekommen. In einem katholischen Kanton sowieso. Also wenn du gesehen worden bist, dann ist es also enorm, wie die Leute aggressiv werden und Angst haben. Und die meinen das Schlimmste und so.» Im Gerichtsurteil heisst es: «Die Verfehlungen des Angeklagten sind, wenn sie auch nicht weit gingen und nie zu einer unzüchtigen Berührung mit einem Kinde führten, nicht leicht zu nehmen. Schwer wiegt vor allem die Vielzahl der Fälle.» Weil Werner Fischer aber «eine unausgeglichene Charakterstruktur hat, eine liebeleere Jugendzeit fern von seinen Eltern in Heimen verbracht» habe, sprach das Gericht lediglich eine bedingte Gefängnisstrafe aus und stellte ihn unter Schutzaufsicht.

Im Oktober 1958 wurde er erneut verhaftet, nachdem er vor Knaben exhibitioniert hatte. «Und alles war unterbrochen. Das Zimmer war futsch. [...] Das ist immer das Tragische, wenn du gefasst wirst von der Polizei. Es ist von diesem Augenblick an alles abgeklemmt, alles. [...] Für die [Polizei] ist nur wichtig, dass sie ihn abgeliefert haben an den, der die Aufsicht hat in diesem langen Schlauch von Zellen. [...] Wenn du noch nie in einer Kiste warst und musst drei Wochen drin sein, und keine Information. Niemand fragt ja, wo ist der und wo ist dieser.» Auf die erste längere Inhaftierung folgte eine mehrwöchige Abklärung in der Heil- und Pflegeanstalt St. Urban. Auf eine kurze Phase der Freiheit von Dezember 1958 bis April 1959 folgten die nächste Verhaftung und die Verwahrung auf unbestimmte Zeit in der Strafanstalt Wauwilermoos sowie von Januar bis August 1960 eine Psychotherapie in St. Urban.

Die 1960er-Jahre waren für Werner Fischer geprägt durch eine Eskalationsspirale wegen wiederholten Exhibitionierens und dadurch bedingte Einweisungen in Psychiatrien und Straf- und Arbeitserziehungsanstal-

ten. Während einer Phase in der Freiheit versuchte er, der stets auch ein Tüftler war, eine seiner Erfindungen umzusetzen, und nahm dafür einen Kredit auf. Wegen der dadurch entstandenen Geldschulden stand er seit 1964 unter Vormundschaft, welche dem Schwyzer Amtsvormund Josef Schelbert übertragen wurde. Schelbert stand dem Schwyzer Schutzaufsichts- und Fürsorgeamt von 1948 bis 1986 vor. In dieser Zeit betreute er Hunderte von Fürsorge- und Vormundschaftsfällen und verfügte bei der Ausübung dieses Amtes über weitgehende Autonomie.

Bereits Ende 1958 hatte der Luzerner Schutzaufsichtsbeamte Lang die Frage von Werner Fischers Kastration notiert, sie wurde damals aber nicht weiterverfolgt. Als sich Werner Fischer im Sommer 1963 zum vierten Mal vor Gericht verantworten musste, führte Dr. Walter Pöldinger, St. Urban, in seinem Gutachten an, der Patient sei zu diesem Eingriff bereit. Im Herbst – er befand sich mittlerweile in Einzelhaft im Amtshaus in Bern – lehnte Werner Fischer eine solche Operation jedoch kategorisch

«DAS IST IMMER DAS TRAGISCHE, WENN DU GEFASST WIRST VON DER POLIZEI. ES IST VON DIESEM AUGENBLICK AN ALLES ABGE- KLEMMT.»

Im Oktober 1958 wurde Werner Fischer erneut verhaftet,
nachdem er vor Knaben exhibitioniert hatte.

ab. Auch Dr. Frédéric Cornu von der psychiatrischen Universitätsklinik Bern riet als Zweitgutachter nicht zu dem Eingriff, sondern hielt die Fortsetzung einer Psychotherapie für aussichtsreicher. Wahrscheinlich sollte Werner Fischer während der über zweieinhalbmonatigen Einzelhaft in Bern, die ihm psychisch zusetzte, mürbe gemacht werden. Nachdem er im November 1963 noch einmal ausdrücklich zu Protokoll gegeben hatte, sich nicht kastrieren lassen zu wollen, wurde er nämlich unverzüglich und auf unbestimmte Zeit in die Arbeits- und Erziehungsanstalt St. Johannsen im bernischen Gals transferiert. Dort beschäftigte man ihn in der Landwirtschaft, was Werner Fischer in durchaus positiver Erinnerung geliebt ist: «Es war Landwirtschaft, um Kühe rum und um Pferde rum und laufen und auf dem Heuwagen sitzen. Das war alles gar nicht so schlimm. [...] ich war dort sogar zum Teil [...] ein bisschen ein Unikum. Ich habe immer Mäuse gefangen für die Katzen. [...] Ich hatte diese Tricks: Wenn du das Heu etwas schnell herum-

wirfst, dann sind da meistens Mäuse. Dann hab ich die einfach mit den Fingern genommen.»

Im März 1965 wurde Werner Fischer, mittlerweile entmündigt, probeweise aus St. Johannsen entlassen, jedoch nach nur vier Monaten erneut verhaftet. Es folgte das bekannte Prozedere mit Untersuchungshaft, Verurteilung, Einzelhaft und Einweisung in eine psychiatrische Anstalt, diesmal Beverin im bündnerischen Cazis. Gemäss Werner Fischer wurde dort der Druck auf ihn, sich kastrieren zu lassen, massiv erhöht: «[Vormund] Schelbert, der mich extra [...] ins Graubünden nach Cazis gebracht hat, der wollte, dass die das ausführen. Dort war es akut. [...] Dort ist es effektiv darum gegangen, wenn du ja gesagt hättest, wäre es gemacht worden. Fertig Schluss.» Tatsächlich äusserte Schelbert Ende Oktober seinen Wunsch gegenüber der Anstaltsdirektion schriftlich: «Wir [...] hoffen gerne, dass es gelingen wird, mit ihm die Kastration zu besprechen und ihn dafür zu gewinnen, sofern Sie vom ärztlichen Standpunkt aus ►

der Überzeugung sind, dass diese Massnahme ihm eine Erleichterung bringt.»

Werner Fischer liess seinen Vormund jedoch ebenfalls schriftlich wissen: «Über die Kastration muss ich Ihnen [...] für einmal deutlich mitteilen, dass ich diesen Eingriff nie vornehmen lassen will, so lange nicht die psychiatrischen Möglichkeiten ausgeschöpft sind. [...] Ich kann die Folgen einfach nicht ein Leben lang verantworten, wenn es darauf hin fehl geht.» Nach dieser eindeutigen Absage verlegte man Werner Fischer auf unbestimmte Zeit in die angegliederte Verwahrungsanstalt Realta und im Januar 1966, nachdem er sich als «Rädelsführer» für den beliebten, aber suspendierten Direktor von Realta, Urs Balsiger, eingesetzt hatte, in die Strafanstalt Lenzburg. Dort erhielt er wieder wöchentlich vier bis fünf Stunden psychoanalytische Behandlung beim Anstaltspsychiater.

Auf sein Gesuch hin entliess man Werner Fischer Ende November 1968 bedingt. Von diesem Zeitpunkt an war die für ihn wohl problematischste Lebensphase vorüber. Er erreichte, dass 1972 die Vormundschaft von Schelbert an eine Vertrauensperson seiner Wahl überging. Rückfälle führten in den Jahren 1973 und 1974 zu zwei weiteren Verurteilungen, die jedoch deutlich milder ausfielen als in den Jahren davor. Womöglich hatte die 68er-Bewegung im Bereich der Sittlichkeitsdelinquenz – zumindest vorübergehend – zu einer weniger strengen Beurteilungspraxis geführt. Von Kastration war jedenfalls nie mehr die Rede. In der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre wurde die Vormundschaft über Werner Fischer aufgehoben. In den 1980er-Jahren richtete er sich im Auenwald in der Nähe des aargauischen Brugg ein Refugium ein, wohin er sich neben seiner Teilzeitbeschäftigung während Jahren beinahe täglich zurückzog. Heute lebt er in einem regionalen Alterszentrum.

Werner Fischers Biografie ist in verschiedener Hinsicht aufschlussreich: Schicksalsschläge hatten seit frühester Kindheit Auswirkungen auf seinen Werdegang – der Tod des Vaters, die Auflösung der Familie, weil die noch junge Witwe einen Lebenswandel führte, den die

«ÜBER DIE KASTRATION MUSS ICH IHNEN FÜR EINMAL DEUTLICH MITTEILEN, DASS ICH DIESEN EINGRIFF NIE VORNEHMEN LASSEN WILL.»

Während der Versorgung in der psychiatrischen Anstalt Beverin 1965 wurde auf Werner Fischer massiv Druck ausgeübt, in die Kastration einzuwilligen.

Armenbehörde missbilligte. An dieser Stelle lässt sich auch die Frage aufwerfen, ob in manchen Fällen von generationenübergreifender behördlicher Stigmatisierung und dadurch bedingter fürsorgerischer Abhängigkeit die Rede sein kann. Sind Menschen wie Werner Fischer, die früh mit Entwurzelung und damit zusammenhängender Desorientierung konfrontiert waren, eher gefährdet, im späteren Leben auf staatliche Fürsorge angewiesen zu sein, gewisse Zwangsmassnahmen erdulden zu müssen und durch permanente behördliche Eingriffe in eine Aussenseiterrolle gedrängt zu werden? Ob Werner Fischers Lebensweg anders verlaufen wäre, wenn er ein intaktes Elternhaus gehabt hätte, muss Spekulation bleiben. Vielleicht wäre er in manchen Entscheidungen besser beraten gewesen, hätte leichter in einen geregelten Lebens- und Arbeitsrhythmus und zu geeigneten Sublimierungsstrategien bezüglich seines Sexualtriebs gefunden. Wir wissen es nicht. Was Werner Fischer in seinen Erwachsenenjahren im Zusammenhang mit Exhibitionismus widerfahren ist,

gehört nicht nur in den Bereich der administrativen Versorgungspraxis, spielt dabei jedoch eine wichtige Rolle: Nach Verbüßung oder Aufhebung der verhängten Haftstrafe erfolgte jeweils die Einweisung in eine Arbeits-erziehungsanstalt auf unbestimmte Zeit – notabene ohne Psychotherapie, wie ursprünglich im Gerichts-urteil verordnet. Die Wahl des Verwahrungsorts erfolgte nach der Logik des einweisenden Kantons – in der Regel also des Heimatkantons – sowie des zuständigen Schutzaufsichts- oder Vormundschaftsbeamten. Für Werner Fischer als Betroffenen war diese Logik nicht ersichtlich, das Behördenhandeln schien ihm willkürlich. Diese Uninformiertheit bezüglich Verwahrungsort und -dauer ist charakteristisch für administrative Versorgungen. Werner Fischers Biografie als Aussenseiter und Einzelgänger liest sich nicht zuletzt im Zusammenhang mit der drohenden Kastration als Kampf eines sozial Isolierten um Selbstbestimmung und körperliche Integrität innerhalb der Leistungs- und Überwachungsgesellschaft der Nachkriegsjahrzehnte.

Vormundschaftsakten, Staatsarchiv Schwyz, 2150.6; Schwyzer Heimatgemeinde.

Personendossier, Justizvollzugsanstalt Lenzburg, Dossier Nr. 1966, 8.

Literatur

HEINIGER Kevin, «Man konnte nicht irgendwohin gehen, ohne dass es jemand gesehen hat». Spurensuche und Erinnerungskonstruktionen. Die Lebensgeschichte des «Fremdplatzierten» und «Nacktgängers» W. H. F., Lizentiatsarbeit Universität Basel 2006.

Kevin Heiniger, Studium der Geschichte und Germanistik in Basel und Berlin; Promotionsarbeit zur Geschichte der Erziehungsanstalt Aarburg; wissenschaftlicher Mitarbeiter der UEK.

DANIELLA SCHMIDT

di Marco Nardone

Ho conosciuto Daniella grazie alla mediazione del Servizio per l'aiuto alle vittime di reati (Servizio LAV). La telefonata iniziale mi colpisce molto: la mia prima impressione è quella di una donna con un carattere forte, il suo modo di parlare è energico e deciso. Il 16 marzo 2017 incontro Daniella per l'intervista. Ha quasi 73 anni. Non possiamo stare a casa sua. Guidiamo in direzione degli uffici del Servizio LAV. Durante il tragitto, dilatato dal traffico, i momenti di silenzio sono rari. Siamo entrambi un po' tesi. Siamo consapevoli che gli argomenti e le vicende di cui discuteremo nelle ore successive saranno impegnativi e dolorosi. Arrivati a destinazione, avvio il registratore e lascio la parola a Daniella. Per me inizia l'ascolto di una storia intensa e travolgente. È la storia di una delle tante bambine ticinesi cresciute senza i propri genitori e prese a carico dalle autorità di tutela del Canton Ticino. È la storia di Daniella Schmidt.

«Öh, ce ne sono di cose da raccontare», mi dice Daniella. Aggiunge che ora non le viene in mente tutto. Da qualche anno sta raccogliendo e annotando i propri ricordi. Le piacerebbe pubblicare un libro, ma i costi sono troppo elevati e i dolori alla mano la bloccano. Desidera far conoscere la propria storia e non esita a esporsi: «Perché devo avere paura a raccontarla su?» Informo Daniella della possibilità di mantenere l'anonimato. Mi risponde: «Io non c'ho vergogna perché è la mia vera storia. Non c'ho da vergognarmi io.» Le vicende impresse nella memoria e nell'animo di Daniella straripano. La precisione e i dettagli dei suoi racconti mi fanno capire quanto i ricordi siano ancora vivi dopo più di 60 anni. «Proprio stanotte mi è venuto in mente, perché non le ho tenute?» dice Daniella riferendosi ad alcune lettere scritte e ricevute da bambina. I sentimenti che suscitano questi ricordi sono un misto di rabbia e tristezza, ma non solo. Durante le oltre tre ore d'intervista ci sono momenti in cui non riesce a trattenere le lacrime. Rivedo Daniella altre tre volte e sono sempre più convinto che la mia prima impressione fosse esatta: ha un carattere forte. La tristezza e la rabbia vengono superate dalla sua personalità solare e dal suo sorriso,

«PROPRIO STANOTTE MI È VENUTO IN MENTE, PERCHÉ NON LE HO TENUTE?»

Daniella Schmidt si riferisce ad alcune lettere scritte e ricevute da bambina.

sempre pronto a esplodere in una grande e bella risata. Nonostante gli argomenti affrontati, ridiamo molto durante i nostri incontri.

Partiamo dal principio. Daniella nasce il 13 giugno 1944 all'ospedale Beata Vergine di Mendrisio. I genitori non sono sposati e non intendono occuparsi della figlia. Decidono di abbandonarla: «Mia madre non la conosco. Appena in fasce, mi ha messo nella tutoria e assistenza.» La Delegazione Tutoria del comune d'origine della madre registra la bambina come «figlia illegittima». Viene istituita la tutela per «minorenni illegittimi» in base all'art. 311 del Codice civile svizzero (CCS). Il tutore della bambina si chiama Luigi Contestabile: «Si vedeva dalla faccia che era cattivo.» Viene collocata presso la Culla San Marco di Faido, dove trascorre i primi sei anni di vita. Ricorda i metodi educativi severi delle

suore. Ricorda anche il buio, quel terribile buio che tornerà sempre: «Mi mettevano in castigo, molto in castigo [...]. C'erano di quelle vasche per lavare i panni grandi, erano grandi così, io ero una trappolina. Mi buttavano dentro [...]. Mi mettevano nel buio, ma proprio buio in cantina.» Le domeniche in cui gli altri bambini escono in compagnia dei loro visitatori, Daniella ne approfitta per sfogarsi. «Ero sola. Ero felice, perché correvo. Per me era una soddisfazione correre, correre, correre.» La passione per la corsa accompagna Daniella per tutta la vita. Ora le piace ancora tanto camminare, ma la scoliosi le impedisce di muoversi quanto vorrebbe.

In seguito al periodo trascorso all'istituto di Faido, la vita di Daniella assume una nuova direzione. Una famiglia prende la bambina in affido. Si tratta della famiglia S., una coppia svizzero-tedesca, «erano pen- ▶

sionati, vecchi, già vecchi». Vive con loro in un piccolo paese del Locarnese. Abitano in una casa circondata dal verde del bosco. Un ruscello scorre poco lontano. La famiglia coltiva un grande orto e possiede degli animali: un cane, un gatto, tre capre, conigli e galline. Ora Daniella ha una famiglia che si occupa di lei. Questo è ciò che si aspetta. Sin dal primo giorno passato insieme agli S., Daniella intuisce che la realtà è ben diversa. È il 1950, ha sei anni. Partendo da Bellinzona, gli S. guidano verso casa con la bambina. Ci sono diversi tornanti. Daniella soffre le curve e finisce per vomitare in auto. La reazione di P., il padre affidatario, preannuncia l'opprimente destino che attende la bambina nella nuova famiglia: «Io mi ricordo che lui mi ha tirato giù le mutande. Me ne ha date! Ma me ne ha date!»

Per Daniella la quotidianità è scandita da regole, divieti, castighi e punizioni molto violente. Descrive così l'arrivo nella famiglia affidataria: «Da lì ha cominciato tutto male. Mi pestavano. C'era... la principale era la frusta fatta di betulle, il battipanni, la cinghia, gli scarponi e il bastone. Se non era la frusta, era il bastone. Se non era la frusta o il bastone, era la cinghia. Tutto così era. Tutto.» Daniella ha sei anni e non può difendersi. È obbligata a restare. Gli S. sono violenti e sadici: le «prendevo per ogni cosa» e «immancabilmente tutti i giorni. Immancabilmente.» Sembra che gli S. trovino addirittura gusto nel farle del male: «Per Natale mi regalavano una nuova frusta, con la betulla. Ogni anno, ogni Natale, ogni Natale. Quello era il mio regalo.» Daniella è picchiata così spesso che gli S. regalano una nuova frusta già verso il mese di giugno. Sono passati più di 60 anni, ma questi «regali» hanno lasciato il segno: «il Natale [...] lo detesto ancora adesso. Lo odio! Lo odio perché ho sempre preso fruste!» Una disattenzione, un'imprecisione, una regola infranta, basta poco a far scattare l'incredibile brutalità degli S. Il dramma è soltanto sfiorato quando la bambina si rifiuta di recitare una preghiera. Non le piace il catechismo. A M., la madre affidataria che chiama «la belva», Daniella dice di aver dimenticato il testo da recitare a scuola: «Eeh, non l'avessi mai detto.

«PER NATALE MI REGALAVANO UNA NUOVA FRUSTA, CON LA BETULLA. OGNI ANNO, OGNI NATALE, OGNI NATALE. QUELLO ERA IL MIO REGALO.»

Questi «regali» hanno lasciato il segno.
Il Natale lo detesta ancora oggi.

[...] Urlava come una pazza. Ha messo su le scarpe, è andata a chiamare lui [P.]. Lui viene in tromba. C'era un tappeto persiano in terra, mi ha rotolato su, coi scarponi, coi scarponi è venuto su! Mi domando ancora adesso, perché non mi ha ucciso? Mi domando ancora adesso! Non è una barzelletta che sto raccontando su. Mi ha rotto tutto [...]. Se non sono crepata quella volta lì, ho detto non creperò mai più nella mia vita, veramente. Ma son stata molto male. E due giorni senza mangiare.»

Daniella deve seguire una disciplina ferrea. Tra le altre cose, ha il compito di curare le capre, pulire la stalla e l'orto, «fare» il fieno. La bambina vive nella costante paura di commettere errori. Le punizioni sono terribili. «Mi mettevano tante volte giù in cantina che c'era un bidone di grano per le galline che c'erano i topini che mi venivano su. Io avevo paura neh!? Urlavo.

Ma sì, questi qui se ne fregavano. Allora avevo paura del buio, no?» Certi lavori però piacciono molto alla bambina, come per esempio curare le capre. Erica è il nome della sua capra preferita: «Per me era tanto.» Insieme vanno al ruscello vicino a casa e giocano nel fango. Per la bambina questi rari momenti di divertimento sono fondamentali. In casa degli S. però non c'è posto per l'innocenza del gioco della bambina. Una sera P. si dirige verso la stalla e trova Erica sporca di palta, fin sopra la schiena. Infuriato, trascina Daniella al ruscello dove c'è il fango: «Mi ha preso una bella brancata, sa la mano d'un uomo, no? E me l'ha fatto mangiare. Proprio tutto in bocca.» Maltrattata, picchiata, sottomessa, denudata: «Io ero così, un baccalà», perché «non mi davano quasi niente da mangiare. [...] Quante cene ho saltato io! Quante colazioni ho saltato!» Nella necessità Daniella

riesce a sviluppare una dote comune a molti bambini: la furbizia. «Quando si ha fame, si ha una grande furbizia in tutto eh.» Impara a mangiare senza farsi vedere: carote, prugne e albicocche, ce ne sono tante intorno alla casa. Non mangia le mele e le pere «perché le contavano». Rovista nella spazzatura, di nascosto: «Mangiavo la pelle di banana, la pelle dell'arancio, [...] le ossa che avevano delle galline e dei conigli, raspavo fuori [...] dall'immondizia e li mangiavo.» Inoltre, Daniella si serve della natura che la circonda e mangia molto spesso la piccola pianta chiamata «pane e vino», ovvero la Rumex acetosa.

Poi c'è la scuola. Fino alla terza elementare ottiene ottimi risultati. L'anno seguente viene bocciata: «Dalla quarta in avanti sono diventata la più scema di tutti. Sai perché? A furia di darmi botte in testa! Non ero più capace di fare uno più uno.» I compagni di scuola prendono in giro Daniella per il suo aspetto magro e trascurato, la chiamano «la scheletra». Poi mi confessa: «Però i bambini non mi hanno mai picchiato eh, mai! Mai. Mi hanno sempre schernito. Oh, quello era un lusso.» Per la maestra di prima elementare Daniella fa parte di quei bambini che, spesso e volentieri sminuiti, quasi annientati nella loro persona e nel loro diritto di esistere, vengono chiamati «figli di nessuno». Giustamente, Daniella mi fa notare: «Ma io avevo i genitori, però se si son disinteressati, mica è colpa mia, no?» Anche la maestra è violenta e punisce la bambina: «Mi prendeva le braccia, ogni tanto avevo di quei lividi, lividi spaventosi per causa sua. Mi scaraventava dentro nel banco.» E ancora quel terribile buio: «Mi castigava giù [...] in quella cantina, mi chiudeva a chiave. [...] Era buio pesto». La maestra è addirittura soddisfatta delle percosse inflitte a Daniella. Come quella volta in cui un forte temporale provoca la rottura di un ramo nella piazza della chiesa. Daniella, che è una bambina molto vispa e curiosa, ne approfitta per giocare. Prende in mano il ramo e comincia a girare, fino a perdere il controllo. Per sbaglio ferisce una bambina colpendola all'occhio. È la sorella di C., un compagno di classe di Daniella. La maestra ►

AL RITORNO IN CLASSE I SEGNI SONO ANCORA VISIBILI E LA MAESTRA AFFERMA: «AH, TE LE HANNO DATE, NEH? TI STA BENE!»

Daniella Schmidt è spesso assente da scuola e gli abitanti del paese sono a conoscenza della violenza che subisce in casa.

manda C. ad avvisare i genitori affidatari dell'accaduto. Il bambino assiste in prima persona alla brutale reazione di P.: «È venuto giù con la frusta [...], mi ha picchiato sull'occhio, mi si è gonfiato.» I due giorni seguenti Daniella non va a scuola. P. non vuole che gli altri vedano ciò che le ha fatto e non vuole neanche chiamare un dottore. Al ritorno in classe i segni sono ancora visibili e la maestra afferma: «Ah, te le hanno date, neh? Ti sta bene!» C., testimone della crudeltà di P., questa volta solidarizza con Daniella e le garantisce che in futuro si rifiuterà di andare ad avvisare i genitori affidatari.

Daniella cerca di difendersi come può. Rinchiusa a chiave nella sua stanza, riesce a evadere: «Son scappata diverse volte dalla paura.» Così, anche in pieno inverno, sono tante le notti passate a dormire sulla panchina da-

vanti alla posta o nel bosco. Ma non sempre è Daniella a scegliere di dormire a cielo aperto: «Quante volte mi hanno buttato fuori dalla porta? C'era il cane che mi scaldava. Quante volte? Prima mi davano una bella frustata come si deve, poi mi scaraventavano fuori dalla porta.» Gli abitanti del paese «sapevano tutto eh!» Qualcuno, come il papà di C., talvolta accoglie la bambina per qualche ora di tregua. Nessuno interviene in modo decisivo. Solo una supplente delle scuole elementari si impegna seriamente per aiutare Daniella. Un giorno come tanti, durante la pausa di mezzogiorno, Daniella non vuole tornare a casa perché gli S. l'accusano di aver rubato: «In continuo, loro mi chiamavano «Hure», no? Puttana. [...] Che ero una ladra, [...] che andavo in giro a fare le porcherie.» Quando la supplente vuole avvicini-

narsi alla bambina offrendole un panino, Daniella reagisce così: «Non son riuscita a mangiare. [...] No, perché avevo paura che mi dice che rubo. [...] Avevo così paura, che era una cosa più forte di me.» L'esperienza le insegna a essere diffidente. La maestra insiste, avverte l'Autorità di vigilanza sulle tutele (AVT) e viene organizzato un incontro con Daniella. Ha circa dieci anni ed è piena di lividi. L'AVT ammonisce gli S. promettendo di allontanare Daniella in caso di nuovi maltrattamenti. La bambina vive qualche giorno di tranquillità, poi tutto riprende come prima. L'AVT non mantiene la promessa. Daniella è ancora costretta a sopportare le violenti e degradanti ingiustizie inflitte dagli S.

Nel 1956, dopo sei lunghissimi anni, Daniella può finalmente lasciare la famiglia affidataria. Non conosce il motivo della sua partenza. Ha dodici anni quando Contestabile decide di collocarla in un istituto di Altdorf, il «Kinderheim Uri». Daniella è contenta perché almeno qui ha un pasto assicurato. A causa della diffidenza sviluppata in passato, consuma i pasti in fretta: «Avevo paura che mi rubavano il mangiare.» Senza sapere perché, dopo soli due o tre mesi la bambina è collocata in un istituto educativo situato a Richterswil, sulle sponde del lago di Zurigo. Si tratta dello «Schweizerisches Erziehungsheim für katholische Mädchen». Daniella apprezza il trattamento ricevuto dalle suore di Santa Caterina che gestiscono l'istituto: «Neanche una volta mi hanno messo in punizione. Quelle erano le uniche monache brave.» Ciononostante, Daniella è stufa e fugge dall'istituto. Probabilmente per questo motivo è in seguito collocata al «Guten Hirten» di Altstätten, nel Canton San Gallo. Questo istituto educativo per sole ragazze d'età inferiore ai 16 anni figura tra le strutture più dure e severe della Svizzera. Ordine, disciplina, preghiere e lavoro. Daniella ha circa 14 anni e impara a cucire. Le piace lavorare, ma non sopporta la rigidità imposta dalle suore. A modo suo, si ribella e manifesta il suo disappunto: durante la messa «quando c'era da alzare in piedi, stavo in ginocchio. Quando c'era da stare in ginocchio, mi sedevo. Poi ogni tanto fischiavo con le

dita.» Questi episodi non restano impuniti: «Lì mi mettevano tanto in punizione.» Daniella si sente imprigionata. A volte, viene rinchiusa per davvero. Vi sono infatti delle vere celle con la porta chiusa dall'esterno e le sbarre alle finestre: «Per il mangiare c'erano le porte sotto, un coso così, ti buttavano dentro così il mangiare. Come se fossi un animale, no? Anzi, peggio.»

Daniella è determinata a non sottomettersi più e prende di nuovo la decisione di fuggire. Ha circa 14 anni. Da sola e senza soldi, si mette in viaggio. Cammina molto, poi continua facendo autostop. In questo modo è in grado di arrivare fino a Lucerna, dove abita E., la figlia degli S. Sorprendentemente, Daniella riesce a trovare la casa di E. pur essendoci stata solo una volta qualche anno prima, partendo dal Ticino: «La strada me la ricordo ancora adesso.» E. vuole adottare la bambina e lei ne è entusiasta. Le autorità ticinesi rifiutano la proposta. Daniella si chiede ancora oggi per quale motivo le autorità decidono di affidarla alle torture degli S. e si oppongono invece all'adozione da parte di E., seriamente interessata al bene della ragazza. Qualche giorno più tardi la polizia di Lucerna riconduce Daniella ad Altstätten. Qui però non vuole proprio rimanere: «Io non voglio più stare a vedere le monache lì perché sono stufo nera.» Per la seconda volta cerca di conquistare la propria libertà fuggendo. In pratica però non riesce neanche a varcare la soglia dall'istituto. Incapaci di piegare Daniella alla loro volontà, le autorità ticinesi decretano un ulteriore collocamento.

Il tutore ufficiale Carlito Galfetti ritiene che il posto adatto a Daniella sia l'Ospedale neuropsichiatrico cantonale (ONC) di Mendrisio (oggi Clinica psichiatrica cantonale). Al momento dell'ammissione ha solamente 16 anni. È il 28 settembre 1960. Galfetti, che Daniella definisce «un grande disgraziato», non informa la sedicenne delle ragioni dell'internamento: «Mi hanno portato dritto giù là per nessun motivo, neanche lo sapevo cos'era un manicomio [...]. Quando ho visto la gente, ora della fine mi sono detta ma dov'è che mi hanno mandata sti disgraziati?» Poi aggiunge: «Son sicura che ►

mi hanno messa lì per punizione.» Consultando l'archivio dell'ONC scopro che a motivare l'internamento sono state proprio le fughe da Richterswil e da Altstätten. Daniella sa di non meritare l'internamento: «Fossi stata malata, arriverei ancora a capire. Ma io non ero malata, non ero pazza. Ero un po' una ribelle. Ma le ribelli non devi metterle giù là.»

Durante il periodo di Natale del 1960, come un regalo, si presenta una persona interessata a occuparsi di Daniella. Si tratta di sua zia C. e il compagno B. È quindi dimessa dall'ONC il 19 dicembre 1960. Poi, un giorno, Daniella esce di casa con B. per andare a ritirare un capotto. Durante il tragitto B. le tocca il seno: «Tira giù quelle zampe!» risponde lei. Rientrati a casa, Daniella lo racconta a sua zia: «Quanto mai l'ho detto. Mi ha [...] rispedito giù dritta al manicomio, dritta!» Non avrà più notizie di sua zia. Il primo gennaio 1961 torna nell'ambiente tanto ostile e incomprensibile dell'ONC. Ha paura, vuole andarsene. Cerca spiegazioni, reagisce anche con veemenza, usa parole forti e alza la voce, che è l'unica arma a sua disposizione. Alcuni membri della direzione medica, come il dottor Elio Gobbi e il dottor Carlo Micali, disapprovano il comportamento dell'adolescente. La trasferiscono spesso nella «Ca' Rossa»: «Lì ho patito tante di quelle punizioni e punizioni. Sempre in questa Ca' Rossa.» In questo padiglione dell'ONC vengono usati i metodi più repressivi. «Mi hanno legato nel letto», racconta Daniella. A volte completamente nuda, le bloccano le mani, i piedi e la vita. Non può nemmeno girarsi. «Io dovevo farla nel letto, sia pipì, sia il grosso, [...] avevo il mio ciclo, lì, lì, sul letto.» È questo il modo con cui viene brutalmente oppressa la naturale voglia di libertà della giovane donna. L'internamento alla Ca' Rossa può durare tre giorni oppure mesi interi. Gli psichiatri però non si limitano a contenere Daniella fisicamente. In aggiunta, le vengono somministrati psicofarmaci come il Largactil e il Leptozinal: «Sono delle pastiglie per tenerti calma», mi spiega Daniella. È completamente in balia dei dottori: «Potevano fare tutto quello che volevano.» Si sente impotente. Il peso dell'oppressione diventa sem-

«SE FOSSI STATA MALATA, ARRIVEREI ANCORA A CAPIRE. MA IO NON ERO MALATA, NON ERO PAZZA. ERO UN PO' UNA RIBELLE. MA LE RIBELLI NON DEVI METTERLE GIÙ LÀ.»

Nel 1960, all'età di 16 anni, Daniella Schmidt viene internata all'Ospedale neuropsichiatrico di Mendrisio.

pre più insopportabile. Si organizza. Invece di prendere i medicinali che le vengono prescritti, li mette da parte per poi ingerirne una grande quantità in una sola volta. Arrivata a questo punto, ai suoi occhi la morte è preferibile all'internamento psichiatrico. Un'infermiera interviene appena in tempo, salvandole la vita. A partire da quel momento, Daniella riceverà i farmaci direttamente tramite iniezioni: «E quanto mi hanno bucata di quelli, quanto!»

Dal 30 agosto 1962 al 2 febbraio 1963 la diciottenne è internata senza interruzione alla Ca' Rossa. Daniella dichiara: «Ma questi mi volevano fare diventare pazza per conto mio.» Fortunatamente non ci riescono. Daniella ora resiste, non si fa più piegare. Mi dice che ha sempre dovuto proteggersi e lottare da sola, senza aiuto. Ed è quello che ha sempre fatto. Riconosce però il contributo dello psichiatra Giuseppe Bosia, vicedirettore dell'ONC dal 1951 al 1976, poi direttore dal 1976 al 1984.

Secondo Daniella è merito suo se non è mai stata sottoposta all'elettroshock, intervento usuale in quegli anni. Anche la dimissione dall'ONC è merito dello stesso medico-psichiatra. È il 15 giugno 1964, ovvero due giorni dopo essere diventata maggiorenne compiendo 20 anni. Sono passati quattro lunghi anni dal suo internamento.

In seguito Daniella è collocata alla «Protezione della Giovane» di Lugano, un istituto femminile dove tutte le sere deve rientrare a dormire. Di giorno lavora come operaia, percependo un salario molto basso: «Alla fine del mese non sono mai arrivata, mai, mai.» A causa della tensione creatasi tra Daniella e le suore che gestiscono l'istituto, la ventenne è collocata all'Home Union, sempre nel Luganese. Ora è maggiorenne e quindi la tutela per «minorenni illegittimi» secondo l'art. 311 CCS non è più valida. Galfetti ha però ancora intenzione d'ostacolare l'autonomia di Daniella. Il 31 ottobre 1964 è indotta, senza rendersene conto, a firmare una «do-

manda volontaria di tutela» (art. 372 CCS) con cui di fatto rinuncia alla propria indipendenza e perde i diritti civili. Le viene designato il nuovo tutore ufficiale Dario Solcà. È proprio lui a opporsi ai nuovi progetti di vita di Daniella. All'inizio del 1966 decide di sposarsi con M., il compagno da cui aspetta un bambino. L'autorizzazione del tutore è necessaria al fine di contrarre il matrimonio. Solcà non solo rifiuta di dare il proprio accordo, ma dichiara di considerare il futuro bambino un «figlio illegittimo» da sottoporre a una misura di tutela. Daniella ripudia fermamente l'idea del tutore e risponde: «No, il figlio me lo voglio tenere io. Io non ve lo do nelle vostre mani, con quello che ho patito io.» Daniella è determinata e minaccia: «Piuttosto uccido il figlio e mi uccido anch'io.» È proprio in questo modo che riesce a ottenere l'autorizzazione da parte di Solcà, che più tardi loderà Daniella per il coraggio dimostrato. Il 6 agosto 1966 ha 22 anni e si sposa con M. Solamente ►

«NO, IL FIGLIO ME LO VOGLIO TENERE IO. IO NON VE LO DO NELLE VOSTRE MANI, CON QUELLO CHE HO PATITO IO.»

Daniella Schmidt è determinata e minaccia di uccidere il figlio e se stessa. È così che riesce a ottenere l'autorizzazione di sposarsi da parte del tutore.

due giorni dopo nasce il primo figlio. Grazie al matrimonio, il 4 gennaio 1967 Solcà accetta finalmente la richiesta di Daniella di revocare la misura tutelare nei suoi confronti. Lo stesso anno nasce il secondo figlio.

Daniella si è infine liberata dalla morsa dell'AVT. Tuttavia, i suoi problemi non sono destinati a esaurirsi in quel momento. La vita matrimoniale confronta Daniella a ulteriori sfide e maltrattamenti. Vorrebbe porre fine alla relazione. Decide di non farlo perché sa che in caso di divorzio interverrebbe l'AVT. Vuole ad ogni costo proteggere i propri figli. Nasceranno una bambina e un bambino nel 1975 e nel 1976.

Daniella ha sempre dimostrato la volontà di conoscere meglio la famiglia che l'ha abbandonata: «Il motivo [...] volevo anche sapere, il perché [...]. E non ho avuto nessuna risposta.» Prova più volte a instaurare un rapporto con il padre e con la madre, che vivono separatamente. La madre non è affatto interessata a riallacciare i rapporti con la figlia: «Mi ha dato della bastarda.» Daniella si allontana definitivamente anche dal padre dopo la molestia sessuale subita da parte sua. «Ah ma che famiglia!», mi dice Daniella rassegnata.

I ricordi nitidi che accompagnano Daniella fino ad oggi sono una chiara dimostrazione di come le siano rimaste impresse le ingiustizie e il dolore inflittole dalle autorità di tutela, dalla famiglia S., dalle suore, dagli psichiatri e dalla propria famiglia. Del passato dice che vi era «troppa, troppa rigidità, guarda, spaventosa». Nel frattempo la nostra intervista volge al termine e Daniella ammette: «Son contenta che mi sono un po' sfo-gata.» I ricordi però fanno ancora male. Daniella inizia a piangere e poi prevede: «Di notte piangerò come il piagnisteo. Cosa vuoi farci?» Ora ha 73 anni, ha certamente imparato ad andare avanti, ma a caro prezzo. Ha ancora paura di quel terribile buio: dorme con la porta aperta e la luce accesa. Soffre di ansia, non riesce a stare con più di tre o quattro persone nello stesso posto. Eppure, Daniella va avanti. Nonostante tutto, nessuno è riuscito a toglierle la voglia di ridere, di scherzare, di approfittare delle giornate di sole, di camminare con i cani che, fino all'anno scorso, l'hanno sempre accompagnata: «Ti danno più l'anima loro che non l'essere umano.» Mentre ci salutiamo, Daniella mi confida che vuole godersi la vita perché «la vita è bellissima!»

Intervista di Marco Nardone (CPI) con Daniella Schmidt, 16 marzo 2017.

Registrazioni incontri di Marco Nardone con Daniella Schmidt, 2 febbraio e 23 febbraio 2018.

Verbali della Delegazione Tutoria del comune di origine, 1944–1967.

Incarti personali dell'Ospedale neuropsichiatrico cantonale di Mendrisio (1960–1964) e della Delegazione tutoria del comune di origine (1960–1967).

Bibliografia

BIGNASCA Vanessa, *Ricerca preliminare sulle misure coercitive a scopo assistenziale e sul collocamento extrafamiliare nel Cantone Ticino (1900–1981)*, Bellinzona 2015.

Marco Nardone, titolare di un Bachelor in scienze politiche dell'Università di Losanna e di un Master in scienze sociali dell'Università di Neuchâtel. In qualità di collaboratore scientifico della CPI ha lavorato negli archivi e realizzato diverse interviste.

ANNEMARIE BERGER*

von Ruth Ammann

* Name und persönliche Angaben wurden auf Wunsch der Porträtierten geändert.

Es war ein spezieller Moment an diesem Januartag 2017. Ich sprach an einer Tagung der UEK über die Stigmatisierung von Kindern, die später zu Opfern administrativer Versorgungen wurden. Die Frau, die vor mir in der ersten Reihe sass, schaute mich an und tippte sich wortlos auf die Brust: «Das bin ich.» Ich verstand sofort. Die Frau, über deren Schicksal ich gerade sprach, sass mir gegenüber. Da die Interviewführung und die Interviewanalyse in der UEK ein arbeitsteiliger Prozess war, kannte ich zwar die Lebensgeschichte von Frau Berger, doch nicht die Frau Berger, die mir nun im Publikum gegenüber sass. Die Zeit stand einen Moment still, es war mucksmäuschenstill im überfüllten Saal. Nur ihre Geschichte und meine Erzählung dieser Geschichte – diese Verbindung – standen im Raum. Frau Bergers Geschichte war eine der ersten, die ich analysiert hatte, und sie hatte mich tief beeindruckt. Wie erzählt man eine Geschichte über eine Person, die man nicht kennt und doch kennt? Über eine Frau, die ihre Geschichte selbst so eloquent und eindringlich im Interview erzählt und in Auszügen aufgeschrieben hat?

Frau Berger wird 1941 als Kind unverheirateter Eltern geboren und in einer Pflegefamilie fremdplatziert. Ihre Mutter heiratet zwei Jahre später einen Kleinbauern und erkämpft sich ihr Recht, die Tochter zu sich zurückzuholen. Die neue Familie lebt auf einem kleinen Hof, eine halbe Stunde Fussweg vom Dorf entfernt, oben am Hang. Bald bekommt Annemarie Geschwister; drei davon sterben im Kleinkindalter, fünf erreichen das Erwachsenenalter. Die Familie ist arm, der Vater oft abwesend im Dienst bei anderen Leuten. In ihren Aufzeichnungen beschreibt Frau Berger *Armut* als eine Mischung aus ökonomischem Mangel, Arbeitsüberlastung, Kinderreichtum und sozialer Beobachtung mit grossem Konfliktpotenzial für die Familie: «Ich war [...] eher schlecht und gar nicht sauber gekleidet. Alles in allem; wir fielen auf, zumal ja auch nie Geld da war. [...] Zu Weihnachten bekam ich immer Winterhilfe, nicht was mir nützlich war, sondern was Dorfläden nicht an den Mann bringen konnten. Ich erinnere mich gut, ich

«ICH ERINNERE MICH GUT, ICH BEKAM MEHRMALS STOFF, ZUM BEISPIEL FÜR EINEN MANTEL, NUR, WER SOLLTE DAS MACHEN?»

Annemarie Bergers Mutter hat sechs Kinder, ist oft auch im Stall allein und hat keine Zeit, ihrer Tochter Kleider zu nähen.

bekam mehrmals Stoff, zum Beispiel für einen Mantel, aber auch für ein Kleid, ich bekam Wolle für dies und für jenes, nur, wer sollte das auch machen? Meine Mutter hatte fast jedes Jahr Nachwuchs, dazu das steile «Hemet», oft war sie auch im Stall allein, in der Regel hatten wir drei Kühe, und die mussten gemolken werden. Es war immer Feuer im Dach, wenn mein Stiefvater nicht nach Hause kam.»

Die älteste Tochter trägt nicht den gleichen Namen wie die Mutter, der Stiefvater und die Geschwister: «Da hat man im Dorf «gli» mal Bescheid gewusst, dass ich eben da nicht ganz dazu gehöre.» Oder war es die Mutter, die nicht ganz dazu gehört? Sie spricht mit französischem Akzent und ist trotz der bescheidenen Verhältnisse gut gekleidet. 1939 war sie zusammen mit ihrer Schwester in die Schweiz gekommen und in den Dienst eines Bauern getreten. Ihre Eltern hatten sie, wohl als Reaktion auf den Kriegseintritt Frankreichs, auf die Reise geschickt. Am 6. März 1941 brachte sie Annemarie zur Welt. Wer ihr Vater sein könnte und wie es zu ihrer

Geburt gekommen war, darüber zerbricht sich Frau Berger zeitlebens den Kopf: «Letztes Jahr [...] habe ich Papiere bekommen. Mein Vater heisst Franz E., er hätte Alimamente zahlen sollen, hätte das Spital zahlen sollen. Er hat das alles zugesagt, er hat nur nie gezahlt. Aber [...] er hat es auch nie abgestritten. Und mir ... über 70 Jahre habe ich mir meine eigenen Gedanken gemacht. Wisst Ihr, die Leute früher, die haben gemeint, das sei einem gleich. Und das ist immer schwierig gewesen.»

Als Annemarie in die Schule kommt, lernt sie eine spannende Welt kennen. Sie ist eine wissbegierige Schülerin, hilft den schwächeren Kindern und will später Lehrerin werden. Sie hat ein feines Gespür für die sozialen Unterscheidungen, die in ihrer Umgebung vorgenommen werden. Ein Mädchen aus einer anderen Klasse, auch es unehelich und arm, wird aus der Schule genommen und ins Erziehungsheim Bächtelen bei Wabern gebracht – es soll gestohlen haben. Von da an häufen sich Beschuldigungen gegen Annemarie. Wenn etwas verschwindet, soll sie es genommen haben. «Ich habe aber schon Sachen gemacht», sagt Frau Berger im Interview, «ich habe zum Beispiel einmal dem Lehrer Bleistifte aus dem Schrank genommen und allen verteilt. Das ist natürlich auch gestohlen gewesen.» Ein anderes Mal entdeckt sie am Tag nach einem Dorffest kleine Rahmkännchen, die in Zeitungspapier eingewickelt liegen geblieben sind, und nimmt welche zum Spielen mit.

Als im Dorf eine Schildkröte vermisst wird, bietet der Lehrer seinen Schülern 20 Franken Finderlohn. Annemarie entdeckt die Schildkröte tatsächlich in der Nähe ihres Hauses, schon weit ausserhalb des Dorfes. Ihrer Mutter will sie nichts vom Fund erzählen und versteckt das Tier unter einer Lattenkiste im Feld. Voller Stolz bringt sie es am nächsten Tag in die Schule. Doch die Situation entwickelt sich nicht, wie von Annemarie erwartet: Statt belohnt zu werden, beschuldigt sie der Lehrer vor der ganzen Klasse, die Schildkröte gestohlen zu haben: «Nachher habe ich mich lange nicht durchs Dorf getraut, ich habe immer gedacht, überall schauen die Leute zum Fenster raus – ich bin damals so neun- ▶

«NACHHER HABE ICH MICH LANGE NICHT DURCHS DORF GETRAUT, ICH HABE IMMER GEDACHT, ÜBERALL SCHAUEN DIE LEUTE ZUM FENSTER RAUS UND ZEIGEN AUF MICH. ICH HABE MICH SO GESCHÄMT.»

Statt für die gefundene Schildkröte die versprochene Belohnung zu erhalten, beschuldigt sie der Lehrer vor der ganzen Klasse, das Tier gestohlen zu haben.

jährig gewesen – und zeigen auf mich. Ich habe mich so geschämt. Ich habe Riesenumwege durch einen Wald gemacht.»

Sie ist vielleicht elf, als sie und ein gleichaltriger Junge «dökterle» wollen, doch traut sich keines der Kinder, die Kleider abzulegen. Vielleicht erzählt der Junge seinen Eltern davon, jedenfalls wird die Episode publik und Annemarie vor den Jugendanwalt zitiert. In seinem Büro muss sie so lange stehen, bis sie zugibt, was sie gar nicht tat. Er stellt sie bloss und bedrängt sie mit anzüglichen Fragen. Das Verhör dauert den ganzen Vormittag und geht am Nachmittag unvermindert weiter. Irgendwann bricht sie ohnmächtig zusammen.

Ihre Mutter, die beim Verhör dabei sein musste, erstattet Anzeige gegen den Jugendanwalt. Die Behörden ihrerseits strengen ein Verfahren an und entziehen ihr die Fürsorge für die Tochter. Sie habe diese zum Stehlen angehalten, heisst es. Annemarie wird bevormundet und mit zwölf Jahren in ein Erziehungsheim eingewiesen. Ein Satz der Fürsorgerin auf dem Weg dorthin bleibt

hängen: «Willst du so werden wie deine Mutter?» Diesen Satz habe ich immer wieder gehört. «Willst du so werden wie deine Mutter?» Und das hat mich auch «chli» entfremdet von meiner Mutter, weil ich will ... Meine Mutter ist ja nicht schlecht gewesen, auch habe ich nicht verstanden, was sie damit genau meinen.»

Die Drohung und Verunsicherung, «so eine» zu werden wie die Mutter, vermischt sich mit der Hoffnung des Kindes, der Armut und der Stigmatisierung zu entfliehen. Doch zu welchem Preis? Noch heute stockt Frau Berger beim Erzählen. Der Eintritt ins Erziehungsheim ist der Anfang vom Ende ihrer Beziehung zur Mutter. Der Kontakt mit ihrer Familie wird an den weiteren Orten ihrer Fremdplatzierung von den Behörden wahlweise eingeschränkt oder gar unterbunden. «Als ich mit 22 frei wurde, konnte ich mit meiner Familie nichts anfangen, nicht mal mit meiner aus heutiger Sicht armen Mutter!», schreibt sie in einer Mail an die UEK. Die Mutter stirbt drei Jahre nach der Entlassung der Tochter mit nur 56 Jahren, «ohne je mit

mir den Kontakt gefunden zu haben, weil ich das nicht wollte!». Weil sie es damals, nach einer zehnjährigen Versorgungsgeschichte, auch nicht konnte.

Der Eintritt ins Erziehungsheim ist auch das Ende ihrer regulären Schulbildung: «Tags darauf war Schule, ich kam in die Unterstufe. Noch heute kann ich dieses Trauergefühl der ersten Schulstunde in mir fühlen, ich war so unsäglich zerstört, ich merkte und es war mir sofort die ganze Tragweite einer solchen Schule bewusst: Damit hatte ich keine Zukunft. Und ich wollte doch Lehrerin werden.»

Als Mutprobe putzt sie einmal das Auto des Heimleiters mit fettigem Spülwasser, der sie daraufhin fast zu Tode prügelt. Von nun an schont und verwöhnt er sie. Sie bleibt mit dem Heimehepaar später brieflich in Kontakt und wird mitunter Wochenenden und Ferien bei ihnen verbringen. Der schulischen Unterforderung und dem Heimalltag entflieht sie oft ins Krankenzimmer mithilfe eines Hautausschlags, den sie sich mit Primeln, auf die sie allergisch reagiert, selbst zufügen kann.

Nach der obligatorischen Schulzeit wird sie vom Jugendanwalt zu einem Bauern, einem Freund des Heimleiters, verdingt, obwohl ihr die Landwirtschaft zuwider ist. Danach kommt sie in den Kanton Zug zu einer Industriellenfamilie, eine ihr fremde Welt reicher Leute. Täglich muss sie den Hund ausführen, bis es zu einem schweren Unfall kommt: «Wir sind immer an einer Schreinerei vorbeigelaufen und dort ist ein Mädchen draussen gewesen, das ist zweijährig gewesen und das hat auch Annemarie geheissen, wie ich. Und das hat immer so gewinkt und gemacht und dieser Hund hat immer gezogen. Und früher hat's, die gibt es nicht mehr, so Karabinerverschlüsse gegeben, da ist die Leine drin gewesen, und wenn der kaputt gewesen ist, hat sich ein Hund losreissen können. Und dieser Hund hat sich losgerissen und hat dieses Mädchen «derartig» verbissen. Er hat auch noch mich gebissen, komplett verbissen. Dort habe ich schuld sein müssen, dass ich diesen Hund habe gehen lassen. Ich habe den Hund [aber] nicht gehen lassen. Der Hund ist erschossen worden,

am gleichen Abend, und mich hat man holen kommen müssen.»

Was aus dem kleinen Kind wird, weiss sie nicht, niemand fragt, wie sie mit dem Erlebnis zurechtkommt. Sie wird abgeholt, wie sie es schon kennt: Noch am gleichen Tag von der Fürsorgerin, ohne zu wissen, wohin es geht, ohne zu packen. Ihre Sachen werden ihr nachgeschickt. Zunächst kommt sie in eine Haushaltungsschule. Hier könnte sie eine Haushaltslehre machen, doch ist der Ort nur als Übergang gedacht, bis man eine Stelle für sie gefunden hat. Sie kommt in den Aargau zu einem Ehepaar. Abends soll sie zu Hause sein, am Wochenende soll sie ihre Arbeitgeber auf deren Ausflüge begleiten. Bald ist sie 17 Jahre alt. Als ihr beim Milchholen ein Junge aus der Nachbarschaft abpasst und sie in einer Scheune küsst, erwischt sie die Hausmutter. Sie ohrfeigt sie und unterzieht sie noch am selben Abend bei ihrem Hausarzt einer gynäkologischen Zwangsuntersuchung, um abzuklären, ob sie Geschlechtsverkehr hatte.

Sie sei, sagt Frau Berger über diese Zeit, durchaus ««chli» eine Bockige gewesen. Wie soll ich dem sagen, ich habe mich gegen manches gewehrt, habe nicht gesagt, warum ich [etwas] gemacht habe und einfach keine Antwort gegeben. Nachher haben sie gefunden, vielleicht stimme bei mir nicht alles im Kopf.» Sie kommt für eine ambulante Untersuchung in eine psychiatrische Klinik. Dort werden Tests mit Elektroden an ihrem Kopf durchgeführt. Worum es geht oder was bei den Tests herauskommt, weiss sie nicht.

Erneut lässt der Jugendanwalt eine Dienststelle für sie suchen. Sie kommt in eine Wäscherei, wo sie nach dem Haushalt oft bis in die Nacht Hemden bügeln muss. Besonders wenn die Hausfrau am Donnerstagabend im Kirchenchor singt, wird der Hausherr zudringlich. Als er eines Abends ungebeten in ihr Zimmer kommt, weiss sie, dass sie hier nicht bleiben kann, und schreibt dem Jugendanwalt. «Etwa 14 Tage später [...] ist dieser Doktor S. [der Jugendanwalt] [gekommen]. Und nachher sind die drei Personen, der Herr G., die Frau G. [von der Wäscherei] und dieser Jugendanwalt nach oben ▶

gegangen, wahrscheinlich in ihr Schlafzimmer, und da ist abgeklärt worden, ob er sich hinter mich gemacht hat oder nicht. Ich muss Euch ja nicht sagen, was herausgekommen ist. Ich bin nicht dabei gewesen, mich hat niemand gefragt. Sie ist dabei gewesen und nachher ist der [Jugendanwalt] wieder gegangen, der hat mich nicht begrüsst. Ich habe ihn herunterkommen sehen, [er] ist wieder gegangen, und etwa zehn Tage später ist meine Fürsorgerin gekommen und hat mich abgeholt.»

Sie wird in die geschlossene Abteilung einer psychiatrischen Klinik eingewiesen, wo man ihr zunächst die langen Haare abschneidet und wo sie ihren 18. Geburtstag verbringen wird. Mehr als sieben Monate dauert die Gefangenschaft: «In dieser Psychiatrie hat man nicht einmal eigene Unterwäsche gehabt, man hat alles von der Anstalt angehabt. Es hat keine Türfallen und nichts gehabt.» Zeitweise arbeitet sie in einer Kartonage, eine Arbeit, die ihr bald verboten wird, weil sie gelegentlich mit einer Kollegin einen Schwatz hält und zu spät in die Anstalt zurückkehrt. Als sie der Oberarzt, den sie noch nie gesehen hat, zu sich bestellt, wird klar, dass kein Ende der Versorgung in Sicht ist: Er teilt ihr mit, man habe nun ein geeignetes Heim gefunden, wo sie arbeiten könne.

Mittlerweile ist die junge Frau in einer schlechten seelischen Verfassung. «Nachher sind wir nach Walzenhausen gegangen und man hat mir zugeredet «und stell dich gut» und Zeug und Sachen und ich habe es immer versprochen. Ich habe schon in der Psychiatrie behauptet, ich sei – in einem Brief, ich habe nämlich Briefe, die von mir [im Aktendossier] sind, die sie irgendwie nicht geschickt haben [...]: «Ich bin selber schuld, dass ich hier bin.» So weit bin ich gewesen, dass ich sogar selber schuld gewesen bin.»

Das Mädchenheim Sonnenberg in Walzenhausen im Kanton Appenzell Ausserrhoden ist gefürchtet. Es wird von einem Direktorenehepaar geleitet, beides Offiziere in der Heilsarmee. Das gesamte Haus, jedes Zimmer, jeder Gang und jede Toilette ist über Wanzen an ein Abhörsystem angeschlossen. So überwacht der Direk-

tor die Gespräche und Absichten der Insassinnen. Ein Strichsystem dokumentiert Zuwiderhandlungen gegen die heiminternen Verhaltensregeln. Die Frauen müssen wüstes Reden und Fluchen allabendlich melden, auch das ihrer Kolleginnen; wer sich weigert, die Kollegin zu denunzieren, kassiert zwei Striche. Die Striche bedeuten Arbeitseinsätze im Haushalt. Neben den vier bis sechs Wochen, die jede neu eintretende Frau unentgeltlich im Haushalt arbeiten muss, stellen diese Strafarbeitseinsätze den Unterhalt des Heims mit seinen bis zu 80 Insassinnen sicher: Das Heim verfügt über keine Angestellten.

Die Frauen arbeiten ausserdem in der Stickerei in der Nachbargemeinde Wolfhalden. Der Weg dorthin wird in der Kolonne zurückgelegt, grüssen, zurückschauen oder eine Sonnenbrille tragen darf man nicht. Bei der Arbeit darf nicht geredet werden, sonst wird den Frauen ein Tageslohn abgezogen. Der Lohn wird ohnehin eingezogen, für Kost und Logis. Die Frauen finanzieren ihren Aufenthalt damit doppelt: mit ihrer unbezahlten Hausarbeit, die die Angestellten des Heims ersetzt, und mit ihrem Lohn, der den materiellen Unterhalt des Heims und des Direktorenpaars sicherstellt. Bleibt etwas «übrig», wie es der Anstaltsdirektor nennt, kauft er davon Kaffee, den die jungen Frauen an ihrem freien Sonntagnachmittag in zuvor bewilligten Kleingruppen trinken, nachdem er ihnen am Vormittag gepredigt und ihre Sünden ausgetrieben hat. Während die anderen in Viererzimmern schlafen, bewohnt Annemarie eine ungeheizte Dachkammer, die zu klein ist für ein Bett. Sie schläft auf einer Matratze am Boden, im Winter bildet sich Frost an den blanken Ziegeln. Gleichwohl ist es ein Ort des Rückzugs, ein Stück Freiheit.

Dort notiert sie die Zustände im Heim, die Überwachung, die religiöse Indoktrinierung, das fettige Essen, die fehlenden Duschen und Badewannen, die Arbeitsbedingungen. Der Bericht ist für den *Beobachter* bestimmt. Doch eine Kollegin verrät ihre Pläne. Ihr Zimmer wird in ihrer Abwesenheit durchsucht, sie selbst schwer bestraft. Danach hält sie es an diesem Ort nicht mehr aus und flieht. Als sie tags darauf vor dem Jugendanwalt

«UND DA IST ABGEKLÄRT WORDEN, OB ER SICH HINTER MICH GEMACHT HAT ODER NICHT. ICH MUSS EUCH JA NICHT SAGEN, WAS HERAUS- GEKOMMEN IST. ICH BIN NICHT DABEI GEWESEN, MICH HAT NIEMAND GEFRAGT.»

Der Jugendanwalt spricht über den Missbrauch, den sie meldete, nicht mit ihr, sondern mit dem fehlbaren Hausherrn und der Hausherrin. Danach lässt er sie administrativ versorgen.

steht und ihm sagt, sie gehe nicht nach Walzenhausen zurück, verfügt dieser 30 Tage Einzelhaft in einem Gefängnis. Danach schickt er sie nach Walzenhausen zurück und droht ihr, sie nach einer weiteren Flucht in die Anstalten von Hindelbank einweisen zu lassen.

Im Winter 1962 holt die Fürsorgerin sie ab; sie soll in Graubünden eine Lehre als Heilpflegerin machen. «Und Gott sei Dank, die haben mich nicht genommen. Das wäre nie gegangen. Ich bin so kaputt gewesen eigentlich.» Sie vermitteln sie in ein Lampenschirmgeschäft und platzieren sie in einer Pension, erneut unter Beobachtung und für den kargen Lohn zu teuer. Doch die Arbeit gefällt ihr. Sie lernt, Zylinder und Kegel geometrisch zu berechnen und Schirme herzustellen, lernt ein Handwerk, das ihren Geist und ihr Herz anspricht.

Dann plötzlich, mit ihrem 22. Geburtstag, ist sie frei. «Jetzt kommt der zweite Teil. Jetzt bin ich frei gewesen», sagt Frau Berger über diese Zeit. «Bin total abgestürzt.» Sie verlässt die Pension und sucht sich ein Zimmer, doch ihr Lohn reicht kaum zum Überleben. Sie ist seelisch am

Boden, hat keinen Kontakt zu ihrer Familie, ist eine Anstaltsentlassene mit entsprechendem Leumund. Und sie hat enormen sozialen Nachholbedarf. In den kommenden Jahren geht sie verschiedene Liebesbeziehungen ein, arbeitet immer, doch als Frau immer für zu wenig Geld, verschuldet sich, trinkt und verkehrt in verruchten Kneipen. Sie heiratet, doch ihre Situation verbessert sich nicht. «Ich bin viel zu anhänglich gewesen, ich habe ihn eigentlich ganz für mich gewollt, diesen Mann», sagt sie heute. «Und er hat halt auch seine Freunde gehabt, [...] er hat Musik gemacht [...] und ich bin viel allein daheimgehockt. Und er hat auch dreingeschlagen, wenn ich eifersüchtig gewesen bin. Ich habe viele Schläge bekommen. [...] Ich habe in meinem Leben nie so viel geweint wie mit dem.» Nach fünf Jahren Ehe bringt sie eine Tochter zur Welt und beschliesst, sich scheiden zu lassen.

Wieder ist sie arm. Die Miete der Mansarde, in der sie mit ihrem Kind lebt, kann sie nicht begleichen. Sie erzählt, wie sie Pfandflaschen sammelte, um wenigstens Essen kaufen zu können. «Ich habe mir einfach nicht ▶

«ICH KANN BIS HEUTE MIT MEINEM LEDIGEN NAMEN NICHT UMGEHEN, MIT DEM WILL ICH GAR NICHTS ZU TUN HABEN.»

Ihr Mädchenname und die damit verbundene Geschichte bleiben für sie ein Stigma.

zu helfen gewusst und habe mich nicht getraut, über das zu reden. Und nachher habe ich angefangen [zu] klauen. Ich habe auch Zeug geklaut, das ich gebraucht habe, aber ich habe geklaut, im Nachhinein zu sagen, weil ich dann jemand gewesen bin. Ich habe die alle «übertöigglet» [übertölpelt], die haben mich nicht erwischt. Es musste teuer sein. Zum Beispiel habe ich einmal zehn Päckchen Bündner Rohschinken geklaut, weil ein Päckchen hätte [nur] 6.80 gekostet. Ich habe einen Pelzmantel gestohlen, einen Ledermantel – so ein Pelzmantel, stellt Euch mich in einem Pelzmantel vor! Der ist mir gar nie gegangen, aber ich habe schöne Kissen daraus genäht. [...] Doch ich bin nachher auch erwischt worden. Nicht mit dem Pelzmantel, nicht mit den teuren Sachen. [...] Jedes Mal, wenn sie mich im Laden erwischt haben, bin ich komplett zusammengestürzt. Da bin ich fast aufgelöst gewesen, so habe ich geweint. Ein totaler Weltuntergang. Und das andere war: Wenn ich nicht erwischt werde, bin ich gut gewesen.»

Stehlen ist bittere Notwendigkeit, aber auch Therapie in einem. Ein Stück weit lebt hier das mutige Kind

wieder auf, das Frau Berger in der Grundschule war, als sie der Klasse die Bleistifte aus dem Schrank des Lehrers verteilte, und schlägt mit dem «Übertöigglet» den «Angesehenen» der Gesellschaft ein Schnippchen für die jahrelang erlittene Missachtung und Verleumdung. Doch der Preis für diesen Kampf ist hoch.

Zunächst reagieren die Behörden kulant: «Nachher bin ich «afä» einmal vor Gericht gekommen, und nachher hat der mir gesagt: «Jaja, das ist das erste Mal, das ist jetzt nicht so schlimm. Müsst einfach nicht machen, dass es nochmal vorkommt.» Als sie das zweite Mal vor dem Richter steht, wird sie zu zehn Tagen Haft im Gefängnis verurteilt. Ihre Tochter bleibt während dieser Zeit bei Bekannten. Nach der dritten Verurteilung – sie arbeitet zu diesem Zeitpunkt bereits als Lastwagenchauffeurin tagsüber auf den Baustellen und kommt für die Nacht in die Zelle – muss sie entweder in die Frauenstrafanstalt Hindelbank oder in eine ambulante Therapie. Da ihr die Behörden attestieren, in ihrem Vorleben nie straffällig geworden zu sein, wird sie zur Therapie verpflichtet, die sie ein Jahr besucht. Sie stiehlt nie mehr.

In ihrer Not wählt sie irgendwann auch die Nummer der Auskunft und erfährt erstmals vom Sozialamt. Es ist das Jahr 1978. Sie trifft auf einen Sozialarbeiter, der sie in ein Arbeitslosenprogramm vermittelt. Dort entdeckt sie ihre beruflichen und sozialen Stärken wieder. Innert kurzer Zeit übernimmt sie Verantwortung, bestimmt, wer was macht, wo gegessen wird, und fährt die Leute von einem Einsatzort zum andern: «Ich bin dort für alle diese Arbeitslosen die arbeitslose Chefin gewesen.» Über die Arbeitslosenversicherung macht sie die Lastwagenprüfung und arbeitet von nun an als Lastwagenchauffeurin. Ihre Tochter wird unter der Woche in einem Tageshort und bei Bekannten, später in einer Wochenbetreuung der Gemeinde betreut. Zusammen mit ihrem Vorgesetzten saniert sie ihre Schulden. Für sie als Frau ist die Arbeit in dieser Männerdomäne nicht lustig, doch sie verdient genug für den Lebensunterhalt ihrer Familie. Die Lastwagenerfahrung erweist sich zudem als wertvoll, als sie später lange Jahre als Taxifahrerin arbeitet: Sie bekommt die langen Touren zugeteilt und fährt ihre Gäste zu Destinationen in ganz Europa. Fast bis zu ihrem 75. Geburtstag arbeitet sie; zuletzt fährt sie Kinder zur Schule.

«Behördenvertreter» bleiben weiterhin wichtige, nunmehr aber auch positive Ansprechpersonen in ihrem Leben: Ihre Hausärztin und ihr Sozialarbeiter gehören zu den wenigen Menschen, denen Frau Berger langsam und stückweise ihre Geschichte erzählt, lange bevor sie mit jemandem aus ihrer Familie darüber spricht. Eine Annäherung an ihre noch lebenden Geschwister ist in den letzten Jahren möglich geworden. Ihr Mädchenname aber ist ein Aktenname, ein Stigma geblieben: «Ich kann bis heute mit meinem ledigen Namen nicht umgehen, mit dem will ich gar nichts zu tun haben. Meine Tochter ist schon etwa 15 gewesen, als sie zu mir gesagt hat: «Du Mami, wie hast denn du geheissen, bevor du den Papi geheiratet hast? [...] Und nachher habe ich ihr gesagt, ich habe L. [Name des Stiefvaters] geheissen. Später habe ich es dann schon korrigiert. Aber nicht einmal vor meiner Tochter habe ich diesen ledigen Namen hervorgebracht.»

Interview von Claudio Conidi (UEK) mit Annemarie Berger* vom 1. April 2016.

Verschiedene autobiografische Aufzeichnungen von Annemarie Berger*, undatiert.

Mail von Annemarie Berger* an Sara Zimmermann, Generalsekretärin UEK, vom 5. Juni 2017.

Gespräch von Ruth Ammann (UEK) mit Annemarie Berger* vom 19. Januar 2018.

Ruth Ammann, Historikerin. Sie promovierte an der Universität Bern über die Genossenschafterin Dora Staudinger (1886–1964) und arbeitet mit Biografien und Interviews als historischen Quellen. Forschungsleiterin der UEK.

















MARIANNE STEINER

par Alfred Schwendener

«J'ai dû me battre. J'ai dû me battre. Toute ma vie, j'ai dû me battre.» «Je lutte pour survivre.» Marianne Steiner trouve des mots intenses lorsqu'elle fait le bilan de sa vie, qui a commencé en 1951, dans la partie rurale du canton de Vaud. Sa mère avait été placée dans une famille, où elle s'occupait du ménage, après s'être retrouvée enceinte d'un amour de jeunesse. Marianne a dû se battre dès sa naissance, car elle est venue au monde avec une grave hypothèque: elle était une enfant illégitime. Le récit de sa vie montre clairement comment le stigmate d'une naissance hors mariage pesait non seulement sur la mère mais aussi sur l'enfant, dont les perspectives étaient d'emblée restreintes. Cet aspect de la biographie sera plus particulièrement approfondi dans la suite de ce récit. La stigmatisation était aussi spécifique au sexe: la fille illégitime était assimilée à sa mère – particulièrement pour ce qui concerne la sexualité. Dans son enfance et sa jeunesse, il y a une chose que Marianne Steiner a entendue très souvent: «Toi, tu vas être comme ta mère.»

La biographie de Marianne Steiner commence cependant par se «normaliser». Sa mère se marie et emménage avec son mari, qui n'est pas le père de Marianne Steiner, et elle peut récupérer sa fille. La petite famille correspond ainsi, du moins en apparence, à une norme de l'époque. Mais son existence ne va pas durer. Après un certain temps, c'est au tour de Marianne Steiner d'être placée en dehors de sa famille. Les raisons précises restent difficiles à établir aujourd'hui: Marianne Steiner était encore petite et ses souvenirs incertains. C'est en particulier de son beau-père qu'elle a des souvenirs négatifs: «[...] c'est le mari qui m'a fait remonter. Je ne pouvais pas m'amuser dehors et j'ai toujours une image, où je me trouve dans un coin de cuisine, toute petite, et je me protège avec mes mains ma tête, et je suis comme en boule dans un coin, où je me protège des, comme si je me protège des coups. [...] J'étais pas bien là-bas.» Ce placement extra-familial laisse tout de même une impression étrange, car la fillette est envoyée dans cette même famille où sa mère avait déjà été placée

«TOI, TU VAS ÊTRE COMME TA MÈRE.»

Dans son enfance et sa jeunesse,
Marianne Steiner a très souvent dû
entendre cette phrase.

comme employée de maison et dans laquelle elle avait elle-même vécu un bref moment à sa naissance.

La fille marche ainsi sur les traces de sa mère à plusieurs égards. D'abord parce qu'elle reprend sa position d'enfant placée dans cette famille, mais aussi parce que très vite on la charge de nombreuses tâches domestiques, dont les enfants biologiques des parents nourriciers sont, eux, exemptés. Mais cette assimilation à la mère ne se limite pas à ce double rôle d'enfant placé et forcé à un travail domestique. La mère était marquée du stigmate d'avoir mis au monde un enfant hors des liens du mariage, ce qui était considéré comme une violation de la norme sexuelle et la preuve, au final, que la femme en question était une «fille perdue», une «dévergondée», une «débauchée», une «femme de mauvaises mœurs» pour citer quelques-uns des qualificatifs d'usage à l'époque. Même si elle était rarement exprimée ouvertement, l'allusion à la figure sociale de la «prostituée», de la «catin», était implicite. Dans le cas de Marianne Steiner, ce stigmate est pour ainsi dire légué directement de la mère à sa fille. C'est particulièrement la mère nourricière, pourtant très attachée à maintenir une certaine distinction – elle interdisait par exemple catégoriquement à l'enfant de dire «ma mère», seul «maman» était toléré –, qui ne

manque jamais dire à l'enfant qu'elle est ou qu'elle va devenir comme sa mère: «Elle me disait tout le temps: «Toi, tu vas être comme ta mère.» Elle me disait souvent ça.» Cette stigmatisation doit être vue comme une cause majeure de futurs placements extra-familiaux, puis d'un internement administratif dans la jeunesse. À mesure qu'elle grandit, Marianne Steiner constate de plus en plus une fixation et une réduction de sa personne au stigmate. Ce processus progressif de stigmatisation se manifeste par le reproche qui lui est de plus en plus fréquemment adressé, et avec une virulence croissante, d'être «comme sa mère», et j'aimerais de ce fait, en m'appuyant sur les notions de traumatisation séquentielle et de traumatisme cumulatif, le désigner par le terme de stigmatisation séquentielle cumulative.

Dès son plus jeune âge, Marianne Steiner s'est vu reprocher, dans diverses situations, d'être «comme sa mère». Ce reproche n'était pas formulé, comme on pourrait peut-être s'y attendre, à l'occasion d'un comportement «anormal», voire «déviant» de l'enfant. Il révèle plutôt une fixation obsessionnelle de son entourage, et en particulier de sa mère nourricière, sur la sexualité (imaginée) de l'enfant, conduisant à voir dans d'innocents jeux enfantins, en particulier lorsque des garçons y participaient, une monstruosité immorale et un signe de déviance sexuelle. Un jour, dans les premières années de l'école primaire, elle construit une tente avec un garçon et les deux enfants s'y installent pour jouer. Une autre fois, dans un groupe d'enfants, on joue à «se marier» et des alliances sont échangées. Ce sont ces épisodes, et d'autres du même ordre, qui valent à chaque fois à Marianne Steiner l'allégation d'être «comme sa mère». Ces allégations s'accompagnaient régulièrement de mesures disciplinaires violentes. Lorsque pour fêter la fin de sa scolarité, elle boit une gorgée de vin et tire sur une cigarette, ce comportement presque prototypique de la jeunesse est durement sanctionné par la mère nourricière: «Là alors elle me tapait dessus. Elle avait fermé la porte. Moi, je criais pour ameuter les voisins, mais personne n'est venu, personne n'est venu à mon secours.» ▶

«ILS M'ONT JAMAIS CRUE. ILS ONT TOUJOURS CRU QUE J'AVAIS ÉTÉ FLIRTER À QUELQUE PART OU JE SAIS PAS QUOI. ILS M'ONT PAS CRUE DU TOUT.»

Le peu d'attention qu'on lui porte en tant que personne et l'intensité des préjugés à son égard s'illustrent dans le peu de crédit que l'on accorde à son récit.

Marianne Steiner a grandi dans un milieu manifestement très hostile au plaisir, comme il en existait encore, jusque tard dans le XX^e siècle, particulièrement dans les régions rurales protestantes. Ce n'est pas que la sexualité n'existait pas dans ce milieu car il en était finalement toujours question dans les fantasmes de la mère nourricière mais implicitement et dans un tabou absolu. La sexualité se vivait uniquement de manière cachée et c'est sans doute précisément pour cette raison qu'il n'était pas rare que les contacts soient de nature illégitime ou abusive. C'est du moins l'expérience qu'en a fait Marianne Steiner, qui fut plusieurs fois victime d'agressions sexuelles et de viols dans son enfance et sa jeunesse. Elle était singulièrement sans défense face à ces agressions, d'abord en raison du tabou général autour de la sexualité (et particulièrement de la sexualité des femmes), mais aussi en raison de la stigmatisation dont elle faisait l'objet et qui non seulement la rendait peu crédible en tant que victime, mais qui aurait même pu lui faire endosser une part de responsabilité dans son

sort. Les auteurs de ces agressions provenaient du cercle social proche: l'oncle de la famille d'accueil, le père d'un garçon du voisinage de la résidence de vacances, le père nourricier, le mari de la mère.

Après la fin de la scolarité, Marianne Steiner doit quitter la famille d'accueil: «Puis alors après j'ai été placée.» La jeune fille qui a maintenant seize ans est envoyée en Suisse alémanique pour effectuer une année d'apprentissage comme employée de maison et pour apprendre l'allemand. Les mots qu'elle utilise («j'ai été placée») montrent que Marianne Steiner n'a pas été consultée sur cette décision concernant son avenir. On a décidé pour elle. La mère nourricière voulait manifestement se débarrasser d'elle après la fin de la scolarité obligatoire: «Et puis après, bah, j'ai dû y aller, on m'a mis en Suisse allemande pour apprendre l'allemand. Elle [la mère nourricière] était contente que je parte. Elle en avait un peu marre. Elle en avait marre de moi. [...] Elle m'a dit: «Oh, je me réjouis que tu partes. Je serai plus tranquille.»»

Ce changement de région offrait la chance d'un nouveau départ, la chance d'être enfin considérée en tant que personne, hors des allégations stigmatisantes. Mais ces dénigrements semblent la précéder, avant même qu'elle n'entre en poste: «Ils m'ont mis une étiquette». Comme auparavant, un régime de travail strict règne dans son nouveau lieu de vie. Elle est traitée de manière impersonnelle, avec froideur même. Elle accomplit son travail consciencieusement, avec une certaine fierté, allant jusqu'à sauver la vie d'un des quatre enfants en appelant un médecin à temps alors qu'il souffre d'une forte fièvre. Elle n'entend cependant jamais un mot de remerciement ni de reconnaissance, sous quelque forme que ce soit. Au contraire, on l'ignore, on la mésestime. Le peu d'attention qu'on lui porte en tant que personne et l'intensité des sempiternels préjugés à son égard s'illustrent dans le peu de crédit que l'on accorde au récit qu'elle fait de ses occupations lors de son maigre temps libre. Marianne Steiner prend plaisir à marcher, elle aime la nature et découvre aussi le cinéma. Elle est cependant soupçonnée de n'agir, pendant chacun de ses instants de liberté, qu'en fonction de ses supposés penchants: «Ils m'ont jamais crue. Ils ont toujours cru que j'avais été flirter à quelque part ou je sais pas quoi. Ils m'ont jamais crue. [...] Ils m'ont pas crue du tout. Ils m'ont pas crue. Ils m'ont posé la question, je leur ai dit: «Je suis montée sur une montagne proche et je suis redescendue.» Ils m'ont pas crue.»

Il n'est enfin pas étonnant qu'ici aussi, les rencontres et les discussions qu'elle peut avoir avec des jeunes de son âge, et particulièrement avec des garçons, soient observées avec une grande suspicion, toujours sexualisées, au moins de manière latente, et sanctionnées en conséquence. Or la jeune fille de seize ans était non seulement dans l'ignorance absolue de tout ce qui concerne la sexualité, mais ce thème était pour elle une source de grande angoisse, notamment suite aux abus et aux viols qu'elle avait subis – Marianne Steiner parle de «trous noirs» dans ses souvenirs: «Moi j'avais peur des rapports sexuels. Puis je savais même pas ce que c'était,

puisqu'on m'avait pas expliqué.» Lorsqu'un soir, deux jeunes du voisinage lui rendent visite, le patron l'apprend et la renvoie: «Le patron, il a pris les jeunes et il les a giflés. Il les a fait partir. Et moi, on m'a dit qu'on allait me renvoyer.»

Le stigmatisme se renforce et se consolide à nouveau pendant le séjour en Suisse alémanique et, au lieu de retourner dans la famille d'accueil du canton de Vaud, elle est cette fois placée dans un internat à Genève, une institution de l'Armée du salut destinée aux jeunes filles. Le recommencement de la stigmatisation par l'environnement social mène ainsi à un internement en foyer! Dans l'établissement de l'Armée du salut, le quotidien est rythmé par des travaux domestiques physiquement éprouvants et marqué par une discipline quasi militaire. Il n'y a guère de libertés. Après quelque temps, Marianne Steiner commence un apprentissage interne de repasseuse. Une fois de plus, on décide pour elle: cet apprentissage n'est pas un choix personnel: «Puis [...] on m'a fait faire un apprentissage. Alors j'ai accepté de faire l'apprentissage pour l'unique chose, c'est pour pouvoir sortir un peu de ce lieu où on m'avait enfermée. [...] Le tuteur, il a signé un papier pour mon apprentissage.» En dépit de ces circonstances difficiles – Marianne Steiner se trouve contre sa volonté dans un foyer fermé où elle passe sa journée à effectuer des travaux domestiques sans être payée, sans savoir combien de temps elle devra rester dans cet endroit –, elle parvient à prendre à cœur cet apprentissage de repasseuse qu'on lui a imposé. Ses propos à ce sujet témoignent d'une certaine fierté professionnelle et même d'une solide éthique de travail: «Et puis bon les repasseuses c'est pas simplement repasser comme ça! Savez, c'est quand on a par exemple une chemise de nuit, toute froncée. On doit d'abord faire le dos, alors faut faire des plis depuis le milieu, puis faut faire des plis qui partent de chaque côté. Chaque fois faire des petits plis que ça reste tout plat. Après c'est les, faut faire le devant, la même chose. Enfin, savez c'est très spécial, hein?! Et puis du reste, heu on voit tout de suite si quelqu'un a fait l'apprentissage ou pas.» Un ►

«ON M'A DEMANDÉ MON PRÉNOM, COM- MENT JE M'APPELAIS. J'ÉTAIS TOUJOURS NATHALIE. INCONS- CIEMMENT JE L'AI FAIT. C'EST COMME SI C'ÉTAIT PAS MOI.»

Pour protéger sa personne, elle se crée
une nouvelle identité à l'entrée dans
l'établissement.

jour cependant, une surveillante du foyer la gifle. Aux restrictions massives de sa liberté personnelle s'ajoute alors cette forme grave et humiliante d'atteinte à son intégrité. C'est à ce moment qu'elle commence à se rebeller contre ce régime qui lui est imposé de manière totalement injustifiée: «Et puis, c'est de là que c'est parti un peu les fugues.»

Elle s'enfuit en autostop pour retourner dans sa famille d'accueil du canton de Vaud, qui était d'une certaine façon aussi devenue sa famille: c'est là qu'elle avait vécu depuis sa petite enfance. Mais elle n'y trouve aucun soutien: «Et tout ce qu'ils m'ont dit, c'est que j'étais bien où j'étais, qu'il fallait que je retourne là-bas et ils m'ont ramenée là-bas.» Elle est donc ramenée au foyer, où elle n'a plus envie de rester – ce qui se conçoit aisément après ce qu'il s'est passé: «Je voulais vivre autre chose». Peu de temps après, elle s'enfuit une deuxième fois, est de nouveau ramenée au foyer, pour fuguer à nouveau immédiatement. Ces fugues n'avaient pas de destination précise – la famille d'accueil n'était plus une option après la désillusion de la première tentative – elles étaient simplement motivées par la résistance contre le placement en foyer et contre le régime qui lui était imposé. Après la gifle reçue, elles étaient aussi une nécessité pour préserver son estime d'elle-même.

Lorsqu'elle est récupérée par la police à la cinquième fugue, elle n'est finalement plus ramenée à l'internat de l'Armée du salut, mais est internée dans un foyer de Suisse orientale. Elle continue toutefois à se faire la belle, la première fois après dix jours à peine. Pour finir, elle est incarcérée pendant une semaine à Lausanne et la décision est prise d'un internement administratif dans l'établissement pénitentiaire de Hindelbank. Marianne Steiner a alors dix-huit ans.

Pourquoi elle s'était enfuie des deux foyers précédents, pourquoi elle y avait été placée, ces questions, et d'autres, n'intéressaient visiblement personne. L'internement administratif à Hindelbank apparaît d'abord comme une mesure de sanction à courte vue prononcée contre une jeune femme qui ne se soumet pas au ré-

gime (injuste) qui lui est imposé. Elle témoigne surtout de la grande négligence, ou de l'ignorance, des autorités compétentes. L'objectif premier était manifestement de punir sans réflexion des fugues considérées comme une atteinte aux règles, d'imposer définitivement le pouvoir et la discipline par un internement dans un établissement fermé.

L'internement administratif à Hindelbank était une expérience oppressante. D'abord à cause des privations physiques de l'incarcération et de la vie dans une «institution totale» comme la décrit Erving Goffman: la fenêtre grillagée qu'il est impossible d'ouvrir; l'enfermement des jours durant dans un cachot, en isolement complet et dans l'obscurité totale, après une tentative d'évasion; la perte de contrôle sur le rythme des jours et des nuits, réglé par l'institution qui allume ou éteint les lumières à sa guise; le dur labeur dans la buanderie ou le pota-

ger; la faim. Ces conditions pénibles sont encore aggravées par l'énorme poids psychique que fait peser la certitude d'être victime d'une terrible injustice. La douleur et la souffrance d'un internement d'un peu plus d'un an à Hindelbank sont difficiles à décrire par des mots et ne peuvent que se deviner: «J'ai pleuré pendant deux mois. Tous les jours.» «J'étais très seule.» «C'était une grande souffrance.» «C'était une privation totale de liberté.»

On est impressionné par les stratégies déployées par Marianne Steiner pour essayer de surmonter cette situation insupportable. Pour protéger sa personne, son moi le plus profond, elle se crée à l'entrée dans l'établissement une nouvelle identité: «Je me suis toujours fait appeler Nathalie. On m'a demandé mon prénom, comment je m'appelais. J'étais toujours Nathalie. Inconsciemment je l'ai fait. C'est comme si c'était pas moi.» Les mesures prises à son encontre ne visaient pas

non plus sa personne en tant que telle, mais plutôt une image déformée, fondée sur des préjugés, avec laquelle on la confond depuis sa naissance. «C'était une préservation de mon identité [...] l'instinct qui me disait de me préserver de cette horreur.» L'horreur allait durer plus d'un an.

Mais même après sa libération de Hindelbank, Marianne Steiner n'en avait pas fini avec la lutte pour la survie. On ne peut d'ailleurs pas parler d'une véritable liberté: «On m'a amenée en semi-liberté.» C'est de semi-liberté qu'elle qualifie cette nouvelle phase de sa vie où elle travaille à la chaîne pour un fabricant de produits HiFi: «C'était une dépendance d'Hindelbank». La jeune femme, qui a maintenant presque vingt ans, est contrainte d'accepter cette place réservée aux femmes libérées d'une détention administrative à Hindelbank. Si elle refuse, elle s'expose à de nouvelles sanctions par l'autorité de tutelle ou d'autres autorités. Lorsque l'assistante sociale du Service de protection de la jeunesse (SPJ) qui s'occupe de son cas lui propose finalement de l'inscrire dans une école de secrétariat à Lausanne, Marianne Steiner accepte volontiers, pas tant parce que le métier l'attire mais parce qu'elle espère ainsi regagner sa liberté: «Je pensais que je vais avoir plus de liberté en allant faire cette école. Je pensais à ma liberté. Parce que c'est ce que je voulais, être libre de faire ce que j'avais envie de faire quoi, être libre quoi.» Mais cet espoir est de courte durée: «L'assistante sociale m'a amenée, de nouveau, dans une institution [...] chez des sœurs catholiques où j'étais de nouveau enfermée.» L'assistante sociale a cependant fini par admettre que cette institution n'était pas le cadre idéal et elle offre un choix à sa protégée: «Elle m'a dit: «Écoute. Soit tu continues ton apprentissage, soit tu peux prendre ta liberté.»» Pour Marianne Steiner, qui va avoir vingt ans, l'affaire est entendue: «Bah, j'ai décidé de prendre ma liberté. J'attendais depuis longtemps.»

Cette liberté, elle va toutefois la payer au prix fort. Elle doit renoncer à une formation et ne reçoit semblait-il aucune aide dans ce domaine, ni du SPJ, ni de son ►

«C'EST COMME SI J'ÉTAIS NÉE POUR VIVRE DES MÊMES SITUATIONS TOUJOURS.»

Dans la biographie de Marianne Steiner des crises et nouveaux départs se succèdent.

tuteur. Elle repart de zéro: «Puis je savais pas où aller parce que je me suis trouvée donc sans argent.» Mais Marianne Steiner continue de lutter: elle travaille successivement comme vendeuse, dans une fabrique horlogère, dans le service, dans une assurance, et dans d'autres postes. Elle a plusieurs enfants et s'occupe pendant un temps de sa mère biologique et aussi de sa mère nourricière. Mais sa vie reste une lutte, marquée à bien des égards par sa biographie, par les expériences difficiles dans ses familles d'accueil, dans les établissements où elle a été placée, et finalement par l'internement administratif. Elle a connu la violence sexuelle dans son mariage, un de ses enfants a été placé dans une famille d'accueil, sa fille a également été victime de violences sexuelles, elle a souffert de dépression, a commis une tentative de suicide, a fait plusieurs séjours en psychiatrie. Elle finit par percevoir une rente d'invalidité.

Avec sa rente, Marianne Steiner a peu d'argent pour vivre, ce qui la contraint à rester dans son logement subventionné par la ville, ravivant chez elle ce sentiment qu'elle ne connaît que trop bien de ne pas être libre. Comme beaucoup de médicaments lui ont été prescrits pour sa maladie, elle souffre aujourd'hui d'une pathologie du foie et de diabète. Avec les travaux historiques actuels sur les «mesures de contrainte à des fins d'assistance», les «internements administratifs» et les «placements extra-familiaux», sa lutte continue, sur le plan psychique: «ça m'a fait ressortir toutes les souffrances».

L'enfance et la jeunesse de Marianne Steiner ont été marquées par une stigmatisation séquentielle cumulative. De manière répétée, et avec une intensité croissante, elle s'est vue confrontée à l'allégation d'être «comme sa mère», ce qui a eu un impact majeur sur son parcours: indépendamment de son comportement et de sa personne, et donc sans rapport avec la vérité, elle a finalement été traitée comme une déviante sexuelle. Ce stigmate a été le départ d'une succession de placements extrafamiliaux et de placements en foyers d'accueil, culminant dans un internement administratif à Hindelbank. Même après l'expérience radicale et trau-

matissante de l'internement administratif, la vie de Marianne Steiner a continué d'être «une lutte». Sa biographie présente une structure cyclique de répétition où se succèdent les crises et les nouveaux départs: «C'est comme si j'étais née pour vivre des mêmes situations toujours.» Cette lutte pour la vie lui a visiblement coûté des forces. À travers les efforts actuels pour un travail de mémoire sur les internements administratifs et les autres mesures de coercition à des fins d'assistance, et avec sa contribution à ce débat, son vœu s'exprime de finalement pouvoir faire un pas en avant décisif, pour trouver un peu de paix. Et ce n'est pas à elle qu'elle pense en premier lieu, c'est la société qu'elle veut faire avancer par son engagement: «Et puis j'espère que mon témoignage apportera quelque chose de positif pour l'avenir. [...] Et j'espère que les autorités aussi fassent en sorte de se réveiller un peu. Et puis de se rendre compte de toutes les souffrances qu'ont subies ces gens. Je parle pas seulement de moi. Je parle aussi des autres personnes qui ont subi d'autres choses. Et j'espère seulement que ça aide et puis j'aimerais que, que le gouvernement accepte les

erreurs du passé et nous dédommage comme il se doit – réellement. Et non comme ils le font actuellement. Que ce soit vraiment quelque chose de, – au montant, parce qu'on peut pas enlever le, toute la souffrance qui a été faite. On peut pas l'enlever, mais au moins qu'on puisse terminer notre vie un peu mieux qu'on la vit actuellement. [...] Et de pouvoir terminer une fois cette situation au moment où ils acceptent ça, où ils font le nécessaire pour nous donner ce dont on a besoin, de ce dont ils doivent réparer d'une certaine manière. Et qu'on nous donne la possibilité de continuer notre vie tranquille. Qu'on puisse se reposer un petit peu au lieu de tout le temps se battre. Et bah ce serait un cadeau merveilleux. Et à ce moment-là la Suisse pourra peut-être tirer un trait. La Suisse pourra avancer mieux. Parce que tant qu'il y a ces histoires on avance pas. On peut pas avancer, personne peut avancer. Parce qu'il y aura toujours ce truc qui sera en bas et qui restera et c'est pas comme ça qu'on avance. On avance en se rendant compte des erreurs commises pour ne pas les refaire plus tard. Et c'est comme ça qu'on avance, pour moi.»

Interviews de Laurence Kohli (CIE) avec Marianne Steiner le 11 et le 17 mars 2016.

Littérature

GOFFMAN Erving, *Asyle. Über die soziale Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*, Frankfurt am Main 1973.

Alfred Schwendener, anthropologue social, enseignant à la FHS St. Gallen (travail social) et collaborateur scientifique de la CIE. Ses recherches portent notamment sur les biographies de personnes concernées par des interventions de travail social.

PETER PAUL MOSER

von Thomas Huonker

Bei Peter Paul Mosers Geburt am 15. Januar 1926 stand noch nicht fest, dass im Sommer dieses Jahres das sogenannte Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse gegründet werden würde. Gleichwohl sollte es sein Leben bestimmen. Zusammen mit anderen Organisationen und Behörden führte diese Unterorganisation der Stiftung Pro Juventute, ihrerseits gegründet und von 1912 bis 1959 präsiert von Ulrich Wille jun., einem Förderer und Bewunderer Hitlers, von 1925 bis 1973 in der Deutschschweiz und im Tessin eine Kampagne gegen die sogenannten Vaganten, in Fortsetzung einer jahrhundertalten Vertreibungs- und Ausrottungspolitik. Das Vorgehen, Kinder aus ihren Familien zu reissen, mit dem Ziel, sie von ihrer Herkunftsgruppe zu isolieren und sie der Sprache und Kultur ihrer Gruppe zu entfremden, um diese zu zerstören, war nicht neu. Ähnliche Massnahmen wurden in England gegen die «vagrants» des 16. Jahrhunderts, gegen Roma-Familien im Kaiserreich Österreich-Ungarn des 18. Jahrhunderts und gegen jenische Familien der Innerschweiz im 19. Jahrhundert getroffen.

In Obervaz (GR) leben seit dem 18. Jahrhundert Angehörige der jenischen Familie Moser. Das dortige Bürgerrecht erwarben sie 1826. Meist ohne Landbesitz, arbeiteten sie als Wanderhandwerker, Hausierer und Musiker. Lange, besonders während der Aktivität des «Hilfswerks für die Kinder der Landstrasse», wurden die Moser in Obervaz als «Vaganten» diskriminiert. Heute ist ein Mitglied der Familie Moser Gemeindepräsident von Obervaz.

Die Mutter von Peter Paul Moser, Rosa Magdalena Moser, gab ihren Sohn nach dessen Geburt nach Amden im Kanton St. Gallen in die Obhut ihrer Mutter, um mit ihrem Partner, den sie wenig später heiratete, auswärts zu arbeiten. Als der Lehrer und Armenvorsteher von Obervaz, Nicolo Jochberg, den Aufenthaltsort des Kindes erfuhr, schrieb er am 8. Februar 1927 an die Pro Juventute, deren Ortsgruppenleiter er war: «Das uneheliche in Obervaz zuständige Kind Peter Paul Moser, geb. Jan. 1926 wird sofort ins Waisenheim Obervaz ver-

«DAS UNEHELICHE IN OBERVAZ ZUSTÄNDIGE KIND PETER PAUL MOSER WIRD SOFORT INS WAISENHEIM VERBRACHT.»

Das 1894 als Armenhaus gegründete Waisenhaus
Obervaz diente ausdrücklich der Internierung von
Kindern der «Moserfamilien».

bracht.» Das Waisenheim, 1894 als Armenhaus gegründet, bezweckte laut Finanzierungsgesuch der Gemeinde von 1893 an den Kanton Graubünden ausdrücklich auch die Internierung von Kindern der «Moserfamilien».

In seiner dreibändigen Autobiografie schrieb Peter Paul Moser zur Trennung von seiner Familie: «Mit diesem Brief beginnt die Verfolgung eines Mitglieds einer ethnischen Minderheit: Eingriff in die menschliche Sphäre, Diskriminierung, Freiheitsberaubung, Versorgungen in Kinderheime und zu Pflegeeltern, Verfolgungen und Einweisungen in Arbeitskolonien bis zur Versorgung in eine geschlossene Anstalt, mit dem Gedanken, eine ganze Volksgruppe auszurotten.»

Die Eltern wurden zur Kindswegnahme amtlich weder angehört noch informiert. Als die Mutter über den Aufenthaltsort ihres Kindes Auskunft verlangte, log Armenpfleger Jochberg sie an, er kenne diesen nicht.

Alfred Siegfried, Gründer und Leiter des «Hilfswerks» von 1926 bis 1958, empfahl Nicolo Jochberg mit

Brief vom 8. Oktober 1927: «Wenn für dieses Kind noch kein Vormund bestellt ist, so sollte unbedingt diese Massnahme nachgeholt werden. [...] Der Unterzeichnete ist bereit, diese zu übernehmen.» In der Folge agierte Alfred Siegfried als Vormund von Peter Paul Moser, eines seiner weit über hundert Mündel, davon die meisten Jenische. Ungeachtet dessen, dass der ehemalige Gymnasiallehrer Siegfried 1923 in Basel wegen Unzucht mit einem Schüler fristlos entlassen und zu drei Monaten bedingt verurteilt worden war, war er 1924 von der Pro Juventute in Zürich als Mitarbeiter des Zentralsekretariats und Leiter von dessen «Abteilung Schulkind» angestellt worden.

Am 5. November 1927 lieferte eine Mitarbeiterin der Pro Juventute den knapp zweijährigen Peter Paul Moser in Gettnau (LU) auf einem Bauernhof mit dem idyllischen Namen Vogelherd ab. Das kinderlose Ehepaar Koch hatte bei der Pro Juventute ein Pflegekind gesucht. Vormund Siegfried besuchte das Mündel ▶

halbjährlich oder jährlich. Seine Notiz zum Besuch im September 1931: «Paul entwickelt sich sehr erfreulich, ist folgsam und hilft bei der Arbeit mit, so weit es seinen schwachen Kräften möglich ist.» Er war damals fünfjährig.

Eine harte Konfrontation mit seiner Lage als fremdplatziertes Kind erlebte Paul Moser am ersten Schultag. Der Lehrer verlas die Namen der neuen Schüler. Er fragte nach einem Paul Moser. «Eine innere Stimme sagt mir, dass ich wahrscheinlich mit dem Namen Paul Moser selber gemeint war. Aber ich heisse doch Paul Koch. [...] Ich beginne an der Identität meiner eigenen Person zu zweifeln.» Seine kindliche Selbstgewissheit ist dahin: «Etwas zerbricht in mir. Ich komme mir hilflos und verloren vor. Ich wunderte mich schon oft, dass ich mir, wenn Kinder von Verwandten bei uns zu Besuch weilten, als nicht zur Familie gehörend vorkam. Wenn dann etwas schief lief, musste ich als Sündenbock herhalten.»

In seinen Memoiren streicht der Autor die Mängel seiner Pflegesituation nicht besonders hervor, sondern schreibt nüchtern, «dass andere Pflegekinder [...] brutaler behandelt werden als ich». Aber er berichtet von häufigen Schlägen mit Birkenruten auf sein entblößtes Hinterteil durch die Pflegeeltern.

Seine Identitätssuche ging weiter. Als er einmal an einem Nachbarhaus vorüberging, hörte er aus dem geöffneten Fenster die Worte: «Meinen Kindern habe ich verboten, ihren Schulweg über den Vogelherd zu nehmen. Paul ist ja auch ein Zigeuner.» Der Dorflehrer lieferte weitere Informationen. Im Fach Heimatkunde benutzte er den Heimatschein von Peter Paul Moser als pädagogisches Anschauungsmaterial – unklar bleibt, wie der Lehrer zu diesem Dokument gelangte.

Schüler Moser passte gut auf: «Ich prägte mir verschiedenes, was auf dem Pergament stand, in meinen Kopf ein. Nämlich:

Name: Moser Paul

Geburtsort: Amden SG, 15. Januar 1926

Mutter: Moser Rosa von Obervaz

Vater: –»

«ICH HABE EUREN BRIEF HEUTE ERHALTEN, DER MIR ABER WIE EIN NAGEL DURCHS HERZ FUHR.»

Peter Paul Moser wird kurz vor seinem 20. Geburtstag 1946 mitgeteilt, dass die Vormundschaft über ihn verlängert werde.

Der mittlerweile Zwölfjährige kam auf die Idee, unter falschem Namen eine Anfrage an seine Heimatgemeinde zu richten: «Ich möchte den Aufenthaltsort von Rosa Moser ausfindig machen.»

Doch er erhielt keine Auskunft.

Pauls Arbeitspflichten als Verdingkind wuchsen mit seiner körperlichen Entwicklung. «Nach der Schule gab es auf dem kleinen Bauernhof laufend Arbeiten für mich. Vom Holzschuppen musste Brennholz in die Küche getragen und für die Schweine Kartoffeln aus dem Keller geholt und gewaschen werden. [...] Auf verschiedenen Feldern gab es Anschlüsse, von denen aus die Gülle mit einem Wendrohr verteilt werden konnte. Meine Aufgabe bestand darin, die verschmutzten Schläuche an einem [...] Waschtrog mit einer Bürste zu reinigen.»

Nach der Schulzeit arbeitete er auf andern Bauernhöfen. Gesundheitliche Probleme – eine langwierige

Knochenmarkentzündung im einen Unterschenkel – erforderten einen ersten, langen Spitalaufenthalt. Eine Lehre in seinem Interessengebiet Radio oder Elektrik finanzierten weder die Pflegeeltern noch die Pro Juventute. So arbeitete er in einer Maschinenfabrik. Dass der Pflegesohn Fabrikarbeiter wurde, missfiel dem Pflegevater. Auch störten ihn dessen Versuche, sich als Radiohändler zu betätigen: Daraus ergäben sich nur Schulden. Er beschwerte sich bei Vormund Siegfried, der bei der Bündner Vormundschaftsbehörde erreichte, dass seine Vormundschaft über Peter Paul Moser verlängert wurde, was er ihm kurz vor seinem 20. Geburtstag im Januar 1946 mitteilte. Peter Paul Moser antwortete am 9. Januar: «Werter Herr Dr. Siegfried, ich habe Euren Brief heute erhalten, der mir aber wie ein Nagel durchs Herz fuhr.»

Zwar fügte er sich dem Entscheid und versprach die Aufgabe seiner nebenberuflichen Tätigkeit als Radio-

händler, doch fragte er Siegfried «höflich, ob ich weiterhin bei Brun & Co. arbeiten dürfte». Denn der Pflegevater war nun damit einverstanden, falls Vormund Siegfried einwilligen würde, wie er diesem am 13. Januar 1946 schrieb. Er hatte eingesehen, dass die Arbeit als Bauernknecht für seinen Pflegesohn nicht gesund war: «Das viele Laufen und nass werden Sommer und Winter, wie es bei der Landwirtschaft immer vorkommt, tut ihm nicht gut.» Vormund Siegfried akzeptierte die Fabrikarbeit, obwohl er Arbeitsplätze als Bauernknecht für seine jenischen Mündel vorzog.

Mit Brief vom 11. März 1946 fragte Peter Paul Moser erneut in Obervaz nach seiner Mutter. Wiederum erfuhr er von der dortigen Behörde nichts, obwohl sie über die Familienverhältnisse gut Bescheid wusste, wie die Korrespondenz zwischen Armenpfleger Jochberg und Pro Juventute belegt. Seine Mutter hatte demnach einen Monat nach der Geburt von Peter Paul Moser ihren ▶

Partner Paul Huser aus Alt St. Johann geheiratet. Statt das Kind der Mutter wegzunehmen, es durch einen Auswärtigen bevormunden und fremdplatzieren zu lassen, hätte die Behörde auf Anerkennung des Kindes durch Paul Huser dringen können. Weshalb sie dies unterliess, erklärt der Brief des Armenpflegers Jochberg an Siegfried vom 11. März 1946: «Huser sind, so wie wir diese Sippschaft kennen, die noch viel schlimmere Gesellschaft als die Moser.» Das ist nicht der einzige Beleg kollektiv abwertender, rassistischer Stigmatisierung jeni-scher Familien durch Behördenmitglieder.

Peter Paul Moser fand seine Mutter auf einem anderen Weg. Er war inzwischen zu seiner Freundin nach Wald im Zürcher Oberland gezogen und arbeitete als Kranführer. Bei der Anmeldung erwähnte er die vergebliche Suche nach seiner Mutter. Der Gemeindeschreiber, ein Mann ohne rassistische Einstellung gegenüber Jenischen, teilte ihm mit, dass seine Mutter mit Paul Huser weitere neun Kinder habe, die das Paar vor dem Zugriff der Pro Juventute habe bewahren können, und dass die Familie keine 500 Meter entfernt auf gleichem Gemeindegebiet wohne.

Das Auffinden seiner Herkunftsfamilie hatte vorerst schlimme Folgen für Peter Paul Moser. Die Familie seiner Freundin warf ihn mit der Bemerkung hinaus, er solle doch zu seiner «Sippschaft» ziehen.

Moser zog nach Glarus und fand dort Fabrikarbeit. Zweimal reiste er nach Wald, blieb aber vor der Wohnung seiner Mutter stehen und kehrte wieder um. Erst beim dritten Mal wagte er es, eine Nachbarin nach ihr zu fragen. Sie arrangierte das Wiedersehen nach 20 Jahren Trennung. «Ich [...] hörte mich plötzlich fragen: «Frau Huser, haben Sie eine Ahnung, wer ich bin?» [...] Unsicher meinte sie: «Ein Polizist?!» [...] «Nein, liebe Frau Huser, ein Polizist, nein, das bin ich nicht!» «Dann bist du Paul», war ihre kurze, überzeugte Antwort. [...] Wir streckten uns die Arme entgegen und fielen einander laut schluchzend um den Hals.»

Peter Paul Moser zog als Untermieter in die Wohnung seiner Mutter. Zu deren weiteren Kindern fand er

rasch ein gutes Verhältnis, nicht aber zum Mann seiner Mutter, den er so wenig als Vater anerkannte wie dieser ihn als Sohn anerkannt hatte.

Peter Paul Moser wurde nun selber Vater: Seine Exfreundin gebar eine Tochter. Er anerkannte sein Kind, zahlte Alimente und machte seiner Exfreundin trotz des Rauswurfs einen Heiratsantrag. Alfred Siegfried verhinderte die Ehe. Er schrieb in seinem Buch «Kinder der Landstrasse» von 1964: «Zu jener Zeit hat er sich sterblich in ein nicht sehr intelligentes Fabrikmädchen verliebt, das ihm dann auch pflichtschuldig in-nernt nützlicher Frist ein Kind gebar. Zu einer Heirat ist es aber nicht gekommen. Das Mädchen hat sich überzeugen lassen, dass es leichter durchs Leben komme mit einem illegitimen Kind als mit einem tölpelhaften Mann dazu.»

«ICH HÖRTE MICH PLÖTZLICH FRAGEN: «FRAU HUSER, HABEN SIE EINE AHNUNG, WER ICH BIN?»»

Nach jahrelanger Suche und 20 Jahren Trennung stand Peter Paul Moser vor seiner Mutter, die ihn nach kurzem Zögern erkannte.

Nun wohnte und arbeitete Peter Paul Moser in Zürich als Dachdecker, bis er wieder ins Spital kam. Danach war er als Schaustellergehilfe tätig. Kurz nach Beginn seiner Arbeit als Schaustellergehilfe, die der Vormund noch ungünstiger fand als Fabrikarbeit, wiesen ihn der Vormund und die Bündner Vormundschaftsbehörde am 23. Juni 1947 administrativ in die Arbeiterkolonie Herdern im Kanton Thurgau ein. Er floh umgehend zu seinem Arbeitgeber. Dieser einigte sich mit Vormund Siegfried auf eine Weiterbeschäftigung des Mündels als Schaustellergehilfe unter der Bedingung, dass der Vormund monatlich 80 Franken des Lohns zur Verwaltung erhielt. Im Brief zur Bestätigung dieser Abmachung vom 11. August 1947 drohte der Vormund: «Sagen Sie Paul ausdrücklich, [...] dass die Türe der Anstalt [...] offen bleibt.»

Aus Angst vor einer weiteren Anstaltseinweisung nach einem Konflikt mit einem anderen Arbeitgeber überschritt Peter Paul Moser im Frühjahr 1949 bei Genf die Schweizer Grenze und meldete sich in Annecy bei der Fremdenlegion. Einer der Agenten der Legion sagte ihm, es «sei doch unverantwortlich, wegen solchen Bagatel- len mein Leben wegzuwerfen». Peter Paul Moser folgte diesem Rat und liess sich polizeilich in die Schweiz zu- rückschicken.

Am 2. Mai 1949 wurde Peter Paul Moser wiederum in die Arbeitskolonie Herdern eingewiesen. Er floh er- neut, diesmal per Fahrrad nach Graubünden, um den Zuständigen der Bündner Vormundschaftsbehörde, Alfred Albertin, zu sprechen. Moser legte dar, dass er nicht in eine Anstalt gehöre, da er ja stets gearbeitet habe und dies auch weiterhin tun wolle. Er könne eine Stelle in einer Maschinenfabrik in Rütli antreten. Alber- tin zeigte Verständnis, aber Vormund Siegfried liess sein Mündel auf dem Weg zum Antritt der neuen Stelle ver- haften und in die Strafanstalt Bellechasse im Kanton Freiburg transportieren.

Das Regime in Bellechasse beschreibt Peter Paul Moser so: «In Bellechasse wurden mir als erste Miss- handlung die Haare kahl vom Kopf geschoren. Als zwei- tes wurden mir Arbeitskleider verpasst. Dann führte man mich in einen Raum ohne Mobiliar, nur mit nackten Wänden. Hier sassen bereits zwei kahlgeschorene Män- ner auf ihren Wolldecken an die Wand gelehnt auf dem Boden. [...] Ein Schlüssel rasselte an der Türe. Kurz dar- auf wurde sie aufgemacht und ein älterer Mann in An- staltskleidung betrat mit einem Tablett den Raum. Dar- auf standen [...] drei verbeulte Aluminiumteller. [...] Im Teller lagen sieben baumnussgrosse, dunkle Knollen. [...] Die dunklen Knollen entpuppten sich als Kartoffeln. [...] Ich brach eine entzwei. Sie war innen ebenso schwarz wie aussen. Ich schob den ganzen Frass beiseite.»

Nicht nur das Essen war unzumutbar, auch die medizinische Versorgung. Todesfälle bei der harten Zwangsarbeit wurden in Bellechasse, das einen eigenen Friedhof hatte, in Kauf genommen. Peter Paul Moser ▶

«DER MANN WURDE VOM AUFSEHER ALS SIMULANT BETITELT. EINE STUNDE SPÄTER BRACH ER ZUSAMMEN UND STARB OHNE GEISTLICHEN BEISTAND AUF OFFENEM FELDE. DIE LEICHE WURDE IN EINER MISTKARRETTE ZUM GEBÄUDE DER KOLONIE GESCHAFFT.»

Peter Paul Moser erinnert sich an eine Gruppe Gebrechlicher in Bellechasse. Einer aus dieser Gruppe hatte am Morgen über Unwohlsein geklagt.

erinnert sich: Es gab eine Gruppe von Internierten, «die aus Halbblinden, Lahmen und sonstigen Gebrechlichen zusammengesetzt war. [...] Diese armen Leute hätten sicher nicht hierher gehört. [...] Eine dieser gebrechlichen Kreaturen beklagte sich auf dem morgendlichen Sammelplatz über ein Unwohlsein und bat daher [...], ihn für den heutigen Tag von der Arbeit zu dispensieren. Der arme Mann wurde vom Aufseher als Simulant und Drückeberger betitelt [...]. Eine Stunde später brach der Häftling zusammen und starb ohne geistlichen Beistand auf offenem Feld. Die Leiche wurde in einer Mistkarrette zum Gebäude der Kolonie geschafft.»

Ähnlich menschenverachtend ging es nach dem schweren Unfall eines administrativ Versorgten zu, der während des späten und rücksichtslosen Krankentransports starb: «An einem Sonntagmorgen stürzte ein In-

ternierter im Kuhstall von der Heubühne in die Futtertanne hinunter. Mit schweren Kopfverletzungen wurde er in das Bâtiment gebracht und bei uns im Schlafsaal auf den blossen Betonboden gelegt. Das gefiel mir überhaupt nicht. Ich riss meine Matratze aus dem Bett. Wir legten den Verletzten darauf und warteten auf den Arzt. [...] Es dauerte über zwei Stunden, bis der Mann auf einen Lastwagen geladen und wie ein Stück Vieh abtransportiert wurde. Die Verletzungen waren so gravierend, dass der Verunglückte auf der Lastwagenbrücke noch während der Fahrt starb.»

Peter Paul Moser litt unter der sozialen Isolation als Anstaltsinsasse. Diese war beabsichtigt: «Als Insasse durfte ich an Verwandte und Bekannte jeden Samstag zwei Briefe schreiben. Ich dachte, wenn ich den Freunden meine Lage schildern würde, wäre ich hier bald

wieder draussen. Ich schrieb also jeden Samstag eifrig Briefe. Auf keines dieser Schreiben bekam ich eine Antwort. [...] Weil ich verzweifelt und erbost war, dass ich anscheinend für keine Antwort würdig befunden wurde, schickte ich später an die gleichen Adressen unhöfliche Pamphlete. [...] An einem düsteren Septembertag musste ich wegen Zahnschmerzen auf das Büro, um von der Heimatgemeinde eine Kostengutsprache für die ärztliche Behandlung zu beantragen. Als der Büro-list mein Dossier auf den Tisch legte, erblickte ich einen ganzen Stapel Briefe, die ich selber geschrieben hatte. Nun wusste ich, weshalb meine Hilfescreie kein Echo fanden.» Schliesslich schrieb er einen letzten Brief an die Anstaltsdirektion: «Werte Herren! [...] ich finde es nutzlos, Ihnen mit meiner Korrespondenz den Papierkorb oder das Dossier zu füllen.»

Nach der Entlassung aus Bellechasse platzierte Vormund Siegfried Mündel Moser wieder bei einem Landwirt. Anlässlich einer weiteren Liebesbeziehung schrieb Vormund Siegfried am 8. Juni 1951 an die Amtsvormundschaft Solothurn, es habe «dieser Jüngling, welcher bereits Vater eines illegitimen Kindes ist, die unglückliche Idee, sich mit einer ähnlich gesinnten Jungfrau, Greti Scherler in Langendorf bei Solothurn, welche ebenfalls bereits illegitim geboren hat, zu verloben. Gegen den geplanten Eheabschluss werde ich [...] Einspruch erheben, denn Moser kann als geistig nicht normal bezeichnet werden.»

Die Braut war ebenfalls bevormundet. Als auch diese Beziehung verunmöglicht war, zog Peter Paul Moser ins sankt-gallische Sargans und arbeitete im Eisenbergwerk Gonzen. In dieser Region lebte seine Brieffreundin und spätere Ehefrau Annemarie Bärtsch. Diese Ehe konnte Siegfried nicht verhindern. Denn die angehende Partnerin seines Mündels wehrte sich gegen alle Anfeindungen, die Peter Paul Moser vonseiten der Verwandten seiner neuen Liebe auszustehen hatte, sobald sie realisierten, dass Peter Paul Moser ein Jenischer war. «Als ich eines Tages nach getaner Arbeit [...] ins Tal gestiegen kam, erwartete mich Annemarie [...] mit einer Hiobsbotschaft. Sie erklärte mir, dass ich mich bei ihrer Familie nicht mehr blicken lassen dürfe», seit «ihre Mutter aus unseren Papieren erfahren habe, dass ich nicht, wie bis zur Stunde angenommen, ein [nicht jenischer] Berner Moser, sondern [...] aus [...] Obervaz sei. Die Abneigung gegen einen Moser aus Obervaz ging so weit, dass sich einer von Annemaries Brüdern dahin äusserte, mich zu erschiessen.»

Sie heirateten im November 1952 in Zürich, wo Moser bei seinem früheren Dachdeckermeister wieder Arbeit fand. Vormund Siegfried schrieb empört an Alfred Albertin von der Bündner Vormundschaftsbehörde: «Ich ersuche sie [...] dringend, mich als Vormund zu entlassen. Es scheint, dass Sie diese Vormundschaft sowieso als aufgehoben betrachten; denn ich wurde [...] nicht um mein Einverständnis zu dieser Ehe gefragt.» ▶

Partnerin und Partner dieser gegen starke Widerstände geschlossenen Ehe arbeiteten hart. Sie bekamen zu ihren beiden vorehelichen Kindern drei gemeinsame Kinder, zwei Töchter und einen Sohn. Die Frau starb früh an Krebs; die jüngste Tochter war erst sechs Jahre alt. Die Sterbende empfahl ihrem Mann, nach ihrem Tod im Interesse der Kinder eine Partnerschaft einzugehen mit einer gemeinsamen jenischen Bekannten, der verwitweten Heidi Häfeli-Moser. So geschah es. Diese Beziehung war genau das, was Vormund Siegfried hatte verhindern wollen: die Gründung einer neuen jenischen «Sippschaft».

Die zweite Ehe hielt bis zum Tod von Peter Paul Moser 2003. Peter Paul und Heidi Moser zogen das voreheliche Kind der ersten Frau Mosers, seine drei Kinder aus erster Ehe und zwei Kinder aus der ersten Ehe seiner zweiten Frau gemeinsam auf. Auch seine zweite Frau war Opfer behördlicher Zwangsmassnahmen: Ihr vorehelicher Sohn war ihr weggenommen und zur Adoption freigegeben worden. Sie bekam erst in den 1980er-Jahren wieder Kontakt zu ihm.

Peter Paul Moser betätigte sich nun in Berufsfeldern, wie sie von vielen Jenischen betrieben werden: Hausieren und Sammeln von Altmetall. Es gelang der Familie gegen örtlichen Widerstand, die ehemalige Mühle in Cunter (GR) zu erwerben, ein altes Gebäude ausserhalb des Dorfs. Als das Ehepaar vom Verkauf einer grösseren Menge gesammelten Buntmetalls zurückkehrte, brannte die Mühle. Auf dem Umschlag des dritten Bandes seiner Autobiografie schrieb Moser als Legende zur Fotografie der Brandruine: «Brandstiftung. Für eine neunköpfige Familie ein deutlicher Hinweis, unerwünscht zu sein.»

Die Rückkehr in die jenische Gemeinschaft und ihre Traditionen trug dazu bei, dass Peter Paul Moser sich in den 1980er-Jahren für politische, finanzielle und kulturelle Anliegen der Jenischen als Aktivist und als Buchautor einzusetzen begann. Verschiedene Organisationen, vor allem die 1975 gegründete Radgenossenschaft der Landstrasse und die Stiftung Naschet Jenische (Je-

nisch für: Steht auf, Jenische), forderten Einsicht in die über jenische «Sippen» und Einzelpersonen angelegten Akten, eine Entschuldigung und eine finanzielle Entschädigung seitens der Verfolger. Doch erst am 3. Juni 1986 entschuldigte sich der damalige Bundespräsident Alphons Egli von der CVP bei den Jenischen – dreizehn Jahre nach dem Ende des angeblichen Hilfswerks. Peter Paul Moser war von 1988 bis 1999 Mitglied im Stiftungsrat von Naschet Jenische. Im Jahr 2000 schickte er Altbundesrat Alphons Egli ein Exemplar seiner Memoiren. Egli antwortete am 7. September 2000 handschriftlich: «Sie haben [...] freundlicherweise meine Erklärung vom 3. 6. 1986 im Parlament zum Problem «Kinder der Landstrasse» erwähnt. Ich war auch nach Niederlegung meines Amtes mit den Fahrenden verbunden. Denn ich durfte die Kommission präsidieren, welche die Gelder verteilte, die der Bundesrat zur – allerdings minimalen – Wiedergutmachung des grossen Unrechts freigab.»

Erst am 7. September 2000 ratifizierte die Schweiz die UNO-Genozidkonvention von 1948. Diese kriminalisiert gezielte Verfolgungsmassnahmen gegen ethnische Gruppen als unverjährbare Verbrechen gegen die Menschlichkeit, darunter ausdrücklich auch gewaltsame Kindswegnahmen aus der Gruppe. Dadurch ermutigt, forderte Peter Paul Moser zusammen mit rund zwanzig weiteren jenischen Opfern der systematischen Kindswegnahmen und Einsperrungen die gerichtliche Verurteilung von noch lebenden Täterinnen und Tätern sowie Schadenersatz und Genugtuung in einer Höhe, die weit über die von Altbundesrat Egli als minimal bezeichneten Wiedergutmachungszahlungen von 1988 (im Durchschnitt 5000 Franken pro geschädigte Person) hinausging.

Doch seine Bemühungen führten nicht zum Erfolg. Die zuständigen Rechtsinstanzen liessen diese Anläufe scheitern, wie schon vorher vorgebrachte entsprechende Rechtsbegehren von Mariella Mehr und ihren Verwandten.

Peter Paul Moser starb am 26. Februar 2003 im Alter von 77 Jahren an einem Herzinfarkt.

Interviews mit Peter Paul Moser und Heidi Moser-Häfeli in HUONKER Thomas, *Fahrendes Volk – verfolgt und verfehmt. Jenische Lebensläufe*, Zürich 1987, S. 198–223.

Autobiografische Werke

MOSER Peter Paul, *Entrissen und entwurzelt. Im Alter von 13 Monaten geraubt und entführt*, Thuisis 1999.

MOSER Peter Paul, *Die Ewigkeit beginnt im September*, Thuisis 1999.

MOSER Peter Paul, *Rassendiskriminierung und Verfolgung während einer ganzen Generation*, Thuisis 2000.

Institutionsdossier, Staatsarchiv Graubünden, XIV 5 g, Armenhaus Obervaz.

Personendossier, Archives de l'Etat de Fribourg, Dossier Bellechasse A 63, Moser Paul 1949–1950.

Briefe und Papiere aus dem Nachlass von Peter Paul Moser, Archiv der Radgenossenschaft der Landstrasse, Zürich; Privatarchiv von Thomas Huonker.

Protokolle und andere Unterlagen zur Stiftung Naschet Jenische im Bestand Naschet Jenische, Archiv der Radgenossenschaft der Landstrasse, Zürich.

Literatur

KAUFMANN Andréa, «Armenordnungen und ‹Vagantenfürsorge›, Entwicklungen im Bündner Armen- und Fürsorgewesen», in:

GUADENCH Dazzi et al. (Hg.): *Puur und Kessler. Sesshafte und Fahrende in Graubünden*, Chur 2008.

SCHWARZENBACH Alexis, *Die Geborene. Renée Schwarzenbach-Wille und ihre Familie*, Zürich 2004.

SIEGFRIED Alfred, *20 Jahre Fürsorgearbeit am Fahrenden Volk*, Zürich 1947.

SIEGFRIED Alfred, *Kinder der Landstrasse. Ein Versuch zur Sesshaftmachung von Kindern des fahrenden Volkes*, Zürich 1964.

Thomas Huonker, unabhängiger Historiker aus Zürich, befasst sich in verschiedenen Publikationen mit der Lage von Jenischen, Sinti und Roma in der Schweiz sowie mit fürsorglichen Zwangsmassnahmen wie Kindswegnahmen, Anstaltseinweisungen und Zwangssterilisationen.

ROSA SOMMER- HALDER*

von Kevin Heiniger

* Name und persönliche Angaben
der Porträtierten wurden aus
Datenschutzgründen geändert.

Die Oberaargauerin Rosa Sommerhalder kann wohl als eine Langzeitversorgte bezeichnet werden. An ihrer Biografie lässt sich exemplarisch aufzeigen, wie unangepasstes Verhalten in Jugendjahren und die behördliche Reaktion darauf das ganze weitere Leben beeinflussen konnten. Denn für eine administrativ versorgte Person war es aufgrund behördlicher Zuschreibungen und Etikettierungen schwierig und manchmal unmöglich, sich den Versorgungsmechanismen der Fürsorge zu entziehen.

Über die familiäre Herkunft Rosa Sommerhalders geben die Akten, abgesehen vom Namen der Eltern und des Heimatorts Melchnau im Oberaargau, keine Auskunft. Wahrscheinlich stammte sie aus einfachen Verhältnissen. Als Berufe werden Dienstmädchen und Magd genannt. Im Alter von 16 Jahren wurde Rosa Sommerhalder erstmals aktenkundig, als sie sich wegen angeblichen Diebstahls zwölf Tage in Untersuchungshaft befand. Bis zu ihrer ersten Einweisung ins Frauengefängnis Hindelbank im November 1927 wurde sie gemäss den Akten siebenmal wegen Diebstahls gerichtlich zu Haftstrafen verurteilt, die von einem Tag bis zu 18 Monaten dauerten. Die anschliessende Einsperrung ins Frauengefängnis Hindelbank erfolgte als sogenannte Sicherungsmassnahme, administrativ verfügt vom Berner Regierungsrat, und hatte damit präventiven Charakter. In einem Gutachten von 1927 diagnostizierten die Psychiater Ernst Fankhauser und Fritz Walther, der in der psychiatrischen Klinik Waldau mit der «Malaria-Kur» experimentierte, bei Rosa Sommerhalder «moralischen und intellektuellen Schwachsinn». Dieser mache sie zwar «gemeingefährlich und versorgungsbedürftig», aber nicht in der Masse, dass sie «geisteskrank im eigentlichen Sinne des Wortes» sei. Das schwammig definierte Stigma des «moralischen und intellektuellen Schwachsinn» sollte Rosa Sommerhalder bis ans Ende ihres Lebens knapp vier Jahrzehnte später verfolgen. Als ein Risiko für die öffentliche Sicherheit eingestuft und armenpolizeilich versorgt, verbrachte die administrativ Internierte von Herbst 1927

«SIE HABE EINE EHE GESCHLOSSEN, OHNE EINEN MANN ZU HABEN.»

Auf Rosa Sommerhalders Wunsch wurde die Ehe im Herbst 1936 geschieden, weil ihr Gatte den ehelichen Pflichten nicht nachkam.

bis August 1932 beinahe fünf Jahre ohne Gerichtsurteil im Frauengefängnis Hindelbank.

Nach ihrer Freilassung arbeitete sie in ihrem Heimatort im Restaurant Bären, wo sie auf den Melker Jakob Niederhäuser, einen alten Bekannten, traf. Von ihm geschwängert, heiratete sie ihn im März 1934, einen Monat vor der Geburt des Kindes. Da sie keinen gemeinsamen Haushalt gründen konnten oder wollten – der frischgebackene Ehemann und Vater scheint diesbezüglich gehadert zu haben –, wurde das Töchterchen bald nach der Geburt von der Armenbehörde verdingt. Auf Rosa Sommerhalders Wunsch wurde die Ehe im Herbst 1936 geschieden, weil ihr Gatte den ehelichen Pflichten nicht nachkam: «Sie habe eine Ehe geschlossen, ohne einen Mann zu haben.» Zu Niederhäuser habe sie «Zuneigung [gehabt], nicht aber umgekehrt». Rosa Sommerhalders Forderung, ihr Töchterchen zu sich nehmen und für dieses sorgen zu dürfen, lehnte das Gericht ab, weil sie berufstätig war: «Wohl ist anzunehmen, dass sie das Kind liebt und dass sie bei einem geordneten Eheleben

Garantie für eine richtige und sorgfältige Erziehung bieten würde. Aber nachdem sie in Stellung ist und auf das Kind doch nicht das nötige Augenmerk richten könnte, darf der von der Armenbehörde gewählte Weg der richtige sein.» Über diese Jahre, die vom Tod ihrer Mutter und eigener Krankheit geprägt waren, sagte Rosa Sommerhalder laut Protokoll des Regierungsstatthalteramts: «Im Jahre 1935 & 1936 war ich schon dort [in Melchnau] in Stellung bei Familie Schulthess im Oberdorf [...]. Ich gab diese Stelle auf, weil die Mutter krank war und meinen Beistand brauchte. Von Januar bis September 1937 war ich bei ihr in Wikon [zwischen Reiden und Zofingen], bis sie starb. Hierauf war ich im Spital in Langenthal, weil ich an Gelenkrheumatismus und Blutzuckerkrankheit litt.»

Im August 1934 verbüsste Rosa Sommerhalder wegen Diebstahls erneut fünf Tage im Gefängnis und ab Mai 1938 wurde sie wegen Diebstahls und Verweigerungsbruch zu etwas mehr als drei Monaten Haft in der Strafanstalt Lenzburg verurteilt. Wiederum blieb es ►

nicht bei der gerichtlich verhängten Inhaftierung. Der Gemeinderat ihres Heimatorts beantragte erneut die armenpolizeiliche Versorgung, «weil sie fortgesetzt einen liederlichen, arbeitsscheuen Lebenswandel führt, wodurch sie sich ökonomisch und sittlich gefährdet, und weil sie vielfach vorbestraft und unverbesserlich ist», so das Regierungsratsprotokoll. Das Statthalteramt begründete die Massnahme, basierend auf dem Bericht der Armenbehörde von Melchnau, ausführlicher: «Infolge ihres phlegmatischen Temperamentes habe [sich Frau Sommerhalder] zu wenig um ihr wirtschaftliches Fortkommen gekümmert und die ihr von der Behörde vermittelten Stellen nicht angenommen, sich also verschiedentlich vor der Arbeit gedrückt. [...] Sie habe auch in sittlicher Beziehung zu Klagen Anlass gegeben, weil sie einen leichtfertigen Lebenswandel führe. Ferner wird seitens des Gemeinderates darauf hingewiesen, dass Frau Sommerhalder diebisch sei wie eine Elster oder Dohle. [...] Es fehle ihr überdies jeder Sinn für Sesshaftigkeit, und sie treibe sich unstatet herum.»

Es zeigt sich in den amtlichen Dokumenten über Rosa Sommerhalder eine Verdichtung negativer Zuschreibungen durch die Behörden, die sich aus verschiedenen Quellen speisten und sich zudem auf ihr angebliches früheres Verhalten in unterschiedlichen Lebensbereichen bezogen. So wurden Zusammenhänge hergestellt und Folgerungen über ihre Person, ihre Lebensweise und ihr alltägliches Verhalten gezogen, die nicht zwingend den Tatsachen entsprachen, sondern oftmals landläufige Vorurteile gegen unangepasste oder aus der Norm fallende Menschen übernahmen. Wir wissen zum Beispiel nicht, ob Rosa Sommerhalder sämtliche ihr zur Last gelegten Eigentumsdelikte – bei denen es sich in einigen Fällen wohl eher um Bagatellbeträge handelte – auch tatsächlich begangen hat. Einmal mit dem Makel der Nonkonformität behaftet, war die Gefahr gross, im Fall einer Unregelmässigkeit als Sündenbock dienen zu müssen. Die zweite Einweisung Rosa Sommerhalders ins Frauengefängnis Hindelbank im Herbst 1938 war wiederum nicht die direkte Folge eines Straf-

«VON HINDELBANK VERSPRECHE ICH MIR FÜR MEINE BESSE- RUNG NICHT VIEL. MAN KANN DORT NOCH VIEL VERDORBENER WERDEN.»

Administrativ Internierte wurden in Hindelbank in derselben Anstalt wie gerichtlich Verurteilte inhaftiert.

tatbestands – die gerichtlich verhängte Gefängnisstrafe hatte sie bereits in Lenzburg abgesessen. Die diffuse Begründung fusste auf dem im Zusammenhang mit administrativen Versorgungen häufig anzutreffenden Gemisch von amtlichen Etikettierungen wie Arbeitsscheu, Liederlichkeit und Herumtreiberei. Sie kodieren Verhaltensweisen, die bürgerlichen Vorstellungen vom «rechtschaffenen» Verhalten von Angehörigen der Unterschichten zuwiderliefen. Die zahlreichen Vorstrafen Rosa Sommerhalders rechtfertigten aus Behördensicht erneut eine präventive, administrativ verfügte Versorgung – zunächst, wie es hiess, für ein Jahr. Da keine Aussicht auf Besserung bestehe, wurde die administrative Internierung im Frauengefängnis Hindelbank zweimal um ein beziehungsweise zwei Jahre verlängert. Im Sommer 1940 klagte der Gemeinderat von Melchnau in seiner Stellungnahme ausserdem, es sei unmöglich, eine Stelle für Rosa Sommerhalder zu finden: «In Melchnau will sie niemand aufnehmen, weil ihr unseriöses Verhalten zu bekannt ist und sie kein Vertrauen genießt. Ausserdem wäre eine Unterbringung in Melchnau nicht

ratsam, da das Dorf mit ca. 300 poln[ischen] Internierten belegt ist, die vermutlich noch lange Zeit hier bleiben müssen.» Auch hier zeigt sich das komplexe Zusammenspiel von behördlicher Praxis und sozialem Umfeld, das eine administrative Versorgungsmassnahme wesentlich beeinflussen konnte: Der schlechte Leumund, der Rosa Sommerhalder in ihrer Herkunftsgemeinde seit Jahren anhafte, und das negative Bild von ihr, das sich vom Gemeinderat über das Statthalteramt bis hin zum Regierungsrat und zu den Psychiatrieärzten verbreitet und verfestigt hatte, zögerten ihre Entlassung aus Hindelbank um Jahre hinaus. Erst im April 1941 wurde sie bedingt auf freien Fuss gesetzt.

Nach einem weiteren Diebstahl Anfang 1943 und einer zweiten psychiatrischen Begutachtung in der Waldau wurde Rosa Sommerhalder als «debile und moralisch defekte Psychopathin, welche der dauernden Verwahrung bedarf, jedoch nicht in einer Heil- und Pflegeanstalt zu halten ist», nach Hindelbank zurückversetzt. Der Psychiater Jakob Wyrsch warnte zudem: «Sollte die Explorandin versuchen, in der Arbeitsanstalt

durch Simulation einer körperlichen oder geistigen Erkrankung ihre Versetzung in ein Spital zu erwirken, würde unter Umständen die vorübergehende Internierung in einer Heil- und Pflegeanstalt notwendig sein. Jedenfalls sollte derartigen Versuchen nicht allzu rasch nachgegeben werden.»

Über die Jahre in Hindelbank, wo administrativ Internierte in derselben Anstalt wie gerichtlich Verurteilte inhaftiert waren, finden sich keine Informationen in den Akten, ausser folgender Bemerkung Rosa Sommerhalders im Protokoll des Regierungsstatthalteramts, abgefasst vor ihrer zweiten Einweisung im Jahr 1938: «Von Hindelbank verspreche ich mir für meine Besserung nicht viel. Man kann dort noch viel verdorbener werden, als man schon ist, indem in sittlicher Beziehung dort manches passiert, was ich verabscheue.»

Dass im Frauengefängnis Hindelbank lange Zeit keine eigentliche Trennung der verschiedenen Kategorien von Insassinnen vorgenommen wurde, bestätigt der damalige Direktor Rudolf Scholl im Jahresbericht von 1943: «Im grossen und ganzen können wir für die Übergangszeit unter den gegebenen Verhältnissen nur eine Trennung der beiden Hauptkategorien, also in Straf-Anstalt und Arbeits-Anstalt, vornehmen. Nicht einmal diese Trennung kann in befriedigender Weise durchgeführt werden.» Auch Maria Popescu, die nach ihrer als Justizskandal bezeichneten gerichtlichen Verurteilung von 1947 bis 1950 ungefähr drei Jahre in Hindelbank verbrachte, deutet in ihren autobiografischen Aufzeichnungen «Von Mittwoch bis Mittwoch» die fehlende Privatsphäre sowie den sexuellen Notstand in der Frauenanstalt an: «[...] ich sehe wieder vor mir, was Hawai [Spitzname für Hindelbank] aus meinen Kameradinnen gemacht hat, wahre Spottbilder von Frauen, entstanden unter dem Hammer des Leidens, entstellt vom Schweisse des Lasters und vom Krebsübel des Bösen. Zwanzig in einem Schlafsaal – von Bett zu Bett die gleichen Andeutungen, die gleichen Nöte. Die Verderbtheit war für alle da, im Überfluss, jede konnte sich bedienen.»

Zwei Versetzungsgesuche Rosa Sommerhalders aus den Jahren 1945 und 1946 haben sich in den Akten erhalten. Das zweite hatte Erfolg. Bis zu ihrer Überführung in die Oberaargauische Verpflegungsanstalt Dettenbühl bei Wiedlisbach im Juni 1946 hatte sie insgesamt etwa elf Jahre Administrativhaft im Frauengefängnis Hindelbank verbracht. Im Zusammenhang mit ihrer Versetzung fällt auf, dass es jeweils der Gemeinderat der Heimatgemeinde war, der diese kategorisch ablehnte. Sie sei «sittlich verdorben» und «unverbesserlich» und könne in einer Verpflegungsanstalt mit weniger strengem Regime nicht genügend kontrolliert werden. Hingegen war nun selbst der Regierungstatthalter der Meinung, «es sei zu weitgehend, dass eine Person rein administrativ auf fast Lebenszeit in die Anstalt Hindelbank, die eben auch Strafanstalt [sei], eingewiesen [werde]». Die Milderung der Internierung sei jetzt auch möglich, da eine weitere Schwangerschaft altershalber auszuschliessen sei: «Rosa Sommerhalder ist beinahe 48 Jahre alt, es ist nicht zu befürchten, dass sie noch ein Kind bekommt, wie die Behörde von Melchnau anzunehmen scheint.» Die Psychiaterin Margarete Doepfner, Oberärztin in Münsingen, welche in Hindelbank seit 1944 als Expertin zu Rate gezogen wurde, hatte bereits im Sommer 1945 festgestellt: «[...] eine Verschlimmerung des psychischen Zustandes liegt nicht vor, im Gegenteil dürfte eine gewisse Beruhigung sich allmählich bemerkbar machen. Diese würde allerdings weniger einer wirklichen Besserung als dem Altern und damit dem Müdewerden entspringen. Aus diesem Grunde ist der Wechsel von der Arbeits- in die Armenanstalt zu befürworten.»

Das Regime in der Verpflegungsanstalt Dettenbühl scheint weniger streng gewesen zu sein. Im Führungsbericht von 1948 heisst es etwa: «Frau Sommerhalder ist keine grosse Arbeitskraft. Sie hilft gegenwärtig im Garten. Wegen ihrem schwachen Herz muss sie zeitweise aussetzen und auch Herzmittel nehmen. Es kommen hie und da kleinere Diebstähle vor, welche wir ihr aber nicht restlos nachweisen können. Eine Placierung [bei Privatper-

sonen] können wir nicht befürworten.» Oder 1950: «Ihre Aufführung betreffend Verkehr mit Männern und Stehlucht ist eher besser geworden.» Im gleichen Jahr durfte Rosa Sommerhalder zum ersten Mal Urlaub machen. So schreibt die Fürsorgekommission von Melchnau: «Wir gewähren nun unsern übrigen Insassen von Dettenbühl alljährlich 8–14 Tage Ferien, d. h. Gasthofaufenthalt in Melchnau. Dies Jahr fragte nun die Sommerhalder, ob sie auch einmal in die Ferien könne.» Je ein zehntägiger Ferienaufenthalt wurde von der Anstaltsleitung auch in den folgenden zwei Jahren genehmigt.

Während ihres Aufenthalts in Dettenbühl reichte Rosa Sommerhalder insgesamt fünf Gesuche um eine Platzierung bei Privatleuten ein, immer mit der Begründung, sie habe sich im Laufe der Jahre gebessert und wolle ihr Geld selbst verdienen. Im dringlichsten Schreiben, wohl im Herbst 1952 verfasst, gab sie klar zu verstehen, was sie von ihrer Versorgungssituation hielt: «Ich habe jetzt schon manchmal unschuldig leiden müssen. Die deutschen Angestellten behandeln einem hier wie ein Hund. Wenn Sie mir nicht helfen wollen fahre ich gleichwohl los.» Nach einer weiteren psychiatrischen Begutachtung und der Bevormundung gemäss Art. 369 ZGB wegen Geisteskrankheit beziehungsweise Geisteschwäche – in diesem Gutachten ist die Rede von «Imbezillität, d. h. von einem Schwachsinn zweiten Grades» – konnte Rosa Sommerhalder im Frühling 1953 bei einer Landwirtschaftsfamilie im Oberaargau als Haushaltshilfe zu einem Monatslohn von 30 Franken nebst Kost und Logis in Dienst treten. In einem Führungsbericht von 1959 – die Stelle war drei Jahre zuvor gewechselt worden – schreibt die Fürsorgerin und «Vormünderin»: «Dank der Rücksichtnahme und dem Verständnis für die verschiedenen Schwächen von R., die [die Hausherrin] immer wieder an den Tag legt, musste der Platz nicht mehr gewechselt werden. Dies hat sich sehr vorteilhaft ausgewirkt, indem R. durch diese Zeit bedeutend ruhiger geworden ist. Es werden nicht allzu grosse Leistungen von ihr verlangt, doch kommt sie diesen im gewünschten Rahmen nach. In der Familie, wo sie einen recht guten

«EINE VERSCHLIMMERUNG DES PSYCHISCHEN ZUSTANDS LIEGT NICHT VOR, IM GEGENTEIL. DIE BERUHINGUNG WÜRD E ALLERDINGS WENIGER EINER WIRKLICHEN BESSERUNG ALS DEM ALTERN UND DAMIT DEM MÜDE- WERDEN ENTSPRINGEN.»

Die Oberärztin in Münsingen, Margerete Doepfner, befürwortete den Wechsel von der Arbeits- in eine Armenanstalt.

Anschluss hat, ist sie verträglich und geht nicht viel vom Hause weg.»

1961 heisst es dann allerdings: «[...] Frau Rosa Sommerhalder [erwies] sich an verschiedenen Arbeitsplätzen als derart unverträglich [...], dass sie in das Verpflegungsheim Dettenbühl eingewiesen werden musste. Nach dem ständigen Versagen der Rosa Sommerhalder fehlt uns der Mut, sie nochmals in einem Privathaushalt oder Landwirtschaftsbetrieb unterzubringen. Der Aufenthalt im Verpflegungsheim Dettenbühl hat wohl dauernden Charakter.»

Seit Oktober 1960 war Rosa Sommerhalder also wieder in Dettenbühl. In den Archivquellen finden sich nun noch routinemässige Nachfragen der Polizeidirektion bei der Anstaltsverwaltung, ob die Massnahme aufrechtzuerhalten sei, so im August 1964. Die Antwort lautete dahingehend, «dass der Allgemeinzustand von Frau Sommerhalder seit längerer Zeit nicht sehr gut» sei. Es ist von Zuckerkrankheit die Rede. Und: «Da sich ihr Allgemeinzustand zusehends verschlechtert und sie zeitweise nicht einmal mehr recht gehen kann, muss

angenommen werden, dass sie in Zukunft noch vermehrt gepflegt werden muss und daher kaum aus unserem Heim entlassen werden kann.» Im Juli 1966 heisst es noch, Rosa Sommerhalder gehe es «gesundheitlich recht ordentlich». Als Diabetikerin sei sie aber in ständiger ärztlicher Behandlung. Die AHV-Rentnerin arbeitete weiterhin: «Arbeiten kann sie nur leichte verrichten. Sie hilft in der Küche beim rüsten.» Auf die Anfrage der Polizeidirektion drei Jahre später, im Juli 1969, antwortet die Anstaltsverwaltung, dass Rosa Sommerhalder im Dezember 1966 verstorben sei.

Am Beispiel von Rosa Sommerhalders Versorgungsbiografie zeigen sich Eskalations- respektive Deeskalationsstufen: Nach mehreren gerichtlichen Verurteilungen wegen – zumeist wohl geringfügigen – Eigentumsdelikten griffen die Behörden zur drastischen Sicherungsmassnahme der jahrzehntelangen administrativen Versorgung. Was genau das auslösende Moment für diesen behördlichen Eingriff im Jahr 1927 war, lässt sich nicht eruieren. Was auffällt, ist die geschlechtsspezifische Argumentation in den behördlichen Stellungnahmen: ▶

«NACH DEM STÄNDIGEN VERSAGEN DER ROSA SOMMERHALDER FEHLT UNS DER MUT, SIE NOCHMALS IN EINEM PRIVATHAUSHALT UNTERZUBRINGEN. DER AUFENTHALT IM VERPFLEGUNGSHEIM DETTENBÜHL HAT WOHL DAUERNDEN CHARAKTER.»

Während ihres Aufenthalts in der Verpflegungsanstalt Dettenbühl reichte Rosa Sommerhalder insgesamt fünf Gesuche um eine Platzierung bei Privatleuten ein.

Nebst den Eigentumsdelikten war es wahrscheinlich das für die Behörden schwer kontrollierbare Gebaren einer alleinstehenden und später geschiedenen Frau, der zudem die Mutterrolle verunmöglicht wurde, was innerhalb der ländlichen oberaargauischen Dorfstruktur als Gefahr erschien. Dass sich Rosa Sommerhalder nicht um ihre Tochter kümmern wollte, konnte man ihr nicht vorwerfen. Merkwürdigerweise ist aber von dem Kind, das «nicht normal» sei und verdingt wurde, in späteren Jahren weder vonseiten der Mutter noch der Behörden jemals wieder die Rede.

In diese geschlechtsspezifische behördliche Versorgungslogik passt auch, dass Rosa Sommerhalder erst im Alter von 48 Jahren, als sie kaum mehr im gebärfähigen Alter und sexuell weniger aktiv war, die Versetzung in eine Anstalt mit weniger strengem Regime zugestanden wurde. Nochmals betont sei an dieser Stelle, dass die rund elf Jahre Einsperrung und Zwangsarbeit in Hindelbank – in Gemeinschaft nicht zuletzt mit Kapitalverbrecherinnen – ausschliesslich im Rahmen von sogenannten Sicherungsmassnahmen auf unbestimmte Zeit administrativ verfügt wurden. Die viel kürzeren gerichtlich festge-

legten Haftstrafen hatte Rosa Sommerhalder jeweils zuvor in unterschiedlichen Gefängnissen verbüsst. Unter diesem Gesichtspunkt scheint die Haltung der heimatörtlichen Fürsorgebehörde, die noch 1946 eine Entlassung Rosa Sommerhalders aus dem Frauengefängnis Hindelbank ablehnte, besonders rigoros.

Die Verpflegungsanstalt Dettenbühl war ebenfalls eine Arbeitsanstalt, allerdings mit bedeutend weniger straffem Regime, das der Klientel auch Ferien und verminderte Arbeitsfähigkeit zugestand. Sie war 1892 als «Oberaargauische Armenverpflegungsanstalt Dettenbühl» eröffnet worden und entsprach dem Typus einer regionalen oder kommunalen Armenanstalt, wie sie mancherorts im 18. und 19. Jahrhundert entstanden. Diese Anstalt übernahm auch die Funktion eines Alters- und Pflegeheims, als Rosa Sommerhalder zunehmend gesundheitlich angeschlagen und pflegebedürftig war. Dass in den späten 1960er-Jahren das Berner Polizeidepartement während zweieinhalb Jahren vom Tod der Klientin keine Notiz nahm, lässt Fragen zur Kommunikation zwischen Einweisungsbehörden, Anstaltsleitungen und administrativ Versorgten aufkommen.

Personendossier, Staatsarchiv des Kantons Bern (StABE), BB 4.1.3022, Personendossier der Berner Polizeidirektion (1927–1969).

Jahresbericht, StABE, BB 4.1.5784, Jahresbericht Hindelbank 1943.

Literatur

POPESCU Maria, *Von Mittwoch bis Mittwoch. Mein Leben während 11½ Jahren in schweizerischen Frauengefängnissen*, Bern 1961.

WERNLI Martina, *Schreiben am Rand. Die «Bernische kantonale Irrenanstalt Waldau» und ihre Narrative (1895–1936)*, Bielefeld 2014.

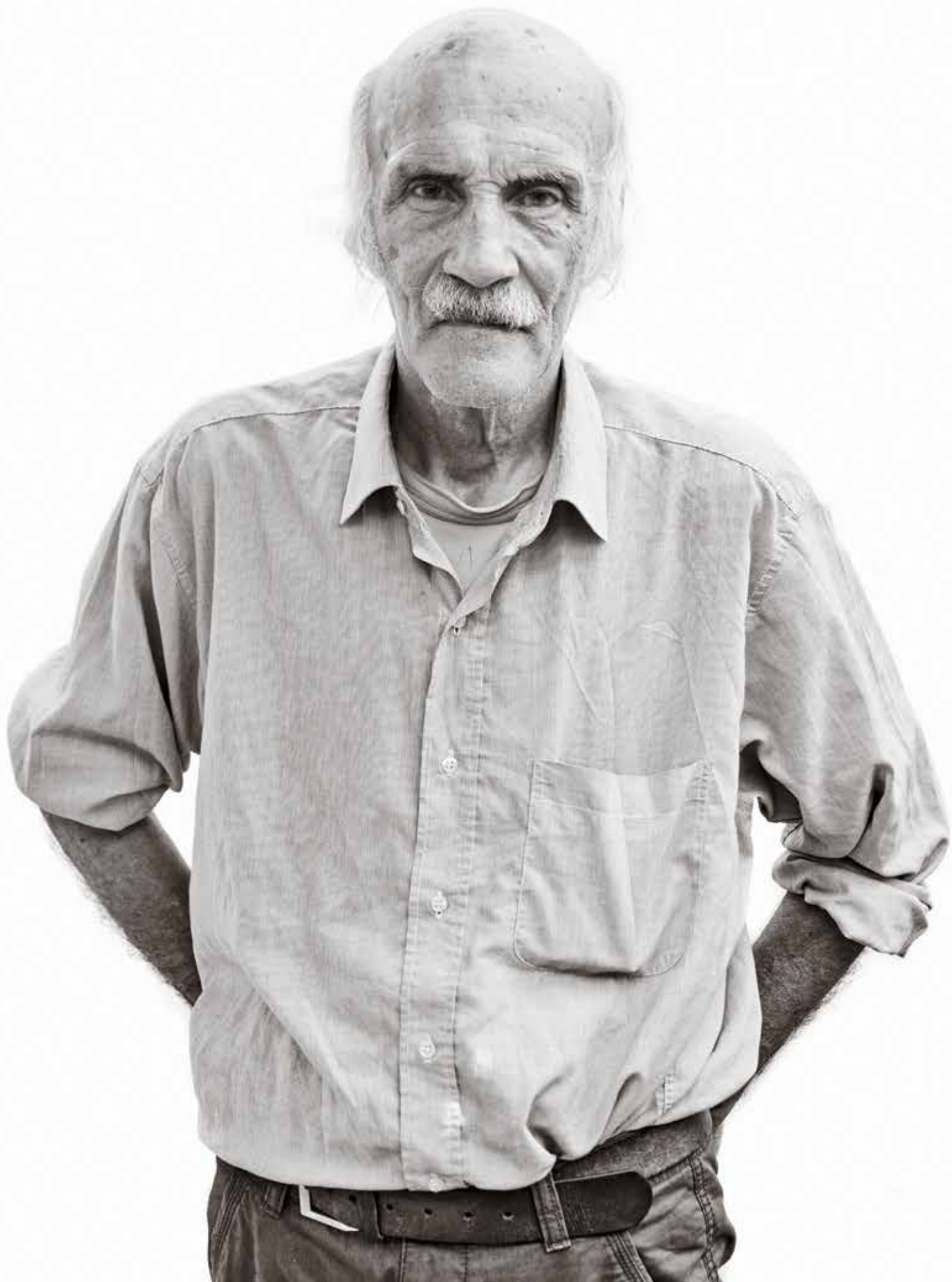
Kevin Heiniger, Studium der Geschichte und Germanistik in Basel und Berlin; Promotionsarbeit zur Geschichte der Erziehungsanstalt Aarburg; wissenschaftlicher Mitarbeiter der UEK.

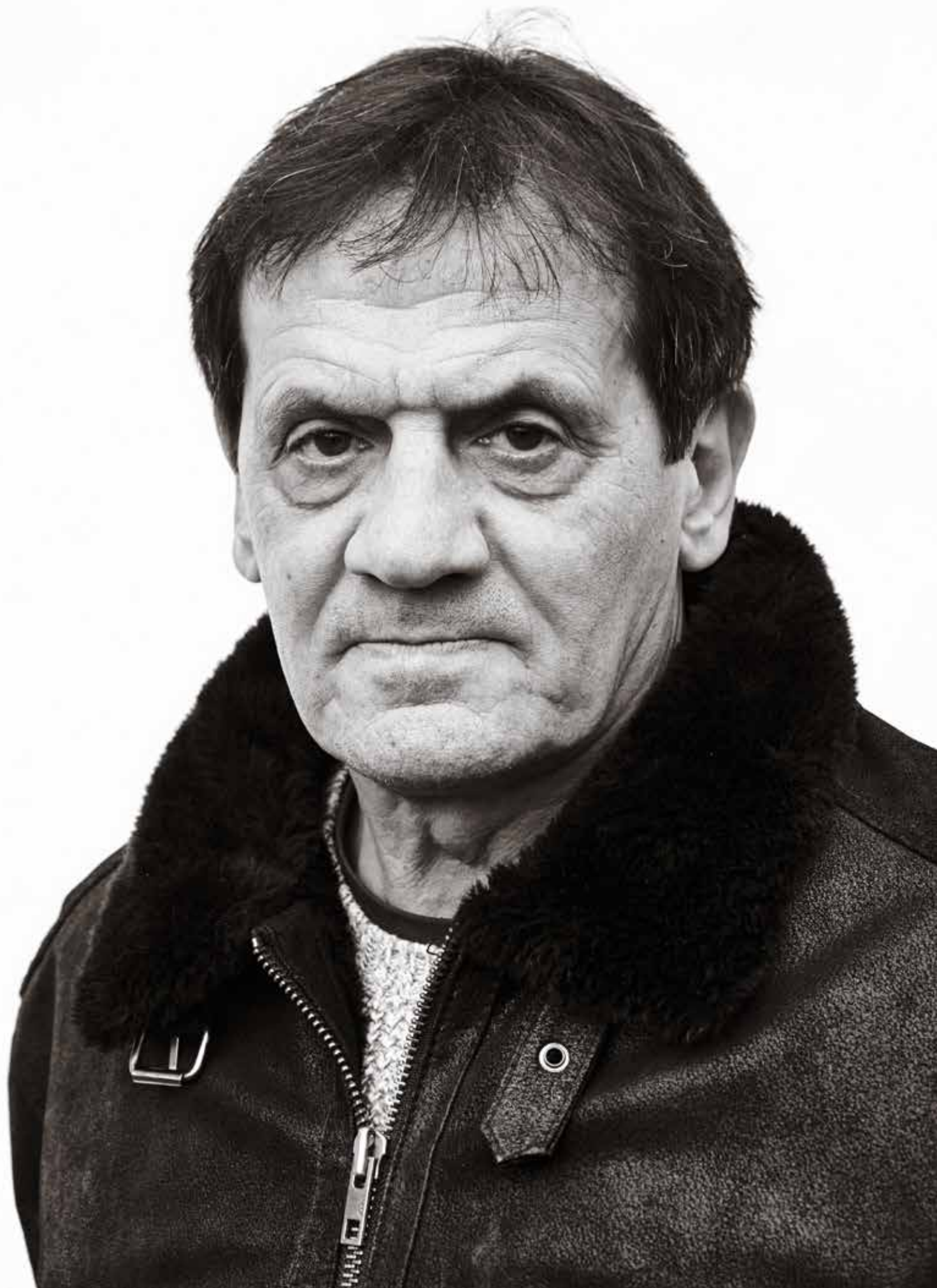
























Hinter der Kamera
Zürich, 15. Mai 2017



Hinter der Kamera
Bern, 23. Mai 2017

DANKE

an alle Porträtierten: (nach der Reihenfolge im Buch)

Mili Kusano, Roland Rügger, Karin Gurtner, Heini Steiner, Anonym, Hubert Meyer, Anton Aebischer, Edith Eschler, Helena Gerber, Anna Gutknecht, Marie-Rose Zysset-Cevey, Franz Geringer, Heinz Jermann, Philippe Frioud, K. Frischknecht, Michel Mischler, Willi Mischler, Daniella Schmidt, Ursula Biondi, Christoph Pöschmann, Erna Amsler, Anonyme, René Schüpbach, Jeannette Moser, Hansueli Staub, Dölf Bachmann, Walter Emmisberger, Hans Albrecht*, Christian Mehr, André Broccard, Gianni Mora, Daniela Caduff, Marina Byrde, Robert Blaser, Eduard Blaser, Werner Fischer*, Annemarie Berger*, A. Benggert, Marianne Steiner, Anne-Marie Shehata-Mermoud, Roger Bresch, Erna Eugster, Christine Ruckstuhl, Denise Wipfli-Varisco, Christian Tschannen, Peter Paul Moser, Uschi Waser, Patrick Plancherel, Andreas Jost, Jean-François Oulevay, Mario Delfino, Margrit Künzli, Jules Michael Meier, Alois Kappeler, MarieLies Birchler und allen, die sich gegen ein Porträt entschieden haben.

Danke auch an die Interviewerinnen und Interviewer und die Transkriptorinnen der Interviews bei der UEK, Danielle Berthet, Claudio Conidi, Daniel Lis, Laurence Kohli und Gioia Bulundwe, Noémie Christen, Laura Schneider, sowie an alle kritischen Leserinnen und Leser früherer Fassungen der Textporträts und an alle, die uns beim Recherchieren behilflich waren: Camille Aeschimann, Ruth Ammann, Nicolas Barras und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs Bern, Vanessa Bignasca, Sara Galle, Jacques Gasser, Christian Gillieron vom Staatsarchiv des Kantons Waadt, Beat Gnädinger, Nicole Gönitzer, Flavia Grossmann, Lukas Gschwend, Thomas Huonker, Laurence Kohli, Jan und Elisabeth Lis-Lejeune, Lorraine Odier, Anne-Françoise Praz, Nadja Di Pumpo, Iris Ritzmann, Marcel Ruf und Mitarbeiterinnen von der Justizvollzugsanstalt Lenzburg, Bernhard C. Schär, Alfred Schwendener, Charles-Edouard Thiébaud und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs Freiburg, Christophe Thomann, Christian Winkler und Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Staatsarchivs Schwyz, Sara Zimmermann.

UNABHÄNGIGE EXPERTENKOMMISSION (UEK) ADMINISTRATIVE VERSORGUNGEN

Der Bundesrat beauftragte im Rahmen eines breiten politischen Prozesses Ende 2014 eine unabhängige Expertenkommission (UEK) mit der wissenschaftlichen Aufarbeitung der administrativen Versorgungen in der Schweiz vor 1981. Dazu gehörten insbesondere die Auseinandersetzung mit der Perspektive von Betroffenen und Opfern sowie die Analyse staatlicher Interventionen und behördlichen Handelns. Die UEK sollte dabei auch die Bezüge zu allen anderen fürsorgerischen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen berücksichtigen. Die Kommission veröffentlicht ihre Forschungsergebnisse in Form von neun Monografien sowie einem Synthesebericht zuhanden des Bundesrats.

Die gesetzliche Grundlage dieses Auftrags war zunächst das vom Parlament verabschiedete Bundesgesetz über die Rehabilitierung administrativ versorgter Menschen (SR 211.223.12) vom 21. März 2014. Das vom Parlament als indirekter Gegenvorschlag zur eidgenössischen Volksinitiative «Wiedergutmachung für Verdingkinder und Opfer fürsorgerischer Zwangsmassnahmen (Wiedergutmachungsinitiative)» verabschiedete Bundesgesetz über die Aufarbeitung der fürsorgeri-

schen Zwangsmassnahmen und Fremdplatzierungen vor 1981 (AFZFG, SR 211.223.13) ersetzte das alte Gesetz am 30. September 2016.

Die UEK Administrative Versorgungen wurde interdisziplinär zusammengesetzt: Sie besteht aus neun Mitgliedern, schwergewichtig Historikerinnen und Historikern, aber auch Vertreterinnen und Vertretern der Sozialwissenschaften, der Psychiatriegeschichte/Psychiatrie und der Rechtswissenschaften/Rechtsgeschichte. Über die Zusammensetzung der Kommission und die Organisation des Forschungsbetriebs gibt die Website Auskunft: www.uek-av.ch/uek.

Bei ihrer ersten Sitzung hat die Kommission den Inhalt und die Grenzen der «Unabhängigkeit» diskutiert. Die UEK hat insbesondere auf eine unabhängige Forschung geachtet und diese nach strengen wissenschaftlichen Kriterien durchgeführt. Die Unabhängigkeit ist eine grundlegende Bedingung für die Ausführung ihres Auftrags und die Legitimität ihrer Arbeit.

Für wertvolle Hinweise und Anregungen im Rahmen des Forschungsprogramms und des Forschungsdesigns dankt die Kommission: Prof. Dr. Pierre Avanzino (École d'études sociales et pédagogiques de Lausanne), Prof. Dr. Markus Furrer (Pädagogische Hochschule Luzern), Elisabeth Keller (Eidgenössische Kommission für Frauenfragen), Dr. Gregor Spuhler (Archiv für Zeitgeschichte, Eidgenössische Technische Hochschule Zürich), Prof. Dr. Sabine Freitag (Otto-Friedrich-Universität Bamberg), Prof. Dr. Caroline McGregor (National University of Ireland, Galway), Prof. Dr. Michaela Ralser (Universität Innsbruck), Prof. Dr. Xavier Rousseaux (Université catholique de Louvain), Prof. Dr. Christian Schrapper (Universität Koblenz-Landau).

Die Kommission spricht insbesondere allen Personen ihren aufrichtigen Dank aus, die von administrativen Versorgungen und weiteren fürsorgerischen Zwangsmassnahmen betroffen waren und mit ihr im Austausch waren, die bereit waren, sich befragen zu lassen, die ihre privaten Unterlagen zur Verfügung gestellt haben und die wertvolle Hinweise zu den Forschungsarbeiten und weiteren Projekten der UEK gaben. Ihre Unterstützung war für die Arbeit der UEK grundlegend.

*Unabhängige Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen*

COMMISSION INDÉPENDANTE D'EXPERTS (CIE) INTERNEMENTS ADMINISTRATIFS

C'est dans le cadre d'un vaste processus politique que le Conseil fédéral, à la fin de 2014, a chargé une commission indépendante d'experts (CIE) de réaliser une étude scientifique sur la pratique de l'internement administratif en Suisse avant 1981. Concrètement, la mission de la CIE était d'écrire et d'interroger l'histoire des internements administratifs en tenant compte du point de vue des victimes et des personnes concernées, en analysant les interventions étatiques et les pratiques des autorités et en prenant en considération les rapports avec d'autres mesures de coercition à des fins d'assistance et placements extrafamiliaux. Les résultats de ses recherches sont publiés sous forme de neuf monographies et d'un rapport de synthèse à l'intention du Conseil fédéral.

La première base légale de la CIE figurait dans la loi fédérale du 21 mars 2014 sur la réhabilitation des personnes placées par décision administrative (RS 211.223.12). Elle a été remplacée par la loi fédérale du 30 septembre 2016 sur les mesures de coercition à des fins d'assistance et les placements extrafamiliaux antérieurs à 1981 (LMCFA, RS 211.223.13), adoptée par le Parlement en tant que contre-projet indirect à l'initiative

populaire fédérale «Réparation de l'injustice faite aux enfants placés de force et aux victimes de mesures de coercition prises à des fins d'assistance (initiative sur la réparation)».

La CIE Internements administratifs a été conçue selon une approche interdisciplinaire, avec neuf membres de différents horizons, principalement des historien·ne·s, mais aussi des représentant·e·s des sciences sociales, de la psychiatrie et de l'histoire de la psychiatrie, ainsi que du droit et de l'histoire du droit. Le site internet www.uek-av.ch/uek donne des informations sur la composition de la commission et l'organisation des recherches.

Lors de sa première réunion, la CIE a débattu du contenu et des limites de son indépendance. Elle a porté une attention particulière à assurer que ses recherches, menées selon de stricts critères scientifiques, se déroulent dans une complète indépendance. Cette indépendance était à ses yeux une condition essentielle à la réalisation de son mandat et à la légitimité de son travail.

La Commission tient à remercier les expert·e·s suivant·e·s pour leurs précieuses contributions et suggestions dans la conception du plan de recherche de la CIE et la réalisation de ses travaux : Prof. Dr. Pierre Avanzino (École d'études sociales et pédagogiques de Lausanne), Prof. Dr. Markus Furrer (Pädagogische Hochschule Luzern), Elisabeth Keller (Commission fédérale pour les questions féminines), Dr. Gregor Spuhler (Archiv für Zeitgeschichte, ETH Zürich), Prof. Dr. Sabine Freitag (Otto-Friedrich-Universität Bamberg), Prof. Dr. Caroline McGregor (NUI Galway), Prof. Dr. Michaela Ralser (Universität Innsbruck), Prof. Dr. Xavier Rousseaux (Université catholique de Louvain), Prof. Dr. Christian Schrapper (Universität Koblenz Landau).

La Commission exprime tout particulièrement ses vifs remerciements aux personnes concernées par un internement administratif ou d'autres mesures de coercition à des fins d'assistance qui ont accepté de raconter leur vécu et de mettre à disposition leurs archives privées, et qui ont donné de précieuses indications sur les travaux de recherche et d'autres projets de la CIE. Sans leur soutien, la CIE n'aurait pas pu accomplir sa mission.

*Commission indépendante d'experts (CIE)
Internements administratifs*

COMMISSIONE PERITALE INDIPENDENTE (CPI) INTERNAMENTI AMMINISTRATIVI

Nel contesto di un vasto processo politico, a fine 2014 il Consiglio federale ha incaricato una commissione peritale indipendente di analizzare scientificamente gli internamenti amministrativi precedenti il 1981 in Svizzera. Tale commissione doveva tenere conto di tutti i collocamenti extrafamiliari e delle altre misure coercitive a scopo assistenziale. I risultati delle sue ricerche vengono ora pubblicati sotto forma di nove monografie e di una sintesi finale a destinazione del Consiglio federale.

La pertinente base legale era dapprima costituita dalla legge federale del 21 marzo 2014 concernente la riabilitazione delle persone internate sulla base di una decisione amministrativa (RS 211.223.12), adottata dal Parlamento. La legge federale sulle misure coercitive a scopo assistenziale e i collocamenti extrafamiliari prima del 1981 (LMCCE; RS 211.223.13), adottata dal Parlamento come controprogetto indiretto all'iniziativa popolare federale «Riparazione a favore dei bambini che hanno subito collocamenti coatti e delle vittime di misure coercitive a scopo assistenziale (Iniziativa per la riparazione)», ha sostituito la vecchia legge il 30 settembre 2016.

La CPI Internamenti amministrativi ha composizione interdisciplinare: i suoi nove membri sono principalmente storici, ma anche rappresentanti delle scienze sociali, della psichiatria e della sua storia nonché delle scienze giuridiche e della storia del diritto. La composizione della Commissione e l'organizzazione dei lavori di ricerca sono illustrate sul sito: www.uek-av.ch/uek.

Nella sua prima seduta, la Commissione ha discusso il concetto e i limiti della sua «indipendenza», ponendo l'accento in particolare su una ricerca indipendente, condotta in base a rigorosi criteri scientifici. L'indipendenza è la *conditio sine qua non* per svolgere la sua missione e garantire la legittimità del suo operato.

Per i loro preziosi suggerimenti nel quadro del suo programma di ricerca, la CPI ringrazia: prof. dr. Pierre Avanzino (École d'études sociales et pédagogiques di Losanna), prof. dr. Markus Furrer (Alta scuola pedagogica di Lucerna), Elisabeth Keller (Commissione federale per le questioni femminili), dr. Gregor Spuhler (Archivio di storia contemporanea, PF di Zurigo), prof. dr. Sabine Freitag (Università Otto-Friedrich di Bamberg), prof. dr. Caroline McGregor (NUI Galway), prof. dr. Michaela Ralser (Università di Innsbruck), prof. dr. Xavier Rousseaux (Università cattolica di Lovanio), prof. dr. Christian Schrappner (Università di Coblenza Landau).

La Commissione esprime in particolare i propri sentiti ringraziamenti a tutte le persone che, interessate dagli internamenti amministrativi e da altre misure coercitive a scopo assistenziale, hanno acconsentito a farsi intervistare e messo a disposizione i loro documenti privati, fornendo preziosi spunti per i lavori di ricerca e altri progetti commissionali. Il loro sostegno è stato essenziale per il lavoro della CPI.

*Commissione peritale indipendente (CPI)
Internamenti amministrativi*

IMPRESSUM

Mitglieder der Unabhängigen Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgungsungen
Membres de la Commission indépendante d'experts (CIE) Internements administratifs
Membri della Commissione peritale indipendente (CPI) Internamenti amministrativi

Markus Notter (Präsident), Altregierungsrat des Kantons Zürich, Jurist
Jacques Gasser, Chef du Département de psychiatrie du Centre hospitalier universitaire vaudois, psychiatre
Beat Gnädinger, Staatsarchivar des Kantons Zürich, Historiker
Lukas Gschwend, Professor für Rechtsgeschichte, Rechtssoziologie und Strafrecht, Universität St. Gallen
Gisela Hauss, Professorin Soziale Arbeit, Fachhochschule Nordwestschweiz
Thomas Huonker, selbständiger Historiker, Zürich
Martin Lengwiler (Vizepräsident), Professor für Neuere Allgemeine Geschichte, Universität Basel
Anne-Françoise Praz (vice-présidente), Professeure en Histoire contemporaine, Université de Fribourg
Loretta Seglias, selbständige Historikerin, Wädenswil

www.uek-administrative-versorgungen.ch
www.cie-internements-administratifs.ch
www.cpi-internamenti-amministrativi.ch

Herausgegeben von / Édité par / A cura della
Unabhängige Expertenkommission (UEK) Administrative Versorgungsungen
Commission indépendante d'experts (CIE) Internements administratifs
Commissione peritale indipendente (CPI) Internamenti amministrativi

Generalsekretariat / Secrétariat général / Segretariato generale
Elie Burgos
Sara Zimmermann

Assistenz / Assistante / Assistente
Núria Gysin

Vermittlung / Diffusion des résultats scientifiques / Comunicazione
Joséphine Métraux

Grafische Gestaltung Umschlag und Inhalt / Conception graphique de la couverture et du contenu /
Concetto grafico della copertina e dei contenuti
Luzian Meier (www.luzianmeier.ch)

Fotografien / Photographies / Fotografie
Jos Schmid (www.jos Schmid.com)

www.chronos-verlag.ch
www.alphil.com
www.edizionicasagrande.com

© 2019 Chronos Verlag, Zürich
ISBN 978-3-0340-1511-0 (Chronos Verlag, Zürich)
ISBN 978-2-88930-253-6 (Éditions Alphil, Neuchâtel)
ISBN 978-88-7713-834-7 (Edizioni Casagrande, Bellinzona)

Veröffentlichungen der
Unabhängigen Expertenkommission (UEK)
Administrative Versorgungen

Publications de la
Commission indépendante d'experts (CIE)
Internements administratifs

Pubblicazioni della
Commissione peritale indipendente (CPI)
Internamenti amministrativi

VOL. 1

Ruth Ammann, Thomas Huonker,
Jos Schmid (Fotografien)

Gesichter der administrativen Versorgung

Porträts von Betroffenen

Visages de l'internement administratif

Portraits de personnes concernées

Volti dell'internamento amministrativo

Ritratti di persone internate

ISBN 978-3-0340-1511-0 Chronos

ISBN 978-2-88930-253-6 Alphil

ISBN 978-88-7713-834-7 Casagrande

März 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 2A

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger,
Luzian Meier

Fragen zu gestern sind Fragen von heute

Einblicke in die administrative Versorgung

ISBN 978-3-0340-1512-7 Chronos

ISBN 978-2-88930-254-3 Alphil

ISBN 978-88-7713-836-1 Casagrande

Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 2B

Joséphine Métraux, Sofia Bischofberger,
Luzian Meier

Les questions sur le passé sont

des questions du présent

Aperçus de l'internement administratif

ISBN 978-3-0340-1526-4 Chronos

ISBN 978-2-88930-265-9 Alphil

ISBN 978-88-7713-841-5 Casagrande

Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 3

Christel Gummy, Sybille Knecht,
Ludovic Maugué, Noemi Dissler,
Nicole Göntzer

Des lois d'exception ?

Légitimation et délégitimation
de l'internement administratif

Sondergesetze?

Legitimierung und Delegitimierung
der administrativen Versorgung
ISBN 978-3-0340-1513-4 Chronos
ISBN 978-2-88930-255-0 Alphil
ISBN 978-88-7713-838-5 Casagrande
Mai 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 4

Anne-Françoise Praz, Lorraine Odier,
Thomas Huonker, Laura Schneider,
Marco Nardone

«... je vous fais une lettre»

Retrouver dans les archives la parole et
le vécu des personnes internées

Die Stimme der internierten Personen
in den Archiven

Ritrovare negli archivi le parole e il vissuto
delle persone internate

ISBN 978-3-0340-1514-1 Chronos
ISBN 978-2-88930-256-7 Alphil
ISBN 978-88-7713-835-4 Casagrande
Mai 2019. CHF 48 / EUR 48

VOL. 5

Ruth Ammann, Alfred Schwendener

«Zwangslagenleben»

Biografien von ehemals administrativ
versorgten Personen

ISBN 978-3-0340-1515-8 Chronos
ISBN 978-2-88930-257-4 Alphil
ISBN 978-88-7713-837-8 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 6

Ernst Guggisberg, Marco Dal Molin

«Zehntausende»

Zahlen zur administrativen Versorgung
und zur Anstaltslandschaft

ISBN 978-3-0340-1516-5 Chronos
ISBN 978-2-88930-258-1 Alphil
ISBN 978-88-7713-839-2 Casagrande
Mai 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 7

Rahel Bühler, Sara Galle, Flavia Grossmann,
Matthieu Lavoyer, Michael Mülli,
Emmanuel Neuhaus, Nadja Ramsauer

Ordnung, Moral und Zwang

Administrative Versorgung
und Behördenpraxis

Ordre, morale et contrainte

Internements administratifs et
pratique des autorités

ISBN 978-3-0340-1517-2 Chronos
ISBN 978-2-88930-259-8 Alphil
ISBN 978-88-7713-840-8 Casagrande
Juni 2019. CHF 58 / EUR 58

VOL. 8

Loretta Seglias, Kevin Heiniger,
Vanessa Bignasca, Mirjam Häslar Kristmann,
Alix Heiniger, Deborah Morat, Noemi Dissler

Alltag unter Zwang

Zwischen Anstaltsinternierung und
Entlassung

Un quotidien sous contrainte

De l'internement à la libération

Vivere sotto costrizione

Dall'internamento in istituto alla liberazione
ISBN 978-3-0340-1518-9 Chronos
ISBN 978-2-88930-260-4 Alphil
ISBN 978-88-7713-842-2 Casagrande
Juni 2019. CHF 68 / EUR 68

VOL. 9

Thomas Huonker, Lorraine Odier,
Anne-Françoise Praz, Laura Schneider,
Marco Nardone

«... so wird man ins Loch geworfen»

Quellen zur Geschichte der
administrativen Versorgung

Histoire de l'intermenet administratif:
sources

Storia dell'internamento

amministrativo: fonti

ISBN 978-3-0340-1519-6 Chronos
ISBN 978-2-88930-261-1 Alphil
ISBN 978-88-7713-844-6 Casagrande
Juni 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10

Urs Germann, Lorraine Odier

Synthesebericht

ISBN 978-3-0340-1520-2 Chronos
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10**Rapport de synthèse**

ISBN 978-2-88930-262-8 Alphil
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10**Rapporto di sintesi**

ISBN 978-88-7713-846-0 Casagrande
September 2019. CHF 38 / EUR 38

VOL. 10**Synthesis Report**

ISBN 978-3-0340-1529-5 Chronos
September 2019. E-Book (PDF)